Dichtungen

von

Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen

herausgegeben

von

Karl Maria Kertbeny.

Mit einem Vorwort

von

Friedrich Bodenstedt.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Dichtungen

von

Alexander Petöfi.

Dichtungen

von

Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen

herausgegeben

von

Karl Maria Kertbeny.

Mit einem Vorwort

von

Friedrich Bodenstedt.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Töne, Leier, laut im Sang,
Ist dies Lied dein letzter Klang;
Lasse laut es schallen,
Daß die Felsen es der Zeit,
Die Jahrhunderte, weit und breit
Mögen widerhallen!

Petöfi (1849).

Vorwort.

Vor sechs Jahren — es war die Zeit des heiligen Pfingstfestes — fiel mir ein Buch in die Hände, welches den Titel führt: „Ausgewählte ungarische Volkslieder, übersetzt und herausgegeben durch Kertbeny“ (Darmstadt 1851). Die frische Naivetät, die von aller Sentimentalität freie Gefühlsinnigkeit, der kecke Uebermuth und die reiche Schönheit der meisten dieser Lieder erquickten mich dergestalt, daß ich mich in den ersten Tagen von dem Buche gar nicht trennen konnte und den Drang fühlte, meiner Freude darüber öffentlichen Ausdruck zu geben (im Sonntagsblatte der Weserzeitung), um auch Andere desselben Genusses theilhaftig zu machen.

Die etwas holperige und unbeholfene Uebersetzung beurtheilte ich um so milder, als der Herausgeber selbst in der Vorrede sich auf das beschei-

denste darüber äußerte und von vornherein alle höhern Ansprüche durch das Bekenntniß zurückwies: ihm sei, als geborenem Ungar, die deutsche Sprache nicht an der Wiege gesungen. Dazu kam, daß ich, jahrelang selbst mit Sammlungen von Volksliedern in fremden Zungen beschäftigt, — die uns doch nie so vertraut werden, wie die Muttersprache, — mich früh daran gewöhnt hatte, den poetischen Kern auch aus der fremdartigsten Umhüllung herauszufinden, mehr mit dem innern als mit dem äußern Ohre zu hören. Endlich überraschten mich diese ungarischen Volkslieder als etwas mir vollständig Neues; durch sie wurde zum ersten mal mein Blick auf die Poesie der Magyaren gelenkt und meine Neugier geweckt, mich weiter darnach umzusehen.

Mein Aufsatz über die ungarischen Volkslieder bot dem mir persönlich unbekannten, strebsamen Uebersetzer Veranlassung, schriftlichen Verkehr mit mir anzuknüpfen und mich auf seine übrigen umfangreichen Arbeiten aufmerksam zu machen. So geschah es, daß er mir vor einem Jahre auch seine neue Bearbeitung des Petöfi im Manuscript übersandte, mit dem Ersuchen, die Veröffentlichung derselben zu ermöglichen.

Ich las mit immer wachsender Begeisterung die frischen, schwungvollen Lieder des in seiner Literatur einzig dastehenden ungarischen Dichters, der, verglichen mit den besten gleichzeitigen Lyrikern in andern Ländern, von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen wird. Und wer da weiß, wie viel selbst bei der gelungensten Uebersetzung lyrischer Gedichte verloren geht, der wird mir beistimmen, wenn ich sage: das muß ein echter, ein großer Dichter sein, von dem in einer uns nicht überall anheimelnden Verdeutschung soviel übrigbleibt, wie im vorliegenden Bande von dem poetischen Gehalt Petöfi's.

Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, die Bedeutung des ungarischen Dichters ganz würdigend, zeigte sich auf das freundlichste bereit, die Kertbeny'sche Uebersetzung in ihrem Verlage erscheinen zu lassen, wenn i ch es übernähme, das Werk durch eine Vorrede beim Publicum einzuführen.

So ist es gekommen, daß ich der Fürsprecher eines fremden Dichters geworden bin, der bei Allen, die ihn kennen, wahrlich keiner Fürsprache bedarf, weshalb auch der Zweck dieser Zeilen kein anderer ist, als die Aufmerksamkeit aller für echte Poesie empfänglichen Leser auf ihn zu lenken, die ihn noch nicht kennen.

Nebenbei möge es mir vergönnt sein, in ein paar Worten meine Ansicht über Petöfi's eigenthümliche Bedeutung zu sagen.

Die Ungarn verehren in ihm den ersten wahrhaft nationalen Dichter, einen Dichter, welcher den allen Classen der Nation gemeinsamen Stimmungen, Gefühlen und Gedanken energischen, vollen Ausdruck lieh.

Es hat in Ungarn schon vor ihm Dichter gegeben, die in die Saiten der Volksharfe gegriffen und einen oder den andern Ton glücklich getroffen haben; allein sein Wirken fällt mit der Zeit zusammen, in welcher die Nation zu ihrem heutigen Bewußtsein erwachte und ihre früher durch sociale Schranken getrennten Richtungen in Einem Brennpunkte sammelte. Petöfi's Gedichte sind nicht nur der poetische Ausdruck dieses Nationalgefühls, sie halfen es auch erzeugen und befestigen.

Vor den Erschütterungen der letzten Jahrzehnde war nur der Adel von Macht und Einfluß in Ungarn, und dieser hatte mehr ein politisches als nationales Bewußtsein.

Erst von afterclassischen, dann von französischen, endlich von deutschen Einflüssen beherrscht, schämte sich die ungarische Poesie der Naturlaute des Volks-

liedes; ihre Sprache war erkünstelt wie ihre Gefühle, sie bewegte sich in conventionellen Strophen und Phrasen, bis Petöfi, ein Sohn des Volks, auftrat, die socialen Schranken wie den poetischen Schulzwang durchbrechen half und zu der Nation in einer poetischen Sprache redete, welche ihr vollständig neu erschien und ihr im Grunde doch vertrauter und heimischer klang als die alte.

Denn diese Sprache war dieselbe, welche im Munde des Volks lebte, nicht mehr der künstliche Abzug davon, welcher bis dahin allein und ausschließlich poetisches Bürgerrecht hatte.

Petöfi war der Erste, der die reichen Schätze der ungarischen Sprache in einer Weise zutage förderte, wovon man früher keine Ahnung gehabt; in poetischer Verklärung gab er dem Volke mit vollen Händen wieder, was er ihm mit vollen Händen genommen hatte. Auch im Ton und Bau seiner Strophen folgte er mit feinem musikalischen Ohre mehr den Melodien der heimatlichen Volkslieder, als den künstlich eingebürgerten trochäischen und jambischen Maßen.

Diese nationalen Vorzüge, welche den Dichter eben seinem Volke so werth und theuer machen, daß es in ihm seinen poetischen Messias verehrt,

können natürlich in einer Uebersetzung nicht nach Gebühr gewürdigt werden.

Doch abgesehen davon ist sein Genius mächtig genug, um uns mit wachsender Gewalt in den Zauberkreis seiner Dichtungen zu bannen. Wir werden durch ihn in eine ganz neue Welt geführt, in welcher wir uns aber an seiner Hand sofort heimisch fühlen. Er hat das helle Auge des Dichters, welches Menschen und Dinge in seiner Seele und seinen Liedern gerade so wiederspiegelt, wie man sie sehen soll, um das Schöne, das Charakteristische daran zu erkennen. Er malt mit wenigen Strichen und gibt doch immer ein ganzes Bild. Alle Lieder Petöfi's sind unmittelbare Ergüsse seines innern, oder Bilder seines äußern Lebens, sodaß man aus ihnen nicht nur sein ganzes Denken und Empfinden, sondern auch seine wechselvollen Schicksale, seine Familie, seine Heimat, sein Vaterland in einer Weise kennen lernt, als hätte man Alles mit ihm gedacht, empfunden, erlebt und durchwandert.

Während er durch ein Gedicht, wie der „Wahnsinnige", uns einen Blick in die schauerlichsten Tiefen der Menschennatur eröffnet, führt er uns in seinen „Naturbildern" die Welt so schön vor, daß wir neue Lust fühlen darin zu leben. Ob er uns aus

Herzensgrund lachen macht, wie durch das Gedicht „Herr Dase“ und viele ähnliche Lieder, oder ob er uns zu tiefer Wehmuth bewegt, wie durch seine „Cypressenblätter vom Grabe Etelka's“, — ob er von Wein und Liebe singt, oder von Gott und Unsterblichkeit, immer gibt er uns reine, voll ausklingende Töne.

Seine Landsleute haben ihn, seines sprudelnden Witzes wegen, oft mit Heine verglichen; aber er hat Heine's Witz und Anmuth ohne seine Bosheit, und durch sein Leben und Dichten geht ein Zug von Wahrhaftigkeit, den wir leider oft bei Heine vermissen.

Endlich steht Petöfi in Betreff seiner Fruchtbarkeit einzig in der Literaturgeschichte da. Seine Lieder waren der reiche Gewinn jedes Tages; sein ganzes Leben wurde Gesang, und doch finden wir ihn niemals trivial. Er knüpfte immer beim Nächstliegenden an und wußte dem Allergewöhnlichsten poetisches Gepräge zu geben. Er war immer natürlich und in seiner Natürlichkeit immer poetisch, und so erklärt es sich, daß in wenigen Jahren seiner Brust Tausende von Liedern entklangen und daß er seinem Volke ein unendlich reicheres poetisches Vermächtniß hinterlassen konnte, als irgend ein Dichter vor ihm,

obgleich er seine Laufbahn in einem Lebensalter beschloß, wo andere Dichter ihre Laufbahn erst zu beginnen pflegen.

Hier mögen diese Andeutungen genügen, da es einem besondern Anhange dieses Werkes vorbehalten bleibt, dem Leser ausführlichere Nachrichten über des Dichters Lebensschicksale nebst einer vergleichenden Charakteristik seiner Werke zu geben.

Zu bedauern bleibt es immer, daß, während die poetischen Schätze aller alten und neuern Culturvölker der deutschen Literatur auf das würdigste angeeignet sind, die ungarische Poesie allein noch keinen ebenbürtigen Uebersetzer gefunden hat, wie denn Herr Kertbeny selbst mit dem Freimuth einer das eigene Verdienst stets dem Gegenstande unterordnenden Bescheidenheit die Unzulänglichkeit seiner Arbeiten bei jedem Anlasse eingesteht. Allein, indem ich dies ausspreche, darf ich um so unbedenklicher in seine Klage einstimmen, daß in Beurtheilungen seiner mannichfachen Thätigkeit, uns die Geisteserzeugnisse seines Volks zu erschließen, mit abfertigender Theilnahmslosigkeit eben immer nur jene Mängel hervorgehoben wurden, während man der eigenthümlichen Bedeutung der Originale, die auch in dieser unvollkommenen Gestalt immer noch kennt-

lich und einladend genug durchblickt, eine tiefere Würdigung hartnäckig versagte.

Ueberhaupt war es das Ziel seiner jahrelangen unermüdeten Bestrebungen, die Deutschen, als das in liebevoller Aufnahme fremdländischer Geisteseigenthümlichkeit bewährteste Volk, nur einstweilen darauf hinzuweisen, daß seine Heimat poetische Schätze zu bieten habe, welche einer ernsten Beachtung so würdig seien, als die Schöpfungen irgend eines fremden Volks, denen jemals deutsche Uebersetzungskunst und Formenvirtuosität sich zugewandt habe.

Und da Herr Kertbeny mit seinem Bestreben so ziemlich allein steht, stellen sich in der That die Dinge so, daß wir ohne den Eifer dieses nicht immer völlig genügenden Dolmetsch ganz auf den Genuß verzichten müßten, der uns durch seine Vermittelung doch immerhin in so reichem Maße geboten wird.

Und so glaube ich auch, trotz der begründeten Einwendungen, welche die Kritik gegen Einzelheiten der vorliegenden Arbeit erheben mag, getrost die Frage aufwerfen zu können: ob nicht jeder unbefangen auf den Kern der Sache sehende Leser bei der Alternative, Petöfi durch diesen Dolmetsch

kennen zu lernen, oder seiner Bekanntschaft ganz zu entrathen, mit freudigstem Danke das Erstere wählen würde.

Bei meiner Unkunde der ungarischen Sprache, welche mir jeden wesentlich nachhelfenden Eingriff in die schwachen Seiten der Kertbeny'schen Leistung unmöglich machte, war ich selbst auf den Gesichtspunkt des Antheils beschränkt, den ich für das Verhältniß des deutschen Publicums zu diesen Dichtungen hierdurch als den maßgebenden zu empfehlen wünschte.

Demnach kann die gegenwärtige Bevorwortung keinen andern Sinn haben, als daß ich in den Kreisen, wo ich meinem Namen einige anregende Kraft zutrauen darf, mit dem besten Beispiele eines unbefangenen, billigen und dankbaren Lesers vorangehen möchte.

München, im März 1857.

Friedrich Bodenstedt.

Inhalt.

II. Volksromanzen.

III. Schenkenbuch.

IV. Gestalten.

V. Cypressenblätter.

VI. Liebesperlen.

VII. Sternenlose Nächte.

VIII. Naturbilder.

IX. Dritter Liebe Blüten.

X. Tage des Eheglücks.

XI. Rhapsodien.

XII. Wolken.

I.

Volkslieder.

(Zum größten Theile jetzt bereits im Volksmund lebend.)

Und würfe ich empor mein Herze
Ans Himmelszelt,
Es müßt' erwärmen statt der Sonne
Die ganze Welt!

Vorbemerkungen.

Büngözsdi Bandi (sprich: Bühn-gösch-di Ban-di), deutsch: Andreas Bandi, der Name eines Räubers, wahrscheinlich fingirt.

Chikós (spr.: Tschi-kohsch), der Roßhirt.

Debreczin, zweitgrößte Stadt Ungarns, im biharer Comitat in Niederungarn.

Gatya (spr.: Gat-ja), die weite Linnenhose des ungarischen Bauers.

Gulyás (spr.: Gul-jaasch), der Rinderhirt.

Hejh! ein Ausruf, gleich dem deutschen Hei!

Hortobágy (spr.: Hor-to-bahdj), große Pußta, zum debrecziner Stadtgebiet gehörend, von Debreczin etwa vier Meilen entfernt, jedoch schon in Szabolcs liegend.

Pußta, die Heide.

1.

Was nützt es.

1842.

Mi haszna, hogy a csoroszlya . . .

Was nützt es, wenn im scharfen Zug
Das Brachfeld auch zerreißt der Pflug?
Sä't man nicht Samen drein zuvor,
So schießt nur Unkraut draus empor.

Dein Blick, du kleine Maid! zerriß
Mein armes Herz so tief gewiß
Wie durch den Pflug dort, kreuz und quer,
Durchfurcht das Feld ist ringsumher.

Doch ist vergeblich dies geschehn,
Nur Kummer kann daraus entstehn;
O senk' der Liebe Saat hinein,
Daß Rosen statt des Dorns gedeihn!

2.

Viele gehn und ziehn.

1842.

Járnak, kelnek sokan az erdőben ....

Viele Menschen gehn im grünen Walde,
Sonnenuntergang glüht auf der Halde;
Rosen malt sein Scheidegruß auf Wipfel,
Auf das Laub und auf der Berge Gipfel.

Doch nur wenige Derer, die hier wandern,
Freun des Schönen sich, derweil die Andern
Auf ein stilles Plätzchen sehn im Laube,
Wo ein Tauber kost mit einer Taube.

Ich auch geh' im grünen Wald schon lange,
Freue mich am Sonnenuntergange,
An der Sonne Sinken, an den Strahlen,
Die so roth Gebirg und Wipfel malen.

Doch, seit ich das Taubenpaar gesehen,
Ist's als müßt' ich ganz vor Leid vergehen;
Denn ihr Kosen weckt in meinem Innern
Des Alleinseins trauriges Erinnern.

3.

Hortobágyer Wirthin.

1842.

Hortobágyi kocsmarosné, angyalom! . . . .

Hortobágyer Wirthin! Ihr, mein Engel, hejh!
Da ich trinken will, so schaffet Wein herbei!
Weit ist Hortobágy von Debreczin entfernt,
Dursten habe ich seit Debreczin gelernt!

Scharfe Lieder draußen pfeift der Wind,
Daß erfroren mir fast Leib und Seele sind;
Blickt mich an, Frau Wirthin, Veilchen, süße Qual!
Es erwärmt mich Eures Schlehenauges Strahl.

Ei, Frau Wirthin! sagt, wo wuchs denn Euer Wein?
Sauer ist er, mag von wilden Aepfeln sein?
Küßt mir doch die Lippen, seht, das ist gesund;
Süß ist küssen, soll versüßen mir den Mund.

Schöne Wirthin — saurer Wein — und süßer Kuß!
Hin und her im Kreise schwankt bereits mein Fuß;
O umarmt mich, Wirthin, süßes Weibchen, ach!
Säumt nicht, bis ich falle hin der Länge nach.

4.

Die Küche betrat ich.

1843.

Befordultam a konyhára ....

Die Küche betrat ich, zu zünden
 Die Pfeife — ich hielt in der Hand sie;
Das heißt — nun, ich wollte sie zünden,
 Ei, hätte bereits nicht gebrannt sie!

Die Pfeife brannte schon lange,
 Ich brauchte darum nicht zu gehen,
Ich ging — weil ich drinnen am Herde
 Ein liebliches Mädchen sah stehen.

Es schürte die Schmucke ein Feuer,
 Es lohten die Scheite gar mächtig;
Die Augen der Lieblichen aber
 Die lohten und flammten erst prächtig!

Mich trafen die Blicke der Holden,
  Mein Schreck, ach, der war nicht zu nennen!
Auslöschte die glühende Pfeife,
  Mein Herz doch begann nun zu brennen!

5.

Es reift bereits.

1843.

Érik a gabona . . . .

Es reift bereits die Kornfrucht,
Denn glühend sind die Tage;
Im Frühroth nächsten Montag,
Da mäht man hier im Schlage.

Auch reifte in den Gluten
Des Herzens meine Liebe; —
O komm, mein süßes Liebchen,
Die Ernte nicht verschiebe!

6.

Zu verbieten.

1843.

A virágnak megtiltani nem lehet . . . .

Zu verbieten ist es einer Blume nicht,
Daß sie blühe, wenn hervor der Frühling bricht;
Lenz ist jedes Mädchen, ihre Blüte Lieb':
Welcher Frühling widersteht dem Blütetrieb?

Maienglöckchen, dich ersah, dich liebe ich!
Hab' verliebt in deine schöne Seele mich;
In die Seele, welche in so milder Pracht
Aus dem Zauberspiegel deiner Augen lacht.

Mir im Herzen regt geheim die Frage sich:
Liebst du einen Andern oder liebst du mich?
In mir kämpfen diese Zweifel herber Qual
Wie im Herbst mit Wolken kämpft der Sonnenstrahl.

Wüßt' ich, einem Andern sei der Kuß bestimmt,
Der in deiner Wangen Milch als Rose schwimmt,
Irrt' ich ohne Ruhe durch die große Welt,
Oder suchte mir den Tod im wüsten Feld!

Stern du meines Glücks, erglänze mir in Pracht,
Daß mein Leben nimmer dunkle Mitternacht!
Herzensperle, liebe doch mich hold und lind,
Daß Gott deine Seele segne, süßes Kind!

7.

Stehe hier am Kreuzweg.

1843.

Keresztúton állok . . . .

Stehe hier am Kreuzweg und bedenke,
Ob nach West, nach Ost den Schritt ich lenke?

Immer bleibt sich's gleich, wohin ich gehe,
Trage überall mit mir mein Wehe!

Wüßt' ich, wo der Tod nicht zu verfehlen,
Würd' ich flugs zu ihm die Pfade wählen!

8.

Zum Begräbniß.

1843.

Temetésre szól az ének ....

Zum Begräbniß tönen Sänge;
Wen begleitet jene Menge?
Wen auch immer! Nur beneiden
Kann ich ihn bei meinen Leiden!

Hier vorbei den Sarg sie tragen,
O, wie Viel' den Mann beklagen!
Trüge man doch mich statt seiner,
Mich beweinte dann wol Keiner!

9.

Der Schnee ist glatt.

1843.

Sikos a hó, szalad a szán . . . .

Der Schnee ist glatt, der Schlitten läuft,
Aus Liebchens Aug' die Thräne träuft;
Ach, zum Altar schleppt man sie hin,
Nach Andrer Wunsch, nach Andrer Sinn.

Hejh, könnte ich der Schnee jetzt sein!
Ich sänke unter'm Schlitten ein;
Er stürzte um, ich würde so
Noch einmal sie umarmen froh;

Umarmen sie, den letzten Kuß
Ihr geben noch als Scheidegruß,
Und von der Wärme ihrer Brust
Zerschmelzend sterben — welche Lust!

10.

Gott strafe Alles.

1843.

Lánggal égő teremtette! . . . .

Gott strafe alles Nichtswürd'ge hier!
Der Zorn ist mächtig im Herzen mir.
Es schäumt und woget in mir voll Weh,
Als ob ich wäre der Plattensee!

Verdruß wühlt garstig umher in mir,
Mit tausend Leiden wol ring' ich hier;
Und wenn ich wäre ein Mädel blaß,
Ich weinte ein paar Tücher naß!

Doch ist das Weinen wol nicht mein Brot;
Wen 's freut, der weine das Aug' sich roth —
Ich fluche nur einen Fluch voll Kern,
So findet mein Zorn gleich seinen Herrn!

11.

Träum' ich, oder wach' ich?

1844.

Álmodom - e? . . . .

Träum' ich, oder wach' ich?
Und was ich dort seh',
Ist's ein sterblich Mädchen
Oder eine Fee?

Ach, ob Fee, ob Mädchen,
Quält mich gar nicht sehr,
Wenn sie mich nur liebte,
Wünscht' ich gar nichts mehr!

12.

Der Mond erscheint.

1844.

Kél a hold, az éj lovagja . . . .

Der Mond erscheint, der Ritter der Nacht;
Es gibt ihm das Geleite
Als treuer Page der Abendstern,
Der funkelnd ihm zur Seite.

Auch ich marschir', ich ziehe auch
Nicht einsam, bang' und trübe,
O Mond und Abendstern, mit mir
Da zieht die glühende Liebe!

Ei, gehe nur zur Nacht, o Mond,
Zu deinem braunen Weibchen!
Ich ziehe auch, ich ziehe auch
Zu meinem braunen Täubchen!

13.

Nichts And'res.

1844.

Nem tesz föl a lyány magában egyebet . . . .

Sie nahm sich vor nichts And'res unterdessen,
Als blos, treuloser Bursch, dich zu vergessen;
Und sie vergaß, vergaß, wie sie versprochen,
Bis ihr vor Kummer war das Herz gebrochen!

14.

I Regen fällt.

1844.

Esik, esik, esik . . .

Es regnet, regnet, regnet,
Jedoch es regnet Küsse!
O meinen durstigen Lippen
Behagen diese Güsse!

Inmitten doch des Regens
Nunmehr auch Blitze funkeln;
Es strahlen deine Augen,
Mein Täubchen, so im Dunkeln!

Wie, auch ein Donnerwetter?
Das gilt wol mir, dem Falter?
Ich will nun laufen, Täubchen!
Denn, hu! dort kommt dein Alter!

15.

Ich schaue nicht.

1844.

Nem nézek én, minek néznék az égre? . . . .

Ich schaue nicht — was sollt' ich auch gen Himmel schauen?
In meines Liebchens Augen seh' ich, in die blauen.
Es ist mein Himmel in des Liebchens blauen Augen,
Es kann kein andrer Himmel mir als Himmel taugen.

Ich möchte nichts von dieser ganzen Welt begehren,
Wenn nicht darin des Liebchens blaue Augen wären.
Sie sind das einzig Schöne in der Welt, der großen,
In dieser üblen Welt, die mich schon längst verdrossen.

O seht mir nicht in meines Liebchens Augensterne!
Ich muß verzweifeln, bleibet ihr nicht ihnen ferne!
Ich hüte meinen Schatz in Angst, draus Trost zu saugen
Aus diesen perlenhaftesten der blauen Augen!

16.

Der Strauß an meiner Mütze.

1844.

Árvalyányhaj a süvegem bokrétája . . . .

Der Strauß an meiner Mütze
Ist Waisenmädchenhaar,
Verwaist ist auch mein Liebchen
Und aller Stütze bar;
Ich habe auf der Pußta
Gepflücket mir den Strauß,
Mein Liebchen aber suchte
Ich hier im Dorf mir aus.

Ein Blondchen ist mein Liebchen,
Ihr Haar wie Korn so licht,
Und daß sie wol auch gut sei,
Dran mag ich zweifeln nicht;
Im reinsten Korn nur blühen
Die blauen Blümelein,
Und ihr im Aug' auch blühen
Solch' Blümlein blau und rein!

17.

O selige Nacht!

1844.

Boldog éjjel! . . . .

O selige Nacht!
Ich bin bei der Geliebten hier,
Wir flüstern sacht,
Im Gärtlein sind beisammen wir;
Rings ist es still,
Es schallt nur schrill
Gebell aus weiter Ferne;
Am Himmelsraum,
Gleichwie im Traum,
Erglänzen Mond und Sterne!

Ich wäre sicherlich
Niemals geworden ein guter Stern,
Beim Himmel! ohne dich
Blieb' ich am Himmel gar nicht gern.

Ich brauchte das Licht
Des Edens nicht,
Die Lust, die endelose; —
Allabendlich
Flög' nieder ich
Zu dir, du holde Rose!

18.

Ich schaue hinaus.

1844.

Kinézek én, benéz a hold ....

Ich schaue hinaus, herein doch schaut
Der Mond zu meinem Fenster;
Und, wie verliebt, auf mich herab
In Strahlenlächeln glänzt er.

Du armer Narr! was blinzelst du
Auf mich im Liebesweh?
Ei, oder denkst du, daß ich hier
Nach deinem Antlitz spähe?

Es kommt mir gar nicht in den Sinn,
Dich, Mondchen, zu betrachten;
Du kannst in Gottes Namen gehn,
Was soll denn mir dein Schmachten?

Im Häuschen gegenüber wohnt
Mein Lieb, ganz in der Nähe —
Sie ist's, nach der mein Herz verlangt,
Sie ist's, nach der ich spähe!

19.

Im Dorfe die Gasse entlang.

1844.

A faluban utczahosszat . . . .

Im Dorfe die Gasse entlang
Begleitet mich Fiedel und Sang,
Ich schwinge die Flasche voll Wein
Und tanze wie toll hinterdrein.

Spiel' traurig, Zigeunersmann,
Damit ich mich ausweinen kann;
Doch unter dem Fensterchen dort,
Da spiele was Lustig's sofort.

Dort wohnet mein lieblicher Stern,
Der Stern, der mir strahlet so fern!
Er will sich verhüllen vor mir,
Und scheinet nun Andern dafür.

Zigeuner, das Fenster ist hier!
Nun spiele dein Lustigstes mir!
Erfahre die Falsche es nie,
Wie sehr ich mich härme um sie!

20.

Hejh, Büngözsdi Bandi.

1844.

Hejh, Büngözsdi Bandi, istentelen zsivány! . . . .

Hejh, Büngözsdi Bandi, arger Raubgenoß!
Warum stahlst du mir mein gutes, flinkes Roß?
Auf dem guten Rosse böses Spiel treibst du —
Schnür' der Henker den verfluchten Hals dir zu!

Hejh, Büngözsdi Bandi, gottvergessner Dieb!
Warum hast du mir verführt mein schmuckes Lieb?
Du umarmest nun mein Liebchen irgendwo —
Brenne dir im Pfuhl die Seele lichterloh!

Doch, was nützt das Fluchen! — Bete lieber fromm,
Bete, Bandi, daß ich ja dich nie bekomm';
Denn bekomm' ich dich — dann schlag' der Blitz darein!
Eingedenk sollst du des Ungargottes sein!

21.

Komm', lasse satteln.

1844.

Gyere lovam, hadd tegyem rád nyergem . . . .

Komm', lasse satteln dich, mein Roß, nicht schnaube,
Ich muß noch heute sein bei meiner Taube;
Schon in den Bügel ist mein Fuß gestiegen,
Doch längst voraus ließ ich die Seele fliegen.

Dort fliegt ein Vöglein, ist uns vorgeeilet,
Es sucht sein Liebchen, das auch ferne weilet.
Rasch, überhol' es, Roß, mit flinkem Beine,
Es liebt sein Lieb nicht mehr, als ich das meine!

22.

Geboren auf der Pußta.

1844.

Pusztán születtem, a pusztán lakom . . . .

Geboren auf der Pußta, wohne ich hier,
Ich habe kein Haus mit Dach und Essenzier,
Jedoch ein Feld, und auch ein Roß zur Hand,
Csikós bin ich im flachen Unterland!

Auf nacktem Felle reite ich mein Pferd,
Wenn hier man oder dort nach mir begehrt;
Ich brauche Sattel nicht, noch andern Tand,
Csikós bin ich im flachen Unterland!

So Hemd als Gatya feinste Leinwand sind,
Umsonst hat sie genäht mein schönes Kind;
Dafür wird auch die Liebste, die ich fand,
Csikósin hier im flachen Unterland!

23.

Hejh, diese Welt.

1844.

Ez a világ a millyen nagy . . . .

Hejh, diese Welt, wie groß sie ist,
So klein doch du, mein Täubchen, bist!
Besäße ich aber dich, mein Leben,
Nicht um die Welt würd' ich dich geben!

Der Tag bist du, die Nacht bin ich,
Ich fühle voll vom Dunkel mich;
O, flössen unsre Herzen zusammen:
Welch' Morgenroth müßte daraus entflammen!

Dein Auge schlag' zu Boden doch,
Denn mir verbrennt es die Seele noch;
Du aber fliehst mich ohne Hehle:
Nun, so verbrenne denn meine Seele!

24.

Was fließt dort.

1844.

Mi foly ott a mezőn . . . .

Was fließt dort durch die Wiese?
Des Baches Wellen sind es;
Und in der Liebsten Antlitz?
Von Kummerthränen rinnt es!

Ei, mag das Bächlein fließen;
Von seiner Wellen Kosen
Entknospen sich im Felde,
Im grünen, rothe Rosen.

Doch sollen dir im Antlitz
Nicht Thränen fließen, Englein!
Denn ach! davon verwelken
Die Rosen deiner Wänglein!

25.

Ich freite gern dich.

1844.

Elvennélek én, csak adnának . . . .

Ich freite gern dich, ging es eben;
Doch will die Mutter dich nicht geben!
Sie weigert deine Hand mir immer;
Warum jedoch, das weiß ich nimmer!

Es loht mein ganzes Sein im Brande!
Ich weinte, wäre es nicht Schande.
Was bin ich kein Gewölk? Es wären
Dann keine Schande meine Zähren!

Was wuchs ich nicht als Korn? O sehet,
Jetzt ist die Mahd, ich würd' gemähet,
Und dürfte lang nicht leiden eben
In diesem gar so bittern Leben!

26.

Kleine Braut.

1844.

Kis menyecske, szép kis menyecske . . . .

Kleine Braut, du Bräutchen hold und traut,
Ach, warum, warum bist du schon Braut!
Wärst du noch nicht Braut, du hold Gesicht,
Stürzte ich auch in Verzweiflung nicht!

Wähltest mich zum Manne nicht, da ich
Weder schön, noch reich, noch sonst für dich;
Hast nun einen Mann, reich und noch mehr,
Fein und nett, jedoch auch zornig sehr!

Ob du ihn nun liebest, weiß ich nicht,
Doch ich weiß, er liebt dich nicht nach Pflicht;
Und nicht blos, daß dich nicht liebt der Gauch,
Arme Braut, bald gibt es Schläge auch!

Bist du satt dies Leben, dieses Band,
Lege deine Hand in meine Hand,
Komm' zum Donaufluß im Ueberdruß,
Springen wir zusammen in den Fluß!

27.

Falb ist meines Pferdes Farbe.

1845.

Paripámnak az ő szine fakó ....

Falb ist meines Pferdes Farbe schimmernd,
Seine Haut geschlagnem Gold gleich flimmernd;
Stern, so heißt es, weil es sternig helle
Und sein Fuß der Sternschnupp' gleicht an Schnelle!

Gutes Pferd, so folgsam meinem Rufe,
Sieh, das Eisen fehlt an einem Hufe!
Führe dich zum Schmied hin zum Beschlagen,
Sollst dafür mich dann zur Liebsten tragen!

Hejh, des Schmiedes Kohle glüht so sprühend,
Mehr doch sind der Liebsten Augen glühend;
Weich wol macht die Glut die Eisenstücke,
Weicher doch mein Herz der Liebsten Blicke!

28.

Schon läßt die Blume Blätter fallen.

1845.

Hull a levél a virágról . . . .

Schon läßt die Blume Blätter fallen,
Ich muß nun auch vom Liebchen wallen.
Sei Gott mit dir, du kleines,
Sei Gott mit dir, du feines,
Du süßes Täubchen!

So bleich entsteigt der Mond der Heide,
Blaß sind auch wir vom tiefen Leide.
Sei Gott mit dir, du kleines,
Sei Gott mit dir, du feines,
Du süßes Täubchen!

Der Thau liegt glitzernd auf den Zweigen,
Auch unsre Augen Thränen zeigen.
Sei Gott mit dir, du kleines,
Sei Gott mit dir, du feines,
Du süßes Täubchen!

Doch wieder blüht im Lenz der Flieder,
Vielleicht sehn wir uns auch einst wieder!
Sei Gott mit dir, du kleines,
Sei Gott mit dir, du feines,
Du süßes Täubchen!

29.

Faßte gar kurz nun.

1846.

Rövidre fogtam a kantárszárat . . . .

Faßte gar kurz nun die Zügelstange,
Müd' ist mein Roß auch, es läuft schon lange;
Schaum steht am Maul ihm, ich selber keuche,
Blutig schon tröpfelt vom Sporn die Weiche.

Jener Gedanke trieb mich, der eine,
Daß wol mein Täubchen nicht wird die Meine!
So wie ein Vöglein die Dornenruthe,
Floh ich dies Denken bei heißem Blute.

Langsam, mein Rößlein, so laß dich lenken!
Blieb doch zurück schon dies dunkle Denken;
Hangen am Schlehenstrauch blieb's im Sporne,
Dort ist's zerrissen, an jenem Dorne.

Ehmals, da liebte ich Schlehenaugen,
Die mir zum Glücke nicht wollten taugen;
Schwarzem Aug' fiel ich nun in die Schlingen,
Gott wird mit ihnen wol Glück mir bringen!

30.

Ach! ich bin verliebt.

1846.

Szerelmes vagyok én . . . .

Ach! ich bin verliebt, und
Was ich mir erwähle?
Eines braunen Täubchens
Schneeigweiße Seele!

Eine schneeige Seele
Hat mein kleiner Engel,
Und sie ist der Unschuld
Zarter Liljenstengel!

Weiß wie jener Taube
Schneeiges Gefieder,
Die als heiliger Geist wol
Kam vom Himmel nieder!

Weiße Taubenseele,
    Flieg' auf mich zur Erde,
Daß ich sei gesegnet
    Und geheiligt werde!

Habe ich gehört schon
    Deiner Flügel Rauschen,
Laß auch deines Herzens
    Pochen nun erlauschen!

31.

Bin verliebt ich, oder?

1846.

Szerelmes vagyok én? . . . .

Bin verliebt ich, oder
In ein Feuer versunken?
Mir aus Leib und Seele
Sprühen Flammen und Funken!

Seht mein blasses Antlitz,
Hocherröthet loht es;
Ist das Frühroth, oder
Schein des Abendrothes?

Morgenroth und Spätroth;
Frühroth meiner Freude,
Meiner Freude Frühroth,
Abendroth dem Leide.

Ich gesteh', nicht fühl' ich
  Mehr die ersten Triebe;
Doch ich schwöre, daß es
  Meine letzte Liebe!

Denn ein Aar ist Liebe,
  Der gen Himmel wallet,
Doch das Herz auch oftmals
  Blutig uns zerkrallet!

32.

Der Strauch erzittert, weil.

1846.

Reszket a bokor, mert ....

Der Strauch erzittert, weil
Auf ihn ein Vöglein flog;
Mein Herz erzittert, weil
Erinn'rung mich durchzog.
Du zogst mir durch den Sinn,
Herzliebstes Mägdelein!
Du dieser großen Welt
Allgrößter Edelstein!

Es ist die Donau voll,
Sie überfließt beinah,
Mein Herz birgt sein Gefühl
Auch schwer, seit ich dich sah;
Sprich, liebst du mich, mein Kind?
Ich liebe dich so sehr,
Daß Vater, Mutter dich
Nicht können lieben mehr!

Als wir beisammen, da
    Warst du mir zugethan,
Da war es Sommer, doch
    Jetzt will der Winter nahn.
Liebst du mich nimmer, sei
    Gesegnet, trotz der Qual!
Doch, liebst du treu mich, sei
    Gesegnet tausend mal!

33.

Dort unter'm grünen Baume.

1846.

Zöld leveles, fehér . . . .

Dort unter'm grünen Baume,
Deſſ' Blüten ſchneeweiß ſind,
Dort ſteht im blauen Kleide
Ein ſchmuckes blondes Kind.
Ereilt hat ſie der Regen,
Sie harrt bis er vorbei;
Ich ſpähe nach der Schönen
Und wünſche ſie herbei.

So komm' herein doch, Täubchen,
In das Gemach, ins Haus;
Hier auf die Lade ſetz' dich,
Bis daß der Regen aus;
Iſt ſie zu hoch, ſo heb' ich
Hinauf dich gern, o ſprich!
Iſt ſie zu hart, ſo nehm' ich
In meine Arme dich!

34.

Fliegt die Wolke.

1846.

Száll a felhö magasan, magasan....

Fliegt die Wolke hoch dahin,
    Hoch dahin!
Fern auch ich der Liebsten bin,
    Liebsten bin!
Und die Wolke westwärts flieht,
    Westwärts flieht,
Wo die Sonne hin auch zieht,
    Hin auch zieht.

Wolke, flieg' der Liebsten zu,
    Liebsten zu,
Sprich, mein Herz sei trüb' wie du,
    Trüb' wie du,
Sonne, flieg' auch du ihr zu,
    Du ihr zu,
Sprich, mein Herz es flammt wie du,
    Flammt wie du!

35.

Mit Rosen der Liebe ist.

1846.

Szerelemnek rózsákkal . . .

Mit Rosen der Liebe ist
  Bereitet nun mein Bette,
Ich strecke die Seele neu
  Auf diese Lagerstätte.
Ob Dornen mir oder Duft
  Wol diese Liebe bringet,
Die wieder ins Herze mir
  Bis an die Wurzel dringet?

Ob Dornen, ob Duft, das ist
  Mir wahrlich gleich! Zum Kosen
Leg', Seele, dich auf dies Bett,
  Und träume auf den Rosen.
Ja, träume das fehlende Wort
  Für meine frischen Triebe,
Das Wort, das ihr deutlich sagt:
  Wie glühend meine Liebe!

36.

Lang' verhallte schon der Abendglocke Klang.

1846.

Rég elhuzták az esteli harangot . . . .

Lang' verhallte schon der Abendglocke Klang —
Wer so spät schleicht noch die weite Straß' entlang?
Ich allein nur gehe noch im ganzen Ort,
Suche Schlaf, jedoch er flieht mich fort und fort.

Oben glänzt der Mond, die Sterne, bleichend nie,
Gleich so vielen Mädchenaugen funkeln sie.
Baum und Häuser werfen dunkle Schatten nun —
Haben sonst aus Langeweile nichts zu thun!

Dort das Haus, zwei Störche sitzen drauf als Zier,
Ein paar Leute stehn darunter in der Thür;
Bursch und Maid, er blond, sie braun, und still erfreut
Hüllt der Bursche in die Suba ein die Maid.

Ging vorbei an ihnen, wurden nichts gewahr.
O mein Gott, wie glücklich muß doch sein dies Paar!
Kenne Neid nicht, doch viel lieber möcht' geschwind
Selber ich umarmen jenes braune Kind!

37.

Dort auf dem Hügel.

1846.

Rózsabokor a domb oldalon . . . .

Dort auf dem Hügel ein Rosenstrauch blüht,
Neig' an die Brust mir dein Antlitz, das glüht;
Flüstre ins Ohr mir, wie sehr du mich liebst,
O welche Wonne du dadurch mir gibst!

Dort auf der Donau die Sonne sich wiegt,
Drum auch erzittert der Fluß so vergnügt;
Leis wiegt die Sonne der wogende Fluß,
Wie ich, mein Liebchen, dich selbst im Genuß!

Mancher schon hat, mich verleumdend, gesagt,
Daß ich nie bete — o Gott sei's geklagt!
Sieh nur, ich bete sogar ja noch hier,
Lausch' ich dem Pochen des Herzens in dir!

38.

Warmer Mittag.

1847.

Meleg dél van itt kinn a mezőben ....

Warmer Mittag glüht im Feld, es geizet
Nicht die Sonne, die gar wacker heizet;
Jedes Vöglein schnappt nach Luft im Schatten,
Und die Zunge hängt dem Hund, dem matten.

Dort zwei Dirnen häufeln Heu am Wege,
Und zwei Burschen binden Garben träge;
Denn bei solcher Zeit ist's kein Vergnügen,
Solcher schweren Arbeit zu genügen.

Jetzt hat's gut der König nur, der mächt'ge,
Oder dort der Gulyásbursch', der prächt'ge;
Denn der Fürst im goldnen Stuhl sich wieget,
Und der Hirt im Arm der Liebsten lieget!

II.

Volksromanzen.

(1843 — 1847.)

Nur das Volk soll mein Mäcenas sein,
Geize nach der Gunst des Volks allein!

Vorbemerkungen.

Becskerek (spr.: Betsch-ke-rek), ein Marktflecken.
Béres (spr.: Beh-resch), der Ochsenbauer, Rinderknecht.
Betyár (spr.: Bet-jaar), ein Vagabund der Heide, auch Roßdieb.
Juhász, der Schafhirt.
Kati, Käthchen.
Kecskemét (spr.: Ketsch-ke-meht), Stadt in Unterungarn.
Márton, Name eines Markfleckens.
Puszta, die Heide, Wüste.
Tur, ein Dorf, in welchem berühmte Pferdemärkte gehalten werden.

1.

Das gestohlene Roß.

1843.

Mint a porszem szélvész ....

Wie ein Staubkorn wirbelnd fegt der Wind,
Fliegt zu Roß der Bursche fluggeschwind.
„Freund, woher so eilig treibt es dich?“ —
«Von der Pußta Fläche komme ich,
«Wiehernd weidet ein Gestüte dort,
«Meinen Braunen stahl daraus ich fort.
«Nah' ist Tur, der Markt begann dort schon,
«Dahin reit' ich armer Pußtensohn!» —
„Nicht so, guter Landsmann, nimmermehr
„Gib zurück das Füllen, gib es her;
„Mir gehört ja jener Pferdetroß,
„Stahlest mir das junge braune Roß!“ —
Keck doch sprenget weiter der Betyár,
Bis er fern dem Herrn des Braunen war;
Und der Bursche wendet sich sodann,
Gibt zur Antwort jenem wackern Mann:

«Achtet, Herr, des Schadens nicht zu sehr,
«Habt ihr doch der schönen Pferde mehr;
«Hatte nur Ein Herz im Busen mein,
«Das auch stahl mir euer Töchterlein!»

2.

Der Juhász.

1844.

Megy a juhász szamáron . . . .

Der Juhász, er sitzet zu Esel,
Es streift an den Boden sein Fuß;
Wol groß ist der Bursche, doch größer
Im Herzen sein Gram und Verdruß.

Er weidete ruhig die Heerde
Und blies auf der Flöte dabei,
Da hörte er plötzlich, daß eben
Sein Liebchen im Sterben sei.

Er warf sich gar rasch auf den Esel
Und sprengte ins Dorf hin sogleich;
Zu spät aber kam er, und sah nur
Den Leichnam so starr und so bleich.

In tiefster Erbitt'rung was sollte
Nun machen der arme Tropf?
Er hieb mit dem Stock blos dem Esel
Ein Tüchtiges über den Kopf!

3.

Die Wirthin.

1844.

A csaplárné a betyárt szerette . . . .

Es war auf den Betyárn die Wirthin erpicht,
Der Betyár doch liebte sie wahrlich nicht;
Der Wirthin Ziehtöchterlein war allein
Das Glück jenes Betyárn, sein halbes Sein.

Der Wirthin war diese Freude leid,
Sie jagte das Mädchen von sich aus Neid;
Sie jagte die Arme hinaus in die Welt,
Wo eben der Winter sich eingestellt.

Ein Stück ging das Mädchen durch Schnee und Moor,
Dann setzte sie nieder sich und — erfror.
Als dieses der Betyár erfuhr, da fand
Die Wirthin ihr Ende durch seine Hand.

Es wurde der Betyár dem Henker geweiht,
Doch war er nicht reuig, viel eher erfreut;
Denn seit er verlor, die im Sinne ihm stak,
War werth ihm sein Leben keine Pfeife Tabak!

4

Der Betyár.

1845.

Gyors a madár, gyors a szélvész . . . .

Schnell ist der Vogel, schnell der Sturm,
Schnell Blitzesbrand —
Doch schneller ist der Betyár wol
Vom Unterland!

Heut stiehlt er sich zu Kecskemét
Ein schmuckes Roß,
Führt über es bei Márton rasch
Auf schwankem Floß;

Am Morgen dann zu Weißenburg
Verkauft er's euch;
Verkauft's — und stiehlt am selben Ort
Ein andres gleich

Und übermorgen reitet er
Ein Rößlein schlank
Zu Becskerek, — das Roß, es ist
Die Prügelbank!

5.

Der Richter.

1847.

Biró, biró, hivatalod ....

„Richter, Richter! Spiel und Schwänke
Sind dein Amt nicht; drum bedenke,
Und gedenk' des Gottgebotes,
Sprichst du aus das Wort des Todes!“

Wol, er hört's; bricht dann in Scherben
Das Gefäß, spricht: „Er soll sterben!“
Und den Jüngling geht man holen,
Der dem Henker wird befohlen.

Aufwärts stieg die Sonne wieder,
Doch des Jünglings Haupt fiel nieder;
Sprang sein Blut empor, das helle,
Eine Purpurspringflutquelle!

Als die Mondnacht kam, die gelbe,
Stand der Jüngling auf, derselbe,
Den sie ohne Kreuz begraben
Morgens unter'm Galgen haben!

Nahm das Haupt in seine Rechte,
Hielt es fest am Haargeflechte,
Und er ging in Nacht, in dichter,
Nach der Stadt hin zu dem Richter.

„Schuldlos wurde ich gemeuchelt,
Jener Rechtspruch war geheuchelt!“
Tönt ein Schrei im dumpfen Grimme,
Und den Richter weckt die Stimme.

Und der Richter denkt der Schwüre,
Denn weitauf sprang gleich die Thüre,
Und hereinflog nach dem Worte
Jäh ein blut'ger Kopf zur Pforte.

Und der Richter, angstdurchschrecket,
Wird allnächtlich so erwecket,
Und sein blutig Haupt wirft immer
Nachts der Jüngling ihm ins Zimmer.

6.

Der Béres.

1847.

Nem ül kevélyebben a huszár a lovon . . .

Kein Hußár sitzt hoch zu Roß mit größerm Stolze,
Als der Béres auf des Wagens Seitenholze;
Nach des Brotherrn Scheune hat er Heu geführet,
Und nach Hause er gemächlich jetzt kutschiret.

Sechs Stück Ochsen ziehen schrittweis seinen Wagen,
Vorn der Zugochs muß die große Glocke tragen;
Groß ist sie, und bimmelt ohne Unterlassen, —
Manchem Dörflein könnte sie als Thurmglock' passen!

„Cselö! Csákó!" ruft der Béres, und er langet
Nach der großen Peitsche, die voll Knöpfen pranget;
An drei Ellen mißt der Stiel, die Schnur sechs Ellen, —
Unbarmherzig knallt er, daß die Lüfte gellen!

Kati jätet Unkraut aus im Gärtlein neben,
Als vorbei am Haus der Wagen fährt soeben;
Nicht sah sie empor, doch hat sogleich am Knallen
Jenen sie erkannt, der ihr schon längst gefallen.

Sie war so erfreut, daß, ohne es zu wissen,
Rasch statt Unkraut sie die Blumen ausgerissen;
Da sie abgepflückt schon, was damit jetzt machen?
Ueber'n Zaun reicht sie die Blumen ihm mit Lachen.

Und er war schon lang' nicht Einer, der sich schäme,
Der nicht etwa gerne was Geschenktes nähme,
Hejh, besonders, wenn's ein Mädchenangebind' ist,
Und erst, wenn sein Liebchen solch' ein schönes Kind ist!

Und er nahm die Blumen, an den Hut sie steckend,
Schwang sich in den Wagen, seine Ochsen weckend,
Und er schlug dann zwischen sie hinein gar mächtig,
Und dahin nun fuhr er, noch mehr stolz und prächtig.

Was sein Kopf gedacht und was sein Herz empfunden,
Und wofür er Worte nicht sogleich gefunden,
Pfiff er vor sich hin, so schön wol, nicht zu nennen,
Daß von ihm die Lerchen hätten lernen können!

7.

Schenkenbild.

1847.

Falu végén kurta kocsma . . . .

Jener Krug am Dorfesende
Neigt dem Flusse zu die Wände,
Könnte sich auch drin erschauen,
Würde nicht die Nacht schon grauen.

Doch schon graut die Nacht. Es bettet
Sich die Welt in Ruh'. Gekettet
Liegt die Fähre; drüber neiget
Sich die Dunkelheit — und schweiget.

Aber laut ist's in der Schenke,
Cymbalklang, Geschrei, Gezänke,
Und die Burschen jauchzen, singen,
Daß die Fenster klirrend klingen.

„Wirthin! Goldne Blum'! sollst leben,
Willst du besten Wein uns geben;
Wie mein Großahn alt wol sei er,
Wie mein Liebchen doch voll Feuer!

Zieh herab, Zigeuner, ziehe,
Da in Tanzlust ich erglühe!
Geld vertanz' ich nun und Seele,
Drum dein tollstes Liedlein wähle!"

Doch man klopft am Fenster plötzlich:
«Lärmt doch nicht so unergötzlich,
Läßt mein Herr euch sagen; stiller
Sollt ihr sein, denn schlafen will er!»

„Hol' der Teufel deine Herren,
Mag auch dich zur Hölle zerren!
Spiel, Zigeuner, nun erst eben!
Müßte ich mein Hemd auch geben!"

Doch man kommt und pocht schon wieder:
«Singet leiser eure Lieder,
Krank liegt, daß sich Gott erbarme!
Meine Mutter, meine arme.»

Antwort gibt dem Kinde Keiner,
Man trinkt aus, winkt dem Zigeuner,
Schnell macht der auch eine Pause —
Und die Burschen gehn nach Hause.

III.

Schenkenbuch.

Wie glücklich, dem Gnade gespendet
Das Schicksal mit milder Hand;
Zu leben für Wein und Mädchen,
Zu sterben für's Vaterland!

Vorbemerkungen.

Bakancsen (spr: Ba-kan-tschen), die Stiefeletten der ungarischen Infanterie, Schnürschuhe.

Csárda (spr.: Tschaar-da), ein einzelnstehendes Wirthshaus in der Heide.

Dobó, ein ungarischer Held, der 1540 Erlau von den Türken entsetzte und dabei den Heldentod fand.

Donau und Theiß. Die Theiß ergießt sich, nach einem Laufe von 88 Meilen, Titul gegenüber, in die Donau.

Erlau, Stadt im heveser Comitate, Sitz des Erzbisthums, welches lange Zeit der deutsche Dichter J. L. Pyrker einnahm. Sonst berühmt in der Geschichte durch seine heldenmüthigen Frauen, jetzt durch den vorzüglichen rothen Wein und die durch Pyrker erbaute prachtvolle Kathedrale.

Mohács (spr.: Mo-haatsch), die Entscheidungsschlacht daselbst 1526 am 29. August.

1.

Philisterrundgesang.

1843.

Bus az ember ha nincs kedve . . . .

Wie leicht geht der Mensch in Bekümmerniß unter,
Und nichts als der Wein erhält fröhlich und munter —
Drum trinken wir, Freunde! Wer will es uns wehren?
Und füllen wir uns, um den Eimer zu leeren!

Zwar hegen wir Wein auch im eigenen Keller,
Doch trinkt sich's im Wirthshaus viel besser und schneller;
Drum weilen wir hier bis zum dämmernden Abend,
Des Lebens uns freuend, am Weine uns labend.

Zu Hause, beim Weibchen, will's Keinem gefallen;
Doch hier, bei der Wirthin, gefällt es uns Allen!
Die Liebliche würzt uns Gespräch und Getränke,
Daheim hört man nichts als Geschrei und Gezänke.

Wozu hat der Himmel das Geld uns gegeben
Als um lustig zu trinken und fröhlich zu leben?
Wir leben solange doch nur bis wir sterben,
Und was man vertrinkt, braucht man nicht zu vererben.

Drum lasset uns kosen und scherzen und trinken
Solange uns gülden die Becher noch blinken!
Zwar hegen wir Wein auch im eigenen Keller,
Doch trinkt sich's im Wirthshaus viel besser und schneller.

2.

Zeche!

1843.

Czimbalom, furulyaszó, hegedűszó . . . .

Cymbalschlag, und Flötenton, und Geigenklang! —
Ist noch Jemand hier vor Kummer angst und bang?
Wen er drückt, der weise ihm den nächsten Steg,
Hejh, sonst zeigen wir ihm selbst den rechten Weg!

Denn ein schlimmer Vogel ist der trübe Muth,
Der sich in den Busen schleicht, zu saugen Blut;
Gram zerwühlt das Herz gleich einer Wiesenmaus,
Nur mit Wein, mit Wein allein schwemmt man ihn aus!

Wein belebt, der Wein macht glühen gleich dem Kuß —
Küsse, Mädchen! Lang' und süß sei der Genuß!
Deines Kusses Flamme ist wie Sonnenglut,
Die das Laub hervorlockt aus der Knospen Hut.

Unter'm Laub entwickelt sich die Blütenlast,
Ohne Laub und Blüte doch — was nützt ein Ast?
Steht ein Stamm so leer und kahl in Blütennoth,
So verheert ihn bald der Wirbelwind, der Tod!

Tod! du großes Fragezeichen, darauf nie
Weder Zeit noch Weisheit Antwort uns verlieh,
Schlägst du oder segnest du jenseit dem Grab?
Ob ich dort auch Leben, Wein und Mädchen hab'?

Doch, was grüble ich erst lange noch betrübt!
Lebe ja und küsse, was Genuß mir gibt!
Und was gibt Genuß, wenn Mädchen nicht und Wein?
Lebe Wein und Mädchen! Spiel', Zigeunerlein!

3.

Trinken wir!

1844.

A kinek nincs szeretője ....

Wer kein Liebchen hat, kein Püppchen,
Trinke Wein!
Glauben wird er, alle Mädchen
Seien sein!

Und es trinke Wein, dem ewig
Fehlt das Geld,
Eigen wähnt er alle Schätze
Dieser Welt!

Und es trinke, wer von Kummer
Toll und voll,
Und von ihm gleich jedes Leiden
Weichen soll!

Habe weder Geld noch Liebchen,
Hab' nur Pein, —
Drei mal mehr darum als Andre
Trink' ich Wein!

4.

Während des Gelages.

1844.

Hányadik már a pohár? Csak az ötödik? . . . .

Das wievielste ist dies Glas? Das fünfte blos?
Herr und Schöpfer! Und schon flammt es tüchtig los!
Sonst gab A—ant—wort ich noch bei zwei mal mehr,
Jetzt vom fünften schwankt mein Fuß schon hin und her!

Schwankt mein Fuß, und auch die Zunge staucht im Mund,
Der terpomilesche Engpaß ist mein Schlund,
Und Ledonias, der Wein, er schlägt so schwer
Die Gedanken, — Ser — Rer — Rerres großes Heer!

Kann auf keine Art ausdrücken mich fürwahr, —
Glaubt ihr, daß der Wein dies mache, sagt es klar?
Glaubt es nicht, Gevattern, ei, wie sollt es sein?
Denn zu schaden pflegt mir wahrlich nie der Wein!

Wie auch sollte Wein mir schaden, in der That!
War ich denn nicht einst ein Krieger, ein Soldat?
Wahrlich ja, Soldat, wenn auch geringe Frist,
Und dabei sogar auch noch ein Infantrist!

War Gemeiner, grünen Aufschlags, gelb verschnürt,
Und bis zum Gemeinen bin ich avancirt;
Gut, daß bald beiseit ich die Vakancsen schmiß,
Hätten mit der Zeit mich degradirt gewiß!

Denn, o seht! leicht findet solches dorten statt,
Und des Kriegers Laufbahn ist verdammlich glatt;
Doch am meisten eines solchen, der wie ich,
Seinen eigenwill'gen Kopf behält für sich.

Rede mir drum Keiner zu, ich weiß die Pflicht,
Auf St.=David's Harfenspiel selbst acht' ich nicht!
Niemand lebt, der leicht mich an der Nase dreht,
Thu' was lieb mir! Paul versteht ja was er mäht!

Hejh, ich drehe hier wie eine Mühle mich,
Mahle, mahle, — und ich durste fürchterlich!
Gebt mir Wein, da sonst die Mühle stehen bleibt,
Hat sie nicht die Strömung, die sie lustig treibt.

Trinke also, daß mein Rad sich drehe rund,
Bleibe stehn nicht bis ich seh' des Kruges Grund,
Wäre er auch gleich, wie Fallstaff einstens rief,
Wär' er, sage ich, auch eine Meile tief!

Wo — wo blieb ich? — Weiß der Storch es! — Wahrlich ja,
Bei der Mühle blieb ich stehen — war's nicht da?
Was nur sprach ich von der Mühle, daß sie bricht?
In der Presse liegend, wüßte ich es nicht!

Heilig bleibt's, mein Augendeckel ist so schwer
Wie ein Mühlstein! Und der Schlaf, er drückt so sehr!
Heute ward genug geschlemmt — ins Bett drum sacht —
Lasset uns Fortsetzung träumen — gute Nacht!

5.

Erlauer Klänge.

1844.

Földön hó, felhö az égen ....

Auf Erden Schnee, am Himmel Wolken —
So sei es denn, was liegt am Eise?
Daran gibt's wenig zu verwundern,
Das ist ja so des Winters Weise.
Ich wüßte nimmer, daß es Winter
Sei außer'm Haus,
Hejh, schaute manchmal nicht zum Fenster
Ich hier hinaus!

Denn warm ja sitze ich hier innen,
Und bin vom Freundeskreis umgeben;
Und rother Wein von Erlaus Bergen,
Er steht im vollen Faß daneben.
Der gute Wein, die guten Freunde,
Das gibt ja Lust;
Als Riese haust nun hier der Frohsinn
In jeder Brust!

Und hätte Frohsinn einen Samen,
Ich würde über'n Schnee ihn säen,
Und rasch entkeimt, als Wald von Rosen
Gleich müßte rings das Eisfeld stehen;
Und würfe ich empor mein Herze
Ans Himmelszelt,
Es müßt' erwärmen statt der Sonne
Die ganze Welt!

Her sieht der Felsen dort, wo Dobó
Einst seinen Namen mit dem Blute
Der Türken schrieb ins Buch des Ruhmes,
Verewigt sich im Löwenmuthe!
Das ist euch, hejh! ein Mann gewesen,
Mann bis ins Herz!
Viel Wasser fließt, bis gleich ihm Einer,
Noch donauwärts!

Denn jetzt ist Ungarns Thatenfrühling
Verblüht schon längst! So trostlos öde
Siecht hin die Heimat an der Lähmung,
Feig ist das Volk, und stumm, und blöde!
Kommt etwa der entflohne Frühling
Noch je zurück?
Wird unsre wüste Heimat wieder
Erblühn im Glück?

Jedoch, o lassen wir das heute!
Denn ohnedies gibt's selten Freuden;

Wir wollen also nicht verderben
Auch diesen Tag mit solchen Leiden!
Ist doch erfolglos dieses Winseln;
Es nützt ja nicht,
Wenn auch aus Schmerz dem Mann der Leier
Das Herze bricht!

Fort denn, o fort mit Heimatssorgen,
Beiseite diesmal nur mit ihnen!
Und neue Gläser sollen Jedem
Zum Sarge der Erinnrung dienen!
Ein neues Glas denn her, ihr Freunde,
Ein frisches Glas!
Und noch ein frischres, ist geleeret
Das frühre Maß!

So! — Aber seht, was mir begegnet:
Ein jedes Glas ist ein Jahrhundert;
Die Jetztzeit schwand, und in die Zukunft
Sieht meine Seele froh verwundert;
Und diese Zukunft macht mich selig
Und lustentbrannt,
Denn nicht mehr arm zeigt mir die Zukunft
Das Vaterland!

6.

Der Rausch für's Vaterland.

1844.

Fiuk, az isten áldjon meg . . . .

Möge Gott euch segnen, Freunde!
Seht, ich trinke; mit mir trinket!
Fröhlich kann ich nie erschauen
Der verlassnen Heimat Gauen,
Nur im Rausch das Glück mir blinket.

Dann ersehe ich die Heimat
Wie sie wär' in bester Stunde;
Jedes Glases frische Würze,
Die ich durch die Kehle stürze,
Heilt dem Lande eine Wunde.

Könnte es, wenn ich berauscht bin,
Meiner Heimat wohl ergehen:
Wenn ich ewig sollte leben,
Schlürft' ich ewig Saft der Reben,
Würde nüchtern nie gesehen!

7.

Nach einer Zeche.

1844.

Ez volt aztán az éjszaka! . . .

Das war doch einmal eine Nacht!
Und nimmer soll ich schauen Wein,
Wenn ich im Leben je gesehn
Solch' ein Gelage im Verein!

Wol eine zweite Mohácsschlacht
Gab's zwischen uns am Tische hier
Die Türken stellte vor der Wein,
Die Ungarn aber waren wir.

Und wahr ist wahr, beim heil'gen Gott!
Wir kriegten tapfer, nicht zum Spiel,
Besonders als der König selbst,
Verstand, aus seinem Sattel fiel!

Und währt das Leben uns so lang',
Als lang' ein jeder Schluck bestand
So sehn wir noch des Glückes Zeit
Im traurigen Magyarenland!

8.

Nach Tische.

1844.

Ugy jól laktam, hogy még! — Egyet nyujtozom, és ....

So prächtig aß ich heute! — Ich will nun Eines rauchen,
Und dann in dich hinab mich, o heiliges Nichtsthun, tauchen!

Du gutes kühles Ruhbett, du bist ein weicher Segen!
Und wer dich einst erfunden, der wußte sich zu legen!

He, Burschen, her die Pfeife! Geschwind, daß dich dein Leben!
Es ist doch nichts so gräßlich als diese Faulheit eben!

Gib doch, du Ochs, sie näher! Harrst du, daß ich sie greife?
Ist's nicht genug, wenn offen mein Mund schon harrt der Pfeife?

Du gottverfluchte Fliege! Will sie gar mit mir spielen?
Verjag' sie — nach dem Ohre begann sie mir zu zielen.

Voll Zorn ist und voll Aerger des armen Menschen Leben,
Und derart bleibt's ein Wunder, daß man noch lebt daneben!

Zieh' weg von dort den Vorhang, dort von dem Fensterrahmen!
Ich will nur sehn, wie weit sie an meinem Baue kamen.

Ei nun, es geht! Die Arbeit, sie blüht, wohin man blicket —
Doch schließe jetzt das Fenster, da schwer die Sonne drücket.

Welch' Schweineglut! — Doch sei es! — Denn wenigstens im Schwülen
Wird bei so schwerer Arbeit sich Niemand jetzt erkühlen.

9.

Wunsch.

1844.

De már nem tudom, mit csináljak . . .

Nimmer weiß ich, wie ich lösch' den Brand,
Möchte trinken allen Wein im Land;
Doch jemehr ich trinke emsiglich,
Um so mehr erschrecklich durste ich!

Was thut Gott kein Wunder, denkend mein?
Würd' verwandeln er die Theiß in Wein,
Möcht' ich sein die Donau, denn in mich
Müßte dann die Theiß ergießen sich!

10.

Was spricht der Weise?

1844.

Hm, bizony csak sok nem úgy halad . . . .

Hm, wahrlich unter dieser Sonne geht
Nicht Alles so, wie es zu Recht besteht.
Der Weise, Felsen meidend, spricht darein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Das Geld, es ist ein Meer, wo manches Schiff,
Charakter, Ehre, Ruf, zerschellt am Riff.
Der Weise, Felsen meidend, spricht darein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Ein seidner Hut der Dummheit Schädel ziert,
Dieweil das kluge Haupt oft hutlos friert.
Der Weise, Felsen meidend, spricht darein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Das Wörtchen „Freund" hat aus des Daseins Buch
Längst ausgekratzt die Zeit als leeren Spruch.
Der Weise, Felsen meidend, spricht darein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Geradheit, Offenheit, sie nützen nie,
Zur Beute werden stets der Falschheit sie.
Der Weise, Felsen meidend, spricht allein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Die Weibertreu ist ein verlassner Steg,
Die Einfalt nur läuft noch auf diesem Weg.
Der Weise, Felsen meidend, spricht allein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Dem weggeworfnen Stein oft Wahrheit gleicht,
Er fliegt zurück auf seinen Schleudrer leicht.
Der Weise, Felsen meidend, spricht allein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

Es wachsen Predigten an jedem Strauch,
Doch hört man nicht auf sie, wie gut sie auch.
Der Weise, Felsen meidend, spricht allein:
„Hier ist das Glas, wo ist der Wein? Schenkt ein!"

11.

Des Sonnengottes Eheleben.

1844.

A nap házas legény . . . .

Es ist der Sonnengott ein Ehemann;
Ein Ehemann, ja; wißt ihr es bereits?
Doch eben, das ist jenes bittre Kreuz,
Das auf dem Armen ruht als schwerer Bann;
Denn unter dem Pantoffelregiment
Hält ihn sein böses Weib ganz unverschämt!
Da ist's natürlich, daß der gute Alte
Den Wein nicht haßt, und nie den Wein vermeidet;
Den Wein, der glättet jede trübe Falte,
Und Trost wol jedem Herzen bringt, das leidet.
Daheim zu trinken doch, das wagt er nicht,
Das gäbe Streit von mächtigem Gewicht.
Jedoch, zieht er die altgewohnten Gleise
Dahin am Himmel, so in seiner Weise,
Da gibt er Acht, und wartet ab hübsch fein
Bis sich der Sehraum hüllt in Wolken ein,
Und ohne Furcht dann, daß sein Weib ihn sehe,

Stürzt in ein Wirthshaus in der nächsten Nähe
Hinein gar eilig jener alte Sünder,
Und trinkt dann dorten wie ein Bürstenbinder
In seinem Kummer ohne Scham und Scheu;
Und kommt zuletzt der Abend dann herbei,
Und theilen sich die Wolken ringsumher,
Dann seht ihr ihn, wie er berauscht so schwer
Zulachend uns mit rothen Backen winkt,
Und rasch vom Himmel sinkt.

12.

Dichter und Rebe.

1845.

Semmi vágyam, semmi kedvem . . . .

Keinen Lorberkranz begehr' ich,
Denn nicht Ruhm und Weisheit lehr' ich;
Mögen Ungarns junge Schönen
Mich mit Rebenkränzen krönen,
Denn dem Dichter und den Reben
Ward ein gleiches Loos gegeben.
Wie die Rebe gibt der Dichter
Hin der Welt, dem Splitterrichter,
Seine Seele, gut und rein.
Rebenseele ist der Wein
Und das Lied des Dichters Seele.
Wenn wir derart ohne Hehle
Unsre Seelen hingegeben

So als Wein, als Liedchen eben,
Dann verwelkt man lebensmüde,
Und nach uns, mit lauten Kehlen,
Freut die Welt sich unsrer Seelen:
Freut beim Weine sich am Liede!

13.

Herr Dase.

1845.

Komor, mogorva férfiú ....

Finster, greinend wie ein Brummbär,
War Herr Dase,
Blüht ihm gleich ein heitres Frühroth
Auf der Nase;
Doch gerade deshalb brummte
Meister Dase,
Weil ihm heitres Frühroth blühte
Auf der Nase.

Aber schuld daran war selber
Meister Dase,
Daß ihm heitres Frühroth blühte
Auf der Nase;
Trank den Wein doch ganz entsetzlich
Meister Dase,
Deshalb blüht ihm heitres Frühroth
Auf der Nase!

14.

Uebers Ziel geschossen!

1845.

Ebédre hitak. Elfogadtam ....

Man bat zu Tisch mich. Herzlich gerne
Bin ich gefolgt. Jedoch die Gründe
Gab nicht das Essen für mein Kommen,
Vielmehr weil ich geheim vernommen,
Daß ich ein schönes Mädchen finde.

Ich fand das Mädchen .... welche Schönheit!
Ihr leichter Wuchs ein Hauch, und mehr nicht!
Im weißen Himmel ihrer Augen
Tiefblaue Sonnen .... und es taugen ....
Doch alles Das gehört hierher nicht.

Genug, voll Schönheit war das Mädchen;
Ich ward verliebt gleich wider Willen.
„Gestehen will in ganzer Frische
„Ich mein Gefühl ihm gleich nach Tische!"
So dachte rasch ich mir im Stillen.

Ich sog mich voll dann auch bei Tische
Mit herzerstärkenden Getränken,
Damit im großen Augenblicke
Ich herzhaft mich zum Siege schicke,
Und überwinde jed' Bedenken.

Doch, hah! die Herzensstärker stärkten
Das Herz mir also, das verführte,
Daß ich, vor eitel Kraft und Stärke
Im Herzen, doch nach Tisch zum Werke
Ein wenig schwach die Füße spürte.

15.

An mein Glas.

1845.

Különben én becsüllek, oh pohár! . . . .

Im Ganzen acht' ich dich, o Glas, —
Doch Eins kann ich an dir nicht ehren:
Ich ehre nicht an dir, o Glas,
Daß du so leicht bist auszuleeren!

Wenn ich an deiner Statt, o Glas,
Ich würde stets von Weine blinken;
Wärst du an meiner Statt, o Glas,
Du würdest ewig aus mir trinken!

16.

Gleichniß.

1845.

Van a nagy alföldön csárda sok . . . .

Wol im Flachland viele Csárden stehn;
Doch die beste, die ich je gesehn
Ist die Csárda, „Blickherein!" genannt,
Die hat ihres Gleichen nicht im Land.

Vorwärts will sie, wankt nur hin und her,
Wie ein Zecher, der berauscht ist schwer;
Und wie seinen Hut im Rausch ein Gauch,
Trägt ihr Strohdach sie verschoben auch!

17.

Patriotenlied.

1845.

Rég veri már a magyart a teremtö ....

Lange schlägt der Schöpfer wol den Ungar schon,
Fremd ist ihm, was in der Zukunft ihm mag drohn!
Geht es gut ihm noch auf Erden? Jeder fragt's!
Soll er jubeln oder trauern? Ei, wer sagt's!

Doch, schuf Gott der Nation auch tiefes Leid,
Gab dazu er, was es tödtet allezeit.
Sagt, wo bessrer Wein, wo schönre Mädchen sind
Als in unserm Ungarn? Sagt es doch geschwind!

Mädchen, kommt mir in den Arm zu frohem Scherz!
Presse euch mit beiden Händen an mein Herz,
Schlürfe eure süßen Seelen aus im Kuß,
Daß versüßt sei mancher bittere Verdruß!

Hejh, und erst der Wein! So gebt doch her den Wein!
Rothe Thränen wein' das Glas in mich hinein!
Glühend sind die rothen Thränen wie ein Blitz,
Sie entzünden selbst entschlafnen Lebens Witz!

Zieh herab, Zigeuner! Frisch, ich zahle gut!
Aber so, daß mir das Herz springt, voll von Glut!
Ob aus Lust, ob es aus Kummer mir auch bricht! ....
So erlustigt sich der Ungar, anders nicht!

18.

Wandlung.

1845.

Nem ugy van, a mint volt. A földön . . . .

Es ist nicht, wie es war! Auf Erden
Verändert Alles sich im Rennen!
Mein Einst, mein Jetzt sind doch zwei Brüder,
Und mögen kaum sich mehr erkennen!

Auf flacher Hand trug ich mein Herze
Voll Freundschaft, frei und ungezwungen;
Es war nicht nöthig, es zu fodern,
Ich habe selbst es aufgedrungen.

Jetzt, wenn man auch mein Herz begehret,
So geb' ich's nicht, bin schon gescheidter;
Ich lüge, will man es erlangen:
„Ich hab' kein Herz, fort, trollt euch weiter!"

Wenn ehmals mich entflammt' die Liebe,
  War es platonische, ohne Mängel;
Ich glaubte heilig, jedes Mädchen
  Sei eines Himmelreiches Engel!

Das glaubte ich! .... Jetzt aber weiß ich,
  Daß sie statt Engel eher Teufel;
Und weine nicht, verschmäht mich Eine,
  Ich finde Andre sonder Zweifel!

Die Heimatlieb' war meine Sonne,
  Die mir die Seele warm durchstrahlet.
Was ist sie jetzt? Der Schein des Mondes,
  Der kaltgelb, fahl, mein Antlitz malet.

Einst, wenn die Welt mich trat, da habe
  Ich nach dem Grabe nur gestöhnet;
Jetzt will ich eben darum leben,
  Zu trotzen ihr, wenn sie mich höhnet!

Wie weicher Lehm war ich vor Zeiten,
  So leicht geknetet und zerflossen;
Doch Marmor jetzt — es prallt die Kugel
  Zurück auf Den, der sie geschossen!

Der weiße Wein, ein blondes Mädchen,
Der helle Tag war, was mich freute;
Doch rothen Wein, ein braunes Weibchen
Und dunkle Nacht, das will ich heute!

IV.

Gestalten.

Wol bin ich ausgelassen, und — ein Narr?
   Auch das kann möglich sein;
Ich ziehe nie zu Rathe den Verstand,
   Mein Herz gibt Rath allein;
Und meinen Kopf benutz' ich trotzdem gut:
Ich stülpe drauf den straußgeschmückten Hut!

Vorbemerkungen.

Betyár (spr.: Bet-jaar), der Roßdieb, der Vagabund der Pußta.

Bojtár (spr.: Boi-taar), der Hirtenjunge.

Csárda (spr.: Tschaar-da), ein einzelnstehendes Wirthshaus in der Pußta.

Csikós (spr.: Tschi-kohsch), der Roßhirt.

Csokonai Vitéz Mihál (spr.: Tscho-ko-nai Wi-tehs Mi-hahl), deutsch: Michael Vitéz von Csokona, der bedeutendste ältere ungarische Volksdichter, geboren 1774 zu Debreczin, starb daselbst 1805, erst 28 Jahre alt, infolge von Ausschweifungen und mit sich zerworfen. Von seinen zahlreichen Werken sind am populärsten das komische Epos „Dorothea", in vier Gesängen (1803), die „Anakreontischen Lieder" (1803), die „Liebeslieder an Lilla" (1805) und seine humorreichen Volkslieder.

Dade, im Zigeunerdialekt: der Alte, der Vater.

Debreczin (spr.: De-bre-zin), nächst Pest die größte und bevölkertste Stadt Ungarns, von Pest 35 Meilen entfernt; ihr Bezirk 15 Quadratmeilen weitgedehnte Ebene, zu welcher auch die hortobágyer Pußta gehört. Sitz des ersten Magyaren- und zugleich Calvinerthums, mit 48,840 Einwohnern. Geburtsort der Humoristen Csokonai, Fazekas, des Erotikers Varna, des Odendichters Lengyel und des Bildhauers Ferenczy.

Kari, Diminutiv für Karl: Karlchen.

Kecskemét (spr.: Ketsch-ke-meht), größter Marktflecken Ungarns, im pestholter Comitat, 12 Meilen von Pest, mit 44,110 meist ungarischen Einwohnern.

St.-Kleofas, irgend ein Heiliger, den die Zigeuner besonders verehren.

Megyeri, Karl (spr.: Med-je-ri), geb. 1797, gest. 1842; sein Familienname war Stand, der größte und populärste ungarische Komiker, welcher 26 Jahre hindurch auf allen Bühnen des Landes bekannt und vergöttert war. Vörösmarty schrieb auf ihn das Epigramm:

Welch ein Gelächter da unten? Welch eine Lust in der Grabwelt?
Unter den düstern Schatten zieht ja des Megyeri Geist!

Örzsi (spr.: Ör-schi), Lieschen.

Pál (spr.: Pahl), Paul.

Paprika, der ungarische rothe Pfeffer, cornichon rouge, peperoni, in Indien Pipa.

Pinty (spr.: Pinti), ein erfundener Eigenname.

Sári (spr.: Schaa-ri), Diminutiv von Sara.

Szabadka, Kikinda, Vinda, Städte und Ortschaften an der äußersten Grenze Niederungarns, in jenem Gedichte benutzt, um anzudeuten, daß man lange genug suchen könne.

Szentpéteri, Sigmund, geb. 1798, gegenwärtig am Nationaltheater, einer der bedeutendsten ungarischen Schauspieler, besonders im komischen Fache. Jugendfreund und Kunstgenosse Megyeri's.

Ueczu! (spr.: Uz-zu!), Aufruf, wie: Vorwärts! Dran! Drauf! u. s. w.

Zrinyi (spr.: Srin-ji), ein ungarischer Schnürrock mit Doppelärmeln, zu Ehren des großen Helden von Sziget so genannt.

1.

Das Tintenglas.

1844.

Vándorszinész korában Megyeri . . . .

Zur Wandertruppenzeit schrieb Megyeri,
— Lebt Jemand, dem noch fremd der Name, wie? —
Sich an Theaterzetteln kreuz und lahm;
Bekam
Dafür
Fünf Gulden einst als Schreibgebühr;
Ja, wie ich sag', fünf Gulden Schreibgebühr.

Er ging zuerst um frische Tinte nun,
Daß welche da sei, gibt es was zu thun.
Wohin doch steck' er's Tintenglas?
Ei was!
Er steckt
Es in die Rocktasch', gut verdeckt;
Ja, wie ich sag', ins Täschlein, gut verdeckt.

Voll Lust war Megyeri, so stark bei Geld,
Daß er, nach Hause gehend, sprang durchs Feld;
Vergebens mahnt Szentpéteri:
„Kari,
„Gib Acht!
„Die Lust wird sonst zu Leid gemacht;
Ja, wie ich sag', die Lust zu Leid gemacht!"

So kam's! Von all dem Springen floß
Die Tinte aus. Der Fleck im Rock war groß.
Nun härmt sich Megyeri, — ihn grimmt,
Verstimmt
Der Spaß,
Da er blos diesen Rock besaß;
Ja, wie ich sag', blos diesen Rock besaß.

Noch mehr: der Rock war gelb! Man sah den Fleck
Drum stark. — „Ich werf' ihn weg!" so dacht' er keck;
„Statt seiner doch, was nehm' ich um?"
Darum
Manch Jahr
Trug er ihn noch, bis hin er war;
Ja, wie ich sag', bis gänzlich hin er war!

2.

Der Volksdichter Csokonai.

1844.

Egy kálomista pap es Csokonai . . . .

Ein Calvinistenpropst und Csokonai,
Es waren eng befreundet diese Zwei.
Aus Debreczin einst schlenderte hinaus
Und ging zu seinem Freund im Thal,
Und „Trinken möcht' ich, Bruderherz!" rief aus
Der Csokonai Vitéz Mihál.

«Nun, wenn du trinken willst, so trinke froh,
«Es gibt für dich wol Wein noch irgendwo,
«Und wenn nicht sonst, bei mir im Keller doch;
«Dort steht Ein Faß nicht an der Zahl!»
So sprach der Freund, hinab mit ihm auch kroch
Der Csokonai Vitéz Mihál.

«Hejh, uczczu!» rief der Prediger unten aus,
Als er den Dauben schlug vom Faß heraus;
«Lauf' um die Pipe, die ich heim vergaß;
«Doch, Bruder, bleib' nicht stehn zumal!»
Und aufwärts lief im Pferdetrott fürbaß
Der Csokonai Vitéz Mihál.

Aufs Spundloch hält der Prediger die Hand
Und harrt, und harrt der Pipe unverwandt;
Doch kam sie nicht; der Prediger flucht und spricht:
«Was Teufel macht zu meiner Qual,
«Wo in der Hölle bleibt, was kommt denn nicht
Der Csokonai Vitéz Mihál?»

Nicht länger hielt er aus des Harrens Pein,
Er ließ das Faß — aussickerte der Wein —
Und ging vom Keller in das Haus hinauf,
Doch Niemand fand er dort im Saal;
Erst Abends spät da kehrte heim im Lauf
Der Csokonai Vitéz Mihál.

Nun seht, das war der Grund vom ganzen Kohl:
Die Pipe suchte Vitéz oben wol,
Ja, alle Laden sucht' er emsig aus,
Doch fand er Pipe nicht, noch Pfahl;
Drum, um die Pipe ging ins Nachbarhaus
Der Csokonai Vitéz Mihál.

Beim Nachbar doch, da gab's ein Schmausen just,
Man setzte vor ihm Speis' und Trank nach Lust,
  Und so beim Wein vergaß, traktirt so reich,
Bei lustiger Musik zumal,
  Den Prediger, die Pipe, Alles gleich
Der Csokonai Vitéz Mihál!

3.

Meister Pál.

1844.

Pál mester illyformán okoskodott . . . .

Meister Pál, er grübelte gar klug,
Und im Feuer
Er den Hut verwegen seitwärts schlug:
„Ei, der Geier!
„Was soll eine Ehehälfte mir?
„Freier ist mein Leben ohne ihr,
„Jage sie zum Teufel — Das wird draus!"
Und er that, wie er's gesagt voraus.

Meister Pál doch dacht' bei kälterm Blut,
Nur daß, scheuer,
Er zur Seite nimmer schlug den Hut:
„Ei, der Geier!
„Schade doch, daß ich sie fortgejagt;
„Reicher war ich, da sie sich geplagt,
„Doch nun werd' ich ärmer — Das wird draus!"
Und es kam, wie er's gesagt voraus.

Es wird für ihn kein Tisch gedecket,
  Trotzdem nicht tödtet Hunger ihn;
Er geht ins Wirthshaus, will er essen,
  Setzt zu Bekannten keck sich hin;
Von Dem und Jenem einen Bissen —
  So füllt er prächtig sich das Fell.
Im Umkreis von sechs Pußtenorten
Ist seiner Art er, hier wie dorten,
  Der unvergleichlichste Gesell!

Wie er mit Kleidern sich versorget?
  Das ist auch eigenthümlich sehr:
Zu Bällen und dergleichen borget
  Er Kleider sich, was nicht so schwer;
Nur daß sodann die guten Leute
  Die Kleider nimmer sehn so schnell.
Im Umkreis von sechs Pußtenorten
Ist seiner Art er, hier wie dorten,
  Der unvergleichlichste Gesell!

Wo seine Wohnung? Niemand weiß es,
  Doch rühmt er oft im Redefluß,
Was er für prächtige Zimmer habe,
  Und was er sagt, man glauben muß;
Sieht man auch oft in Kaffeehäusern
  Solch Pinty=artiges Gestell.
Im Umkreis von sechs Pußtenorten
Ist seiner Art er, hier wie dorten,
  Der unvergleichlichste Gesell!

So ist vom Kopf er bis zur Sohle,
Vollständig ihm dies Bildniß gleicht,
Und sich, wie seiner theuern Heimat
Erschröcklich er zur Ehr' gereicht.
Drum rufe Jeder: „Gott erhalt' ihn,
„Lang' sprudle noch sein Lebensquell!
„Im Umkreis von sechs Pußtenorten
„Ist seiner Art er, hier wie dorten,
Der unvergleichlichste Gesell!“

5.

Meister Ambrosius.

1844.

I.

Merre olly nagy széllel, Ambrus gazda? . . . .

Hejh, wohin denn mit so großem Winde,
Meister Ambrus? „In den Krug geschwinde,
„Denn geärgert hat mein Weib mich tüchtig,
„Mache nur durch Wein den Aerger flüchtig.
„Doch ein Glück ist's für die böse Sieben,
„Daß ich länger nicht daheim geblieben!
„Hätte sie noch mehr gekeift verbissen,
„Hätte ihr die Zunge ausgerissen!"

* *
*

Schlechte Weiber haben schlechte Knechte;
Ueber Meister Ambrus sprach der Schlechte:
Daß er gern verblieben in der Klause,
Doch es warf die Frau ihn aus dem Hause!

II.

Ambrus sitzt im Wirthshaus hochgemuthet,
Bis des Dorfes Wächter Zehn getutet;
Auf nun stand er, ist nachheim gesauset,
Und — Gott weiß es! — wie er dort gehauset!
Doch hier kommt er ja zurück schon wieder?
„Ei, was fuhr euch, Meister! in die Glieder?“ —
«Immer noch hat sie nach Lärm gedürstet,
«Nun, da hab' ich tüchtig sie gebürstet,
«Und darauf dem Haus gekehrt den Rücken,
«Lasse mich bis morgen nicht mehr blicken!»

* *
*

Schuftiger Knecht! Es ruht nicht seine Zunge,
Andern Tages wußte jeder Junge:
In dem Wirthshaus mußte Ambrus passen,
Weil sein Weib ihn nicht ins Haus gelassen!

6.

Der alte Herr.

1844.

Az öreg urnak élete ....

Des alten Herren Leben ist
  Bedauernswerth voll Qualen;
Bis in die Nieren plaget ihn
  Die Eifersucht zumalen!

Sein Neffe ist so schlecht, und schön
  Des Alten junges Weibchen;
Viel Scharten schlägt ins graue Haupt
  Der Bursch ihm und sein Täubchen.

Als er noch ledig, nicht zur Last
  War ihm das Amt; erwerben
Konnt' er im ruhigen Dienst sein Brot —
  Jetzt muß er dran fast sterben!

Als er noch ledig, spielte er
Mit Freunden bis zum Morgen;
Jetzt wagt er nicht so langes Spiel —
O bittre Ehstandsorgen!

Als er noch ledig, Träume blos
Versüßten ihm den Schlummer;
Jetzt wagt er halb zu schließen kaum
Das Aug' vor Furcht und Kummer!

Und trotzdem, alter Herr, du bangst
Umsonst für's liebe Käthchen;
Dein Neffe liebt nicht deine Frau —
Er liebt ihr Stubenmädchen!

7.

Wanderleben.

1844.

Szent Kleófás! ....

O heiliger Kleophas!
Welch Karavane Großer, Kleiner! ....
Was wäre das
Wenn nicht walachische Zigeuner?!
Wie oder dieser schöne Reisezug
Von Mann und Roß, spricht er nicht deutlich schon genug?
Dort zieht der saubre Trupp sich hin
In langer Reihe längs des Waldes Grün.
Das Oberhaupt, es sitzt auf altem dampfigen Klepper,
Den am Gebißseil — da er einschnappt wie ein Schnepper —
Nachzerrt ein feister Bursche, daß sich Gott erbarme!
Und arg zu schwitzen hat ein Recht der Arme,
Denn längst ist's her, daß straff noch jenes Rosses Sehne
Und ihm entfallen sind die Füllenzähne ....
Wie lebt es nun? Verlungern
Muß jetzt das Roß sein Alter im gewaltigen Hungern;

Bei der Bewandtniß weiß ich wahrlich nicht,
Wie jenes Thier es macht, daß es zusamm' nicht bricht;
Und was noch ärger: Das, was ihm zur Last, zur Pein,
Ist nicht der gute Dade nur allein,
Zu beiden Seiten hängt herab dem Roß
Ein Schnappsack, und in jedem hockt ein Mohrensproß,
Deß' schauderhafter Krauskopf aufwärts guckt,
Indeß der Bursche Jammerlieder ächzt und gluckt,
Da nicht bequem der Sitz in solchem Loch; —
Jedoch zu Fuß zu laufen? Ach, das wäre bittrer noch!
Drum ächzen sie auch schauerliche Töne;
Gott weiß, wie lang' noch dauern würde dies Gestöhne,
Doch gibt der Großahn ihnen einen Tritt,
Flugs werden still die Kerle bei dem Ritt!
Daneben sind Mann, Weib und Jüngferchen zu sehn,
Die beieinander oder nacheinander gehn;
Der Eine kaut, der Andre raucht Taback,
In große Wolken hüllet sich das Pack,
Die scharf das Auge beißen und die Lunge reizen, —
Es scheint, daß den Taback in Paprika sie beizen!
Ganz hinten, nachgezerrt am Strick durch allen Dreck,
Geberdet ein gestohlnes Ferkel sich gar keck,
Das sich unbändig störrisch zeigt;
Es ahnt wol, daß sich seine Sonne neigt,
Und deshalb führt es sich so schlecht nun auf;
Doch hilft ein Tüncherpinselstiel ihm nach im Lauf,
Mit dem die wackre Mutter der Familie voll Muth
Das Ferkel anfällt, und sie bändigt's gut!

So richten sie die kühnen Schritte fort behende
Von einem Dorfend' zu des andern Dorfes Ende.
Solch Heldenvolk macht nichts erbeben ....
Blos nur der Wind! Vor diesem ziehen sie ergeben
Die Mützen! Und gar klug! Denn dieses böse Element,
Es ist unmenschlicher, als wer sie sengt und brennt.
Fällt über sie er her mit breiter Schwinge,
So flüstert in das Ohr er ihnen oftmals Dinge,
Die bis ins Schienbein sie erzittern machen zag und matt,
Und daß sie beben wie ein Espenblatt!
Doch rauscht Herr Wind davon auf leichtem Wagen,
Um mit den flinken Rossen sonst wohin zu jagen,
So kehrt die alte Lust, sie jauchzen, scheckig lebend
Und allem irdischen Kummer einen Fußtritt gebend!

8.

Das Ochsenviergespann.

1845.

Nem Pesten történt ám, a hogyan mondhatok . . . .

Zu Pest geschah es nicht, wie ich euch sagen kann;
Zu Pest geschehen solch romantische Dinge nie!
Die Herrenleute der Gesellschaft, Mann für Mann,
Sie setzten sich zu Wagen wol mit vieler Müh!
Zu Wagen, ja, doch war's ein Ochsenwagen nur,
Und zwei Paar Ochsen zogen das Gespann vom Ort.
Des Reiches breite Straße hin der Wagen fuhr,
Gezogen von vier Ochsen, langsam fort und fort.

Die Nacht war lichtvoll, und der Mond stand eben hoch,
Blaß ging er durch zerrissner Wolken Flockenmeer,
Wie wol ein Witwer, der der Gattin Grab annoch
Am Friedhof sucht, bei Leichensteinen ringsumher.
Ein Lüftchen schlich ob nachbarlicher Felderflur,
Und hob vom Grase süße Düfte da und dort.
Des Reiches breite Straße hin der Wagen fuhr,
Gezogen von vier Ochsen, langsam fort und fort.

In der Gesellschaft war auch eben ich zur Zeit,
Und kam als Nachbar neben Örzsi auf den Sitz.
Der bunten Fahrgesellschaft sonstige Herrenleut'
Sie sangen laut und plauderten voll tollem Witz;
Ich aber schwärmte still, und sprach zur Örzsi nur:
„Erwählen wir uns einen Stern von jenen dort!"
Des Reiches breite Straße hin der Wagen fuhr,
Gezogen von vier Ochsen, langsam fort und fort.

„O, wollen wir uns nicht erwählen einen Stern?"
Sprach ich, so schwärmend stets, zur Örzsi neben mir.
„Der Stern führt uns gewiß zurück aus weiter Fern'
„Vergangner Zeiten Glückserinnerung dafür,
„Geht da und dorten hin einst unsres Lebens Spur!"
Und wir erwählten beide einen Stern von dort.
Des Reiches breite Straße hin der Wagen fuhr,
Gezogen von vier Ochsen, langsam fort und fort.

9.

Muhme Sári.

1847.

Sári néni a küszöbben . . . .

Muhme Sári hockt dort auf der Schwelle still,
Hockt, und steht nicht, da sie nimmer wachsen will;
Ihre Nase ist gesattelt mit der Brille,
Und sie näht — ihr Sargtuch wol als letzte Hülle?
Muhme Sári, ei, wer früher euch wol kannte,
Als man euch noch zärtlich „Mühmchen Sári" nannte!

Die voreinst am Kleid ihr unten saßen dicht
All die Falten zieren nun ihr Angesicht,
Und am Leib hängt jedes Stück, als hätte beim Mahden
Mit Heugabeln man das Kleid auf sie geladen.
Muhme Sári, ei, wer früher euch wol kannte,
Als man euch noch zärtlich „Mühmchen Sári" nannte!

Ihre Haare sind wie Winterschnee und Eis,
Wie gebleichtes Linnen sind sie fahl und greis,
Und so gräulich nehmen sie sich aus am Schopfe
Wie das Storchenneſt am hohen Kirchthurmknopfe.
Muhme Sári, ei, wer früher euch wol kannte,
Als man euch noch zärtlich „Mühmchen Sári" nannte!

Ihre Augen nahmen einwärts ihre Schau,
Ueberdrüssig dieser Welt, so falsch und schlau;
Innen blinzeln sie nun fort noch immer,
Wie im eingestürzten Grab des Lämpchens Schimmer.
Muhme Sári, ei, wer früher euch wol kannte,
Als man euch noch zärtlich „Mühmchen Sári" nannte!

Eine Wüste ist ihr Busen, still und leer,
Wie als schlüge, ach! kein Herz darunter mehr;
Noch ist's dort, doch unbeweglich, unerreget;
Manchmal nur, verachtend fast, es sich beweget.
Muhme Sári, ei, wer früher euch wol kannte,
Als man euch noch zärtlich „Mühmchen Sári" nannte!

Ein verschwendrisch wilder Gauch ist Jugendsinn,
Wirft mit beiden Händen all den Reichthum hin;
Doch sein Vater dann, das Alter, knausrig zähe,
Nimmt zurück sich den verpraßten Schatz mit Wehe!
Muhme Sári, ei, wer früher euch wol kannte,
Als man euch noch zärtlich „Mühmchen Sári" nannte!

10.

Der gute Lehrer.

1847.

Van biz ott a sok rosz között . . . .

Unter all den vielen schlechten Lehrern
Gibt's auch gute noch;
Unter meinen vielen schlechten fand ich
Einen guten doch!

Mir im Herzen blieb er, und verblieb auch
Im Gedächtniß mir,
So als schaute ich den alten Kahlkopf.
Jetzt noch stehen hier.

Ja, wol war er kahl und fahl, doch konnte
Er ja nichts dafür;
Denn der Bursch war alt, und längst verblühet
Seiner Jugend Zier.

Eine blieb von den verwelkten Blumen
Ihm allein noch frisch:
Einer Pfingstenrose glich die Nase
Hochroth zauberisch.

Und wol neu an jedem Tag erblühte
Dieses Röselein,
Was kein Wunder, er begoß bedächtig
Es ja stets mit Wein.

Ein absonderliches Pflänzchen war es,
Wie ich kein's mehr schau,
Wollte durchaus nichts in sich sonst saugen,
Einzig Kellerthau.

Unter'm Nasendache gafft' ein großer
Schnurbart blöd' hervor,
Eine Spitze sah zur Erd', die andre
Sah ins Blau empor.

Unter'm Schnurbart war der Mund, im Munde
Eine Pfeife hing,
Dran war das zerbissne breite Mundstück
Ein curioses Ding!

Und sein Rock, sein „Zrinyi“, ward gefertigt
Wol zu Árpád's Zeit!
Keine Farbe hatte mehr die Farbe
An dem schmucken Kleid.

Knöpfe waren dran, wie soll ich sagen?
Wie ein Heidenkopf!
Noch im Türkenkrieg als Kugel diente
Wol ein solcher Knopf.

Schön mit Schnüren war sein Rock verzieret,
Im Zickzack hinan,
Daß vielleicht der Blitzstrahl selbst sich hätte
Leicht verirrt daran.

Viel und lang' ich mit dem Mann verkehrte;
Doch er war's auch werth:
Ach, ein Kerl war's, ein erschrecklich guter,
Ei, wie nur ein Pferd!

Wußte meines Pensums ich kein Pünktchen,
Macht' es nie mir Qual;
Tröstend sprach er, daß ich's würde lernen
Schon ein andermal!

Wies ihm auch darum mein gutes Herze
Oft gar wundersam,
Brachte, wenn ich konnte, ihm Geschenke,
Gut und schlimm, wie's kam.

Wurst und Schinken stahl aus seinem Schornstein
Ich ihm täglich fast;
Diese schenkte ich ihm, und er lud dann
Noch den Dieb zu Gast!

11.

Der Wanderbursche.

1847.

Hogyha nincs az embernek . . . .

Wenn des Menschen Tasche leer ist,
Bleibt wol leer sein Magen auch;
Leer ist meine Tasche, also
Ist auch leer mein armer Bauch.

Gestern aß zu allerletzt ich,
Und — da um so weniger gleich;
Doch, was macht's? Genug statt meiner
Aßen satt sich ja im Reich!

Morgen ist ein Tag auch wieder,
Bringt er Gutes mir — mit Lust
Nehm' ichs an; bis dahin saug' ich
An der Hoffnung Mutterbrust.

Leer ist wol der Bauch, dagegen
 Sind die Augen mir gefüllt;
Thränen preßt die arge Kälte
 Mir aus ihnen ungestillt.

Und ganz recht ist diese Kälte,
 Treibt sie doch zur Eile mich;
Und das Wirthshaus, das noch weit ist,
 Rückt dadurch wol näher sich.

Dji, du Falber, dji, du Brauner!
 Meine Füße, eilt nur zu!
Was sind das für brave Rosse,
 Wollen Futter nicht, noch Ruh'.

Falb ist ein's und braun das andre,
 Da verschiednes Tuch jed' Bein,
An der Hose, — wie es langte,
 Setzte ich die Stücke ein.

Hatte wol auch gute Kleider,
 Doch gar leicht verletzt man die
Auf der Reise; sie zu schonen,
 In der Stadt versetzt' ich sie.

Und daß klar der Räuber, welcher
 Mich erwischt, merkt wie er irrt,
Gab ich in der nächsten Kneipe
 All mein Geld anheim dem Wirth

Und dem Räuber, der nun findet
 Einen Heller noch bei mir,
Dem will hundert Stück Dukaten
 Ich bezahlen gern dafür.

Räuber gibt es nicht, doch schnüffelt
 Durch die Taschen mir der Wind.
Freundchen Wind! Gib Ruh', sonst klopf' ich
 Auf die Finger dich gelind.

Scherz bleibt Scherz, doch dies ist wahrlich
 Eine criminalsche Zeit!
Gegen mich sind ja verschworen
 Schnee, Wind, Eis und Regen heut!

Nun, noch ist's ein Glück, daß barfuß
 Ich hier wandre, halb schon todt;
Denn mir würden sonst die Stiefel
 Voll vom Wasser und vom Koth.

Einem Hohngelächter gleichet
  Dieses Sturmwinds Wuthgebraus!
Mög' er lachen! — Ich auch lache
  Ihn noch einmal tüchtig aus.

Einst beschert mir wol der Himmel
  Eine Werkstatt, wenn auch klein;
Werde drin mit Weib und Kindern
  Dann beim Herd geborgen sein.

Wenn mir dann der Wind, durch's Fenster
  Brausend, neue Plagen schickt,
Will ich ins Gesicht ihm lachen,
  Daß vor Aerger er erstickt!

12.

Sucht nur zu!

1848.

Kinn a ménes, kinn a pusztán ....

Frei im Felde sind die Pferdescharen,
Auf der offnen Heerstraß' der Betyáren;
Doch der Csikós sitzt beim kühlen Weine
In der Csárda, trinkt dort im Vereine.

Nun, er trinke, freut es seine Seele,
Ist vertrocknet ihm vor Durst die Kehle,
Und es ist bei dieser argen Hitze
Auch kein Wunder, daß er tüchtig schwitze.

Doch wenn ihr, mein Freund! kein Durstertrager,
Und ihr trinkt im Kühlen, mein Herr Schwager!
Ei, so sorgt zugleich, daß das Gestüte
Eine gute sichre Hand behüte!

Doch ihr ließt nur außen drei Bojtáre,
Die ja werth nicht sind am Kopf die Haare,
Die daran jetzt finden ein Vergnügen,
Daß sie unter ihren Hüten liegen.

Und es schnarchen derart jene Tröpfe,
Bergend unter'm breiten Hut die Köpfe;
Sorgen sich um nichts, verstandverworren,
Lassen durch die Sonnenglut sich schmoren.

Dorther doch, von Kecskemét, o sehet!
Ueber'n flachen Sand, den Wind verwehet,
Ei, wer schleicht, geduckt knapp an der Erde,
Her sich dort auf jenem schmucken Pferde?

Schön ist wol das Roß, doch auf dem Rosse
Schöner ist der Bursche noch, der große;
Kühnheit blitzt aus seines Auges Wenden,
Und er hat das Fangseil in den Händen!

Leise kommt heran er, plötzlich springt er
Mitten ins Gestüt, das Fangseil schwingt er,
Reißt heraus gar flink ein gutes Stück sich ....
Klein Kunság! Nun schaue Gott dein Glück sich!

Niedrig zieht bereits des Tages Sonne,
Doch der Bursche fliegt noch hin, — in Wonne
Mit dem schmucken Roß von dannen wallend,
Mit der langen Peitsche tüchtig knallend!

Aus der Csárda kommt der Csikós endlich,
Unser Csikós, aber taumelt schändlich;
Und um schnell vom Rausche zu genesen,
Will er ab jetzt seine Pferde lesen.

Da erwachen rasch auch die Bojtáren,
Die bisher so fest entschlafen waren,
Und es merkt mit Schreck der Rossezähler
Im Gestüte jäh den großen Fehler.

„Auf! Das Roß sucht in der ganzen Runde,
Ihr vermaledeiten faulen Hunde!"
Sucht nur, sucht nur immer zu — bis Vinda,
Bis Szabadka und bis Klein-Kikinda!!!

13.

Herr Paul Pató.

1848.

Mint elátkozott királyfi . . . .

Gleich verwunschnem Königssohne
  Ueber'm operenczer Meer,
Sitzt in seinem Dorfe einsam
  Herr Paul Pató, mürrisch sehr!
Anders wäre hier das Leben,
  Wenn ein Weibchen, jung, gescheit —
Doch ins Wort gleich fällt Herr Pató:
  „Dazu ist es ja noch Zeit!"

Auch sein Haus steht am Verfalle,
  Von der Wand löst Mörtel sich;
Wo der Wind das Dachstück hintrug?
  Gott mag's wissen sicherlich!
Bessern wir das Dach, der Himmel
  Blickt herein sonst weit und breit —
Doch ins Wort gleich fällt Herr Pató:
  „Dazu ist es ja noch Zeit!"

Wüst liegt wol der Garten, aber
Blühend ist das Ackerfeld:
Alle Arten Klatscherosen
Wuchern dorten ungezählt!
Warum lungern denn die Knechte
Und der Pflug vom Felde weit? —
Doch ins Wort gleich fällt Herr Pató:
„Dazu ist es ja noch Zeit!“

Und sein Rock erst, seine Hose,
Sind so schleußig, fuchsig roth,
Daß sogar als Fliegengarn sie
Brauchbar nur bei höchster Noth!
Nun, man muß den Schneider rufen,
Denn das Tuch liegt schon bereit —
Doch ins Wort gleich fällt Herr Pató:
„Dazu ist es ja noch Zeit!“

So versimmelt er sein Dasein,
Und, ob seine Ahnen gleich
Alles reichlich ihm vererbten,
Hat er nichts im weiten Reich!
Er doch ist nicht schuld — als Ungar
Ward er in die Welt geschneit,
Und bei ihm zu Land heißt's ewig:
„Dazu ist es ja noch Zeit!“

V.

Cypressenblätter.

Vom Grabe Etelka's.

1845.

O, hätte ich nicht schon im Leben
Mein ganzes Herz ihr hingegeben:
So Lieb' als Leben freudig hätte
Ich ihr geweiht an ihrem Sterbebette.

I.

Elmondom, mit eddig . . . .

Will gestehn, was scheu ich
  Hehlte bis zur Stunde,
Wie das Meer die Perle
  Tief im Wogengrunde.
Höre, theure Perle!
  Schöne, sanfte Taube!
Welcher Liebe, welchem
  Kummer ich zum Raube.

Liebe hab' gefühlt ich,
  Und ich litt aus Liebe;
Mächtig liebend, litt ich
  Viel und schwer und trübe.
Meine Lieb', mein Kummer
  Waren Zwillingsbrüder,
Die um dich mich quälten,
  Bis ich sank darnieder.

Doch die Lippen schlossen
  Schwere Hindernisse,
Und ich mied die Worte,
  Daß es Niemand wisse.
Dieses starre Schweigen
  Brannte mich wie Flammen,
Oft brach auch darunter
  Meine Seel' zusammen.

Wie der Strahl verschwindet
  In der Wolken Schleier,
Barg mein Herz dein Bildniß
  Tief in Lieb', in scheuer;
Doch ein leichter Windzug
  Kann die Wolken trennen,
Und noch glühnder fühlt man
  Dann die Sonne brennen.

Oft auch log ich Andern
  Liebe vor im Prahlen;
Doch durch solche Lüge
  Mehrten sich die Qualen.
Und nun weißt du Alles,
  Was mein Leid, mein Streben;
Wirst du mich nun trösten,
  Milde Antwort geben?

Sprich, erlösend Kreuzbild
  Meiner Seligkeit du!
Oeffne doch die Lippen,
  Sage, ob erfreut du?
O, wie könntst du sprechen,
  Wie mir Antwort sagen!
Liegst du doch im Sarg hier
  Todt — und hörst kein Klagen!

II.

Láttam két hosszu nap . . . .

Sah zwei lange Tage
  Deinen Leichnam liegen;
Wortlos deine Lippen,
  Blindheit in den Zügen!

Deine Stirne küßt' ich,
  Eden, mir entschwunden! —
Und den ersten Kuß nun
  Hast du nicht empfunden! —

Als, zerbrochner Altar!
  Ich die Stirn dir küßte,
Fror im Kuß die Seele
  An die todte Büste!

Jenes Leichentuch auch
Küßte ich, die Scheide,
Die mich undurchdringlich
Trennt von aller Freude.

Sah auch roth die Fackeln
Bei dem Sarge flammen,
Hört' den Sang der Trauer —
Und ich brach zusammen!

Und beim Grab dann war ich,
Hörte dumpf die Schollen
Bei des Grabs Verschaufeln
Hallend niederrollen!

Alles, Alles sah ich!
Und doch glaubt' ich's nimmer;
Ist es nicht ein Traum nur?
Frug ich zweifelnd immer.

Und ich ging zu euch dann,
Forschte im Getümmel,
Ob ich nicht die Augen
Seh' von meinem Himmel?

Doch ich seh' sie nirgend,
Such' vergeblich bange;
Heimwärts geh' ich, weine
Bitterlich und lange!

III.

Jaj, be bús ez a harangszó . . . .

Weh, wie traurig tönt dies Läuten!
  Dorten stehet deine Bahre,
Du verwelkter Rosenstengel,
  Der geblüht nur funfzehn Jahre!

O, dein Sarg steht bei der Kirche;
  Deinen Sarg soll dort ich sehen,
Wo als Bräutigam ich hoffte
  Einstens froh mit dir zu stehen!

O, du Schutzgeist der Geliebten,
  Mit dem armen, kranken Herzen,
Habe Mitleid, gib mir Wahnsinn,
  Oder lindre meine Schmerzen!

Oder bist auch du gestorben?
  Starbst du wol aus Kummer, Engel!
Weil du hast verwelken lassen
  Diesen schönsten Rosenstengel?

IV.

Ha éltében nem szerettem volna . . . .

Hätt' ich das blondgelockte schöne Kind nicht schon
Geliebt am hellen Lebenstag,
Ich hätte ihr geweiht mein Herz und Leben
Als sie im Sterbebette lag.

Wie schön, wie schön lag sie im Sterbebette;
Wie wenn ein blanker Schwan durchs Frühroth fliegt,
Wie reiner Schnee auf Winterrosen liegt,
Hat sich der weiße Tod an sie geschmiegt!

V.

Te voltál egyetlen virágom . . . .

Du warst ja meine einz'ge Blume;
Verwelkt bist du — kahl ist mein Leben!
Du warst für mich die strahlende Sonne,
Und schiedst — ich bin von Nacht umgeben!

Warst meiner Phantasie die Schwinge;
Du brachst — ich kann nun nimmer fliegen!
Du warst die Wärme meines Blutes;
Du flohst — ich muß dem Frost erliegen!

VI.

Hol vagy te, régi kedvem? . . . .

Wo bist du, alter Frohsinn,
Du wilder Bursch voll Scherz?
Dich hat ersetzt dein Bruder,
Der stumme, tiefe Schmerz.

Mein Herz war einst dein Spielzeug,
Das du oft toll geschnellt;
Du trugst es, pfeilschnell laufend,
Hin durch die weite Welt.

Bis du zuletzt gestolpert
An einem Grab, und ach!
Das Spielzeug dir im Falle,
Mein Herz, entzweie brach.

VII.

Jöj, tavasz, jöj! — gondolám az ősszel . . . .

Komm, Frühling, komm! — rief ich im Herbste aus —
Ich harre dein, Glück bringst du mir ins Haus;
Mein schönes Täubchen ist im Dorfe dann,
Wo ich sie täglich, stündlich sehen kann;
Und wär' ich auch von ihr an tausend Meilen,
Ich würd' zu ihr an tausend Meilen eilen!
Wenn auf die Sonne steht mit Frührothlachen,
Und wenn sie scheidet bei der Nacht Erwachen,
Und hell der Mond, der Sultan, der so bleich ist,
In seinen Harem tritt, der sternenreich ist,
Dann will ich sein des Täubchens treuer Schatten,
Folg' jedem ihrer Schritte ohn' Ermatten,
Bis ihre Liebe, Lenz! gleich deiner Blume,
Ihr auferblüht im Busenheiligthume,
Und, jungfräulich erröthend, sie ans Herz
Mir steckt die Blume, Heilung jedem Schmerz!
Und weshalb nicht? Scheint's denn unmöglich rein,
Daß dann ein Brautkuß mag das Ende sein?
Komm, Lenz! mit duft'gem Kranz, mit dem ich zieren
Das Haupt der Braut will, um sie heimzuführen!

* *
*

Komm, Lenz! mit duft'gem Kranz, der Frühlingsgabe,
Ich häng' ihn nun aufs Kreuz von ihrem Grabe!

VIII.

Álltam sirhalma mellett ....

Ich bin an ihrem Grab gestanden;
Gekreuzt die Hände, stand ich da, —
Gleich einer Bildsäul' regungslos
Stets nach dem Hügel hin ich sah.

So steht der Schiffer stumm am Strande,
Und blickt aufs Meer, stiert nach der Flut,
Die ihn gemacht zum Bettler, raubend
Ihm alle Schätze, alles Gut!

IX.

Játszik öreg földünk ....

Unsre alte Erde
Spielet mit den jungen
Sonnenstrahlen, — ewig
Sind sie kußverschlungen.

Auf der Donau Wellen,
Im Gebirg, in Thalen,
Auf den Thürmen, Fenstern,
Kost sie mit den Strahlen.

Heiter ist die Sonne
Im Entstehn, im Gehen,
So, als würd' sie nie das
Grab Etelka's sehen!

X.

Mi büvösbájos hang . . . .

Welch zaubervoller Ton!
Verklang im Dorf die Feierabendglocke schon,
Die leis des Landmanns fromm Gemüth
Hin zum Gebet ins Kirchlein zieht?
O, oder klingt süßtraurige Erinnerung
Durch meiner Seele Traum
An jene Maid, dereinst so schön und jung,
Und deren Grab im Friedhofsraum
Nun meine Thränen nässen,
Und die ich nimmer kann vergessen?!

VI.

Liebesperlen.

Meine erste Liebe sank in Grabesnacht,
Und als Mond hat an dem Grab mein Schmerz gewacht.
Neue Lieb' kommt sonnenhaft! — Die Nacht entweicht,
Aufwärts steigt die Sonne, und der Mond erbleicht.

1.

Es sehnet mich, zu lieben neuerdings.

1845.

Szeretnék már szeretni újolag . . . .

Es sehnet mich, zu lieben neuerdings, —
  Was nützt der Garten, fehlt ihm Rosenzier?
Und kann es schmücken sich mit Liebe nicht,
  Was nützt das Leben, was die Jugend mir?

Ich liebte einmal schon, und ich empfand
  Das erste mal der Liebe Schmerz allein;
Doch süßer war als Alles, dran mein Herz
  Sich je entsinnt, ach! diese süße Pein.

Du großer Gott, wenn schon in ihrer Qual
  Die Liebe so beseligt, so entzückt,
Wie mag sie dann erst sein, wenn kummerfrei,
  Im Herzen wiegend sich, sie uns beglückt?

Ein Vöglein ist mein Herz, das heimatlos
Umherirrt, suchend, wo zu baun ein Nest,
Und wo ein Mädchenherz zu finden, das
Sich von Gefühlen noch entzünden läßt.

Wenn ich jedoch nun wieder lieben will,
Vergess' ich doch der todten Jungfrau nicht, —
Am Gipfel des Gebirgs liegt oft noch Schnee,
Wenn schon am Fuß hervor die Blume bricht.

2.

Welche Mainacht!

1845.

Éj van, csend és nyugalomnak éje ....

Welche Mainacht! Die Nacht der Ruh' und Stille,
Und im Mondschein der Himmel sternig glüht!
Blondes Kindchen! Blauäugig Schlehenbäumchen!
Theure Perle! Was sinnt jetzt dein Gemüth?

Mich umkreisen so süße Traumesnebel,
Und ich träume, ich schlafe aber nicht;
Meine Träume, sie sind ein Königsleben,
Und die Krone, das ist dein hold Gesicht!

O ich wollte so gern jetzt stehlen können,
Wenn auch Diebstahl zum Schlecht'sten macht bereit;
Würde nunmehr der Träume Schatz bestehlen,
Zu bereichern die arme Wirklichkeit!

3.

Jener war ja nie verliebt.

1845.

Sohasem volt az szerelmes, a ki . . . .

Jener war ja nie verliebt, der meinet
Sklaverei sei Liebe, feige Haft.
Flügel gibt sie, und nicht Sklavenketten,
Flügel gab sie mir — des Fluges Kraft!

Solche Schwingen hat sogar kein Vogel
Wie uns Liebe gibt, — ich glaubt' es nie!
Ich beginne gar nicht mit so Kleinem
Als die Welt, zu überfliegen sie;

Schwinge mich gleich in der Engel Garten,
In den Himmel, nach dem höchsten Glanz,
Pflückend mir des Gartens Flammenrosen,
Jene Sterne dort, zu einem Kranz.

Himmelsglanz und mitternächtig Dunkel
Hüllen mich im Nu abwechselnd ein:
Fliegend schaue ich in Einem Blicke
Gott und Teufel, Lust und Höllenpein.

Und durchfliege Hölle ich und Himmel;
Was die Hölle hat an Qual und Schwüle
Und an Seligkeit besitzt der Himmel,
Ich in Einem Augenblick durchfühle!

4.

Jenen Strauß, den du mir jüngst gegeben.

1845.

A bokrétát, mellyet nekem adtál . . . .

Jenen Strauß, den du mir jüngst gegeben,
Hielt umschlungen ein dreifarbig Band.
Und du liebst der Heimat Farben, Mädchen!
Weil du treulich liebst das Vaterland..

Nun, ich will dir auch drei Farben geben:
Nimm als Grün mein Hoffen, voll von Schmerz,
Nimm als Weiß mein Angesicht, mein bleiches,
Und als Roth — nimm hin mein blutend Herz!

5.

Ich will ein Baum sein.

1845.

Fa leszek, ha fának vagy virága . . .

Ich will ein Baum sein, bist du dessen Blüte,
Und wenn du Thau bist, will ich Blume werden;
Und will der Thau sein, wenn du Sonnenstrahl bist,
Auf daß vereint wir seien stets auf Erden!

Und bist, o Mädchen! du der blaue Himmel,
So will als Stern ich einen Platz mir suchen;
Und bist du etwa, Kind! die finstre Hölle,
So will ich deinetwegen mich verfluchen!

6.

Wenn aus deinem Fensterchen du blickest.

1845.

Ablakodból hogyha kitekintesz . . . .

Wenn aus deinem Fensterchen du blickest,
Siehst du Gärten nur und Himmelsblau;
Gebe Gott, es sei dein ganzes Leben
Diesem Anblick gleich in heitrer Au!

Denken kann ich mir, wie du so glücklich,
Daß die Gärten dich umblühn, umwehn;
Aber glücklicher sind jene Gärten,
Da auf sie ja deine Augen sehn!

7.

Mädchen, als wir jüngst zusammen gingen.

1845.

Lyányka, mikor úgy együtt sétáltunk . . . .

Mädchen, als wir jüngst zusammen gingen,
Sprach ich nicht, auch du schwiegst, wandelnd sacht;
Wüßte ich nur — Vieles möcht' ich geben —,
Wüßte ich, was damals du gedacht!

Ich nun hatte damals im Gedanken,
Daß ich — nun, ich weiß es nimmer klar,
Was ich dachte, blos, daß eine Fülle
Süßer Seligkeit mein Denken war.

Jeder Gedanke war ein Silberglöckchen,
Das so zaubrisch hell geklingelt, ach!
Zaubervoll — und manchmal auch so traurig,
Daß mir fast das Herz vor Wehe brach!

8.

Theurer Doctor!

1845.

„Drága orvos úr!" szólék eszemhez . . . .

„Theurer Doctor!" sprach ich zum Verstande,
„Seht mein Herz Euch an, o sehet doch,
„Wie das arme leidet — seht nur, bitte,
„Und dann heilt es, wenn dies möglich noch.

„Denn mein Herz es hat zu Euch Vertrauen,
„Da geholfen Ihr schon manches mal;
„Aber eilt, ich bitte, eilt! — zu steuern
„Ist vielleicht noch jener herben Qual."

Ei, und der Verstand, der gute Hausarzt,
Säumte nicht, stieg gleich hinunter da;
Doch erschrak er, schüttelte den Kahlkopf,
Als den blut'gen Kranken er ersah.

Und er rief empor: «Ei, junges Herrchen!
«Was habt Ihr gethan, bei Gottes Reich!
«Breiter als die Donau ist die Wunde,
«Warum gabt Ihr mehr nicht Acht auf Euch?

«Aber habt Geduld mir nur ein wenig,
«Hülfe wird vielleicht noch möglich sein!»
Sprach er, untersuchte jene Wunde,
Und er tropfte Balsam dann hinein.

„Ach!“ schrie auf das Herz, „Ihr gebt mir Balsam,
„Hoffnungsbalsam? — Laßt es sein, es sticht
„Zu entsetzlich — Tod nun oder Heilung!
„Doch die Hoffnung heilt und tödtet nicht!“

9.

Seit ich in die Liebe bin gefallen.

1845.

A mióta szerelembe estem . . . :

Seit ich in die Liebe bin gefallen,
Ist nur halb bei Sinnen mein Verstand;
Mir im Kopfe spielen die Gedanken
Blinde Kuh und rennen an die Wand!

Und kein Wunder, wenn ich Manches mache,
So man nüchtern nie von mir erblickt;
Schäme mich ja ordentlich, es sagend:
In den Spiegel seh' ich wie verrückt!

Wünsche oft am Morgen guten Abend,
Guten Morgen, wenn es Abend ist;
„Grüße Gott dich!" sag' ich Dem, der gehet,
Dem der kommt: „Leb' wohl und sei gegrüßt!"

In den Streusand tauche ich die Feder,
Gieß als Sand die Tinte aus behend;
Doch das Aergste, steck' ich die Cigarre
Mit dem Ende in den Mund — das brennt!

Und wol eine echte Liebeswunde
Ist dann diese, wie man sagen muß;
Da um dich ich sie erhielt, o Mädchen,
Ist es schicklich, daß sie heilt dein Kuß!

10.

Würde Gott zu mir wol also sprechen.

1845.

Ha az isten ekkép szólno hozzám . . .

Würde Gott zu mir wol also sprechen:
„Sieh, mein Sohn! erlauben will ich dir,
„Daß du sterben darfst, wie dir's beliebet“,
Wollte ich von Gott erbitten mir:

Sei es Herbst, schön klarer Herbst, es glänze
Auf dem gelben Laub der Sonnenstrahl,
Und ein Vöglein sing' im gelben Laube,
Das vom Lenz zurück noch blieb im Thal.

Und wie unbemerkt der Tod, der fahle,
Leise überkommt die Herbstnatur,
Komme er auch mir, — erst zu bemerken,
Wenn ich fühle seines Daseins Spur.

Dann, wie in dem Laub der Vogel, singe
Ich mein Schwanenlied, das zaubrisch klingt,
Dessen Zauber bis zum Grund der Herzen
Und hinauf zum hohen Himmel dringt.

Und wenn ich den Schwanensang beendet,
  Schließe mir ein Kuß die Lippe zu;
Schließe sie dein Kuß, du blondes Mädchen,
  Aller Erdenwesen schönstes du!

Aber wollte dies nicht Gott erlauben,
  Würde bitten ich, daß Lenz es sei,
Schlachtenlenz, wo blut'ge Rosen blühen
  Auf der Brust der Männer, stolz und frei!

Und der Schlachten Nachtigall, es singe
  Die Dromete, zwischen Kampf und Rauch;
Dorten sei ich, und die blutige Blume
  Blühe auf aus meinem Herzen auch!

Und wenn nieder ich vom Rosse stürze,
  Schließe mir ein Kuß die Lippe zu;
Schließe sie dein Kuß, o schöne Freiheit,
  Aller Himmelswesen schönstes du!

11.

Ei, herab vom Haupt.

1845.

Félre mostan, félre a fejemről . . .

Ei, herab vom Haupt, herab, du Kummer,
Schwerer, schwarzer Helm, der zwängt und drückt;
Komme, Frohsinn! leichter, bunter Csákó,
Dran der Federbusch so schalkhaft nickt.

Fort, du Kummer! Lanze, die geschmiedet
An die Brust dem eig'nen Herrn zur Last;
Komme, Frohsinn! schmuckes Blumensträußchen,
Das viel besser an die Brust mir paßt.

Fort, du Kummer! Folterbank der Hölle,
Drauf das Herz in Marterschmerzen schäumt;
Komme, Frohsinn! Schwanenfederkissen,
Drauf das Herz so süß vom Himmel träumt!

Komme, Frohsinn! heitrer Freund, o komme,
Machen wir uns einen Festtag doch,
Einen jubelvollen, wie dergleichen
Keiner zwischen uns gefeiert noch!

Komme, Frohsinn! spann' den Regenbogen
Ueber's ganze Himmelszelt im Scherz;
Lasse Geistesmusik hören, tanzen
Soll nun meine Seele, soll mein Herz!

Und du fragst, Freund Frohsinn, ei, weshalb es
Einen solchen Feiertag nun gibt?
Einzig blos, weil jetzt ich soll erfahren,
Ob mich, oder nicht, mein Mädchen liebt!

Wenn zurück wir kommen von dem Mädchen,
Und wir bringen Liebe nicht von ihr —
Weit dann schicke ich von mir dich, Freundchen,
Und es gibt kein Wiedersehn mit dir!

Ich gestehe, daß ich immer bangte
Dieser Zeit, die jetzt mir steht bevor;
Aber meines Muths erloschne Flamme
Lodert, da es gilt, nun frisch empor.

Schande dem Soldaten, welcher
Feig ins Feld zieht, angstdurchloht;
Heiter drum! — Und ziehn wir froh und lustig
In die Schlacht — auf Leben oder Tod!

VII.

Sternenlose Nächte.

In der Wiege weint erwacht der Säugling;
Vor der Wiege
Singt die Amme — daß er durch die Lieder
Schlafend liege.
Und es ist ein weinend Kind des Schmerzes
Auch mein Kummer;
Dichte Lied auf Lied, durch Lieder sinkt er
Leis in Schlummer!

Sternenlose Nächte.

1846.

I.

Nem sirok én, és nem panaszkodom ....

Ich weine nicht und klage nicht!
Ich sage keinem Andern, was mir fehlt;
Doch schauet in mein fahles Angesicht,
Das seinen Schmerz nicht hehlt,
Dort steht's geschrieben:
Seht mir ins Aug', das ausgebrannt,
Und leset in dem trüben,
Welch Fluch wol ruht auf mir und meinem Streben,
Und wie mich schmerzt, wie arg mich schmerzt das Leben!

II.

Szeretném itt hagyni a fényes világot ....

Ich möchte lassen diese glanzumspielte Welt,
In der manch dunkler Fleck ins Aug' mir fällt,
Und möchte fortziehn von den Menschen weit
In eine wilde Einsamkeit!
Dort würde ich dem Laubgeflüster lauschen
Und horchen auf des Bächleins Rauschen
Und auf der Vögel Sang,
Und würde nach der Wolken Wandrung sehen
Und nach der Sonne Auf- und Untergang, —
Und endlich selber mit ihr untergehen.

III.

Mögöttem a múlt szép kék erdősége ....

Im Rücken der Vergangenheit schön bläulich Waldrevier,
Der Zukunft schönes grünes Saatfeld doch vor mir;
Das eine hinter mir stets, doch nicht bleichend,
Vor mir das andre, aber stets entweichend.
So wandre ich in trübem Sinn
Die wüste, wilde Straße hin;
So wandr' ich mühsam, schwer und hart
In ewig dauernder Gegenwart.

IV.

Szállnak reményink, e szép madarak . . . .

Es fliegen unsre Hoffnungen, die schönen Vögel, hoch —
Jedoch
Wenn sie am höchsten fliegen,
In reinster Himmelsluft sich wiegen,
Wo selbst der Adler Flug bereits ein träger:
Da kommt die Wirklichkeit, der finstre Jäger,
Und schießet sie herab!

V.

Elváltam a lyánykától . . . .

Vom Mädchen mußt' ich scheiden,
Die meiner Seele Hochgenuß;
In tiefstem Leiden
Riß ich mich los von ihrem Kuß. —
Das war schon lang'. In Lust und Bangen
Ist viele Zeit seitdem vergangen.
Der Trennung Bitterkeit,
Ich fühl' sie nimmer heut;
Des Kusses Süßigkeit jedoch
Die fühl' ich noch!

VI.

Voltak barátim, jó embereim . . . .

Ich hatte Freunde, gute Freunde mir erworben —
Was sind sie nicht gestorben!
Auf ihre Gräber würden jetzt
Heiß meine Thränen fließen,
Die Blumen, die man drauf gesetzt,
Mit Thränen würd' ich sie begießen. —
Sie werden später sterben,
Kein alter Freund doch soll von mir erwerben
Sich Thränen nun, ich habe Seufzer nur,
Der Täuschung Seufzer, die ich oft erfuhr,
Und rauschen diese über's Grab,
So welken alle Blumen davon ab!

VII.

Emlékezet! . . . .

Erinnerung! O du
Hinschwimmend Bret vom längstzerborstnen Schiff,
Das Wind und Wellen schleudern jäh von Riff zu Riff
Dem Strande zu!

VIII.

Mi a dicsöség? .... tündöklö szivárvány ....

Was ist der Ruhm? .... Ein Regenbogenlicht,
Ein Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht!

IX.

Mi a remény? .... förtelmes kéjleány ....

O Hoffnung! Eigennützige Buhlerin,
Die Jeden lockt und kost und blendet,
Und sich dann schnöde von uns wendet,
Wenn wir den besten Schatz an ihr verschwendet:
Die Jugend und den gläubigen Sinn!

X.

A bánat? egy nagy oczeán ....

Was ist der Kummer wol? Ein großer Ocean.
Und was die Freude?
Die kleine Perl' des Oceans. Es kann
Geschehn zu meinem Leide,
Daß, während ich sie hole an das Licht,
Sie mir zerbricht!

XI.

Gyertyám homályosan lobog . . . .

Trüb' flackert meiner Kerze Schein —
Ich bin allein —
Im Zimmer geh' ich auf und nieder — und
Die Pfeife dampft in meinem Mund —
Es sind mir der Vergangenheit Gestalten nah —
Ich geh' und gehe, und betrachte da
Des Rauches Schatten an der Wand hier im Gemach —
Und denke über Freundschaft nach.

XII.

Derék fiúk, mint hagyogatnak el! . . . .

Die Freunde gingen von mir wie sie kamen —
So geht nur treulos, geht in Gottes Namen!
Ei, laßt, ihr Blätter, euern Baum nur hier,
Den Baum, mein Herz, an dem gehangen ihr.
Der Herbstwind, welcher euch herabgeblasen
Vom Baum, vergeht, wenn neu ergrünt der Rasen.
Und ist es wieder Lenz nach all dem Wetter,
Ei, so bekommt der Baum schon neue Blätter;
Ihr aber, wisset: nimmer grünt ein Blatt,
Das sich vom Baume losgerissen hat.

XIII.

Megfagy a sziv, ha nem szeret . . . .

Das Herz erfriert, wenn es nicht liebt;
Und wenn es liebt — verbrennt es!
So dies als das ist arg. — Was ist
Das Beſſre? — Ei, wer kennt es!

XIV.

Itt állok a rónaközepén . . . .

Inmitt' der Ebne steh' ich hier,
Bewegungslos, wie eine Bildsäul' stier.
Die Pußta decket Grabesstille,
Wie einen Leichnam seines Sargtuchs Hülle.
In weiter Ferne dort seh' einen Mann ich mähn,
Nun bleibt er stehn,
Indem er sich die Sense schleift;
Nicht tönt der Klang mir zu, wenn er die Klinge streift,
Ich seh' die Hand nur, wie den Stahl sie wetzt.
Hierher doch blickt er jetzt,
Und staunt mich an, ohn' daß mein Aug' ich senke —
Was denkt er wol, worüber ich nun denke?

XV.

Ha a sirban megszáradt . . . .

Entrisse man den Grabesschlünden
Die Herzen, die darin vermodern,
Und trüge alle sie zusammen
Und ließe sie in Flammen lodern,
Wer mag verkünden:
In dieser Feuergarbe
In wievielartiger Farbe
Auflodern würden ihre Flammen?

XVI.

„Viseld egyformán jó s bal sorsodat!" . . . .

„Ertrag' gleichmäßig gut und bös' Geschick!"
So nach dem Wahn der Welt der Weise spricht.
Mein Wahlspruch ist dies aber nicht;
Denn meine Leiden, meine Freuden und mein Glück
Will ich empfinden — zweifach fühlen im Genuß.
Es gleiche meine Seele nicht dem Fluß,
Der, immer gleich bewegt,
Dahin die Rosenblätter trägt,
Die auf ihn streut im Lenz ein schönes Kind,
Wie auch das trockne Laub,
Das unter Staub
Auf seine Fluten fegt des Herbstes Wind.

XVII.

Te ifjúság, te forgószél! ....

O Jugend, Wirbelwind!
Der einen schönen Blumenkranz
Uns an die Stirn wirfst fluggeschwind,
Der prangt im Frühlingsglanz —
Und in demselben Augenblicke schier
Den Kranz uns wieder raubst,
Und weiter wehst und schnaubst!
Wir bleiben traurig stehn, der Sinne bar,
Uns fragend: ob's denn wahr, daß du gewesen hier? —
Vielleicht ist's eben auch nicht wahr!

XVIII.

Barátim vagytok, azt mondjátok ....

Daß meine Freunde ihr, so saget ihr,
Vielleicht auch sagt ihr keine Lüge mir,
Es kann ja sein;
Doch glaub' ich euch nicht, wahrlich nein,
Da eben trefflich meine Sache steht;
Kommt lieber dann, wenn meine Sonne untergeht;
Denn Freundschaft ist bei Tag erkennbar nicht,
Leuchtkäfern gleich, strahlt sie des Nachts nur licht.

XIX.

Mosolygjatok rám, oh mosolygjatok ....

O lächelt doch, o lächelt doch auf mich,
Ihr schönen Mädchenaugensterne!
Vergessen möcht' ich gerne,
Wie oft ihr schon getäuscht mich fürchterlich. —
Ein Mädchenherz mit seinem Sternenschein
Scheint uns ein Himmelreich zu sein;
Doch ist's nur eine trügerische Flut,
Drin spiegeln ihre Strahlenglut
Aus weiter Ferne
Des Himmels Sterne;
So ist, wer drin den Himmel sucht, betrogen,
Und ihn verschlingen ihre Wogen!

XX.

Mulandóság a királyok királya ....

Der Kön'ge König ist Vergänglichkeit,
Ihr großer Prachtpalast, die Welt;
Sie geht drin auf und nieder weit und breit,
Kein Platz bleibt frei, dahin nicht käm' ihr Schritt,
Und wo sie schreitet, und auf was sie tritt,
Verwüstet ist es — ringsum liegen ungezählt,
Zerstreuet wie im Scherzen,
Bei umgestürzten Thronen
Zerbrochne Kronen,
Verwelkte Blumen und zersprungne Herzen.

XXI.

Mint lót fut a boldogság után . . . .

Wie läuft der Mensch, der alberne, wie keucht er
Nach der Glückseligkeit!
Der sucht sie rückwärts, vorn der Andre sie, oft hocherfreut
Als wär' er schon auf ihrer Spur.
Vergeblich aber strebt er, nichts erreicht er!
Denn vorn wie hinten ist im Erdenreich
Nicht die Glückseligkeit — sie ist ja unter euch
Im Grabe nur!

XXII.

Az álom . . . .

Der Traum,
Er ist die schönste Gabe der Natur.
Er öffnet unsrer Wünsche Reich, und läßt in seinem Schaum
Sich spiegeln, was wir wach nie sehn auf dieser Erdenflur.
Der Arme darf im Traum
Nicht frieren und nicht hungern mehr;
In Purpur geht gekleidet er
Auf weichen Teppichen im goldnen Raum.
Im Traume straft und richtet nicht der König,
Und weiß sich keine Wesen unterthänig.
Im Traume schleicht der Jüngling sich zu seiner Liebe,
Für die er wach geheim nur hegt die Triebe.
Im Traume brech' ich auch
Der Völker Ketten wie durch bloßen Hauch!

XXIII.

Világtörténet! milly csudálatos könyv! . . . .

O Weltgeschichte! Wundervolles Buch!
Ein Jeder liest was Anderes aus dir;
Der Eine Segen und der Andre Fluch,
Der Leben, Jener Tod dafür.
Du sprichst zu Einem, gibst ein Schwert ihm in die Hand:
„Geh hin und kämpfe! Nicht vergeblich strebst du, thatentbrannt,
Der Menschheit wird geholfen, Heil ist ihr beschert.“
Zum Andern sprichst du: „Lege ab dein Schwert,
Vergebens kämpfst und ringst du,
Zu keinem Ziele dringst du,
Die Welt bleibt unglückselig immerdar,
Wie sie's seit Tausenden von Jahren ist und war!“

XXIV.

Millyen vig a világ! folyvást miként vigad! . . . .

Wie lustig ist die Welt! Wie unterhaltungstoll!
Von ewigem Gesang und von Musik so voll!
Doch fragt den Lärmendsten in all dem jubelnden Geschrei,
Ob er denn glücklich sei?
Ich glaub' es nicht; wie könnt' er glücklich sein?
Denn was uns lustig macht, Verzweiflung ist's allein!
Deshalb bedarf man Lärm, uns zu bethören,
Damit wir nicht die Ketten klirren hören.
Die Welt ist ein Gefangener,
An Hand und Fuß in Ketten schon geschlagen;
Sie würd' auch Ketten an der Seele tragen,
Doch hat sie keine Seele mehr!

XXV.

Mi·hát a hir, a költönek hire? . . .

Was ist denn dieser Ruhm, der Dichterruhm,
Daß soviel Narren, soviel Neider drum?
Gibt's wen, der nicht nach ihm sich schmachtend kehrt?
Gibt's wen, der nicht als Gottheit ihn verehrt?
Und das mit Recht! Voll Prächten ist ein Baum er,
Mehr als ein Königsthron gibt Schattenraum er,
Und breitet auf Jahrhundert' grüne Zweige;
Vergänglichkeit bringt nimmer ihn zur Neige,
Und Samen trägt er noch der späten Welt;
Man sucht wallfahrtend auf sein herrlich Feld.
Schön bist du, schön, des Ruhmes Lorberbaum!
Doch daß du welk nie, ist ein Wunder kaum:
Die Wurzel tränkt ermordet Glück dir gut,
Zahllose Thränen und vergossnes Blut!

VIII.

Naturbilder.

Sieht man als Gottes Hut wol
  Die Welt, die große, an:
So ist mein schönes Ungarn
  Der Blumenstrauß daran!

Vorbemerkungen.

Arme Bursche (Szegény Legények), so nennen sich und so nennt man die Räuber in Ungarn.

Betyár (spr.: Bet-jaar), im übeln und im bessern Sinn zu gebrauchen; im erstern für Vagabund der Heide, Roßdieb, Räuber; im letztern als Tölpel, Lümmel, Fachino, Lazzaroni, Gauner.

Csárda (spr.: Tschaar-da), ein einzelnstehendes Wirthshaus in der Pußta, eine Kabatke.

Csikós (spr.: Tschi-kohsch), der Roßhirt; wie Juhász (der Schafhirt), Kanász (der Schweinhirt), Gulyás (der Rinderhirt), u. s. w.

Délibáb (spr.: Deh-li-bahb, — ◡ —). So nennt der ungarische Bauer die auf den Ebenen Ungarns oft und prachtvoll vorkommende Luftspiegelung, Fata morgana.

Dolmány (spr.: Dol-maanj), der verschnürte Leibspenser, welcher aber nicht um den Leib, sondern über die Achsel geworfen, getragen wird.

Heves (spr.: He-wesch), Comitat diesseit der Theiß, von 120 Quadratmeilen und 254,000 Einwohnern. Der nordwestliche Theil ist gebirgig und der Hauptberg die gegen 4000 Fuß hohe Mátraspitze der Karpaten; die andere Hälfte des Comitats ist eine breite, fruchtbare Ebene.

Karpaten (ungarisch: Kárpát, lateinisch: Carpathus, montes Sarmatici), eines der größten Gebirge Europas, hauptsächlich Ungarn angehörend, von Preßburg nordöstlich bis Schlesien sich ziehend und sich mit den Sudeten vereinend, geht es in östlicher Richtung bis in die Bukowina, wo es sich in zwei Arme theilt, wovon der eine durch die Walachei bis ans Schwarze Meer reicht, der andere Siebenbürgen einschließt. In Ungarn bilden die Karpaten einen großen Halbkreis, in welchem eben das fruchtbare ungarische

Flachland, zwischen der Donau und der Theiß, an 1000 Quadratmeilen groß, liegt. Die höchsten Spitzen erreichen die Karpaten in der Liptau, der Krivan, 8,100 Fuß, und in der Zips, die Lomnizer Spitze, 8400 Fuß Höhe.

Kleinkumanien (ungarisch: Kiskunság, spr.: Kisch-kun-schaag), als Gegensatz zu Großkumanien, welches am linken Theißufer liegt, nimmt die Fläche zwischen dem pester, csongráder und bácser Comitat ein, und wurde 1086 von Béla IV. den unter ihrem Anführer Kutan ins Land kommenden 40,000 Kumaniern angewiesen, hat 47 Quadratmeilen und jetzt 60,783 Einwohner. Flaches, üppiges Weideland, überfruchtbar und Sitz des echten Magyarenthums. Die Kumaner, von jeher ein ungarischer Volksstamm, aus der uralaltäischen Völkerfamilie, verschmolzen ganz mit dem Magyarenthum, dessen kernigste Träger sie sind. Sie hatten durch die ungarischen Könige eigene Freiheiten, die sie später verloren, 1745 durch Maria Theresia wieder zurückerhielten, und die nach der Revolution natürlich mit der ungarischen Constitution auch aufgehoben wurden.

Marmaros (spr.: Mar-ma-rosch), Comitat, südlich an Siebenbürgen grenzend, durchgehends gebirgig, ein Flächenraum von 180 Quadratmeilen; nur an der Theiß eben, sonst in 30 Alpen zerklüftet, meist von Ungarn bewohnt.

Mátra, ein niedriges Vorgebirge der Karpaten, im heveser Comitat, mit den drei Spitzen: Mátra, Tátra und Fátra, welche im Reichswappen Ungarns eine Rolle spielen.

Pußta, die Heide, die Wüste, le désert, la bruyère, the heath. Ungarns Mittelebene hat an 200 solcher tagelangen Pußten als Weideplätze.

Theiß (ungarisch: Tisza, lateinisch: Tibiscus), der zweitgrößte Fluß Ungarns, durch seinen Fischreichthum berühmt, entspringt in den Karpaten, und fällt, nach einem Lauf von 80 Meilen durch die Ebene Ungarns, bei Titell in die Donau.

Tur, ein Flüßchen, das sich in die Theiß ergießt.

1.

Im Lenze.

1844.

Mi kék az ég! . . . .

Wie blau des Himmels Au!
Wie grün der Erde Blühn!
Im grünen Feld und unter'm Himmelsblau
Singt hellen Tons die Lerche in der Au.
Es lockte sie hervor die Sonne,
Die niederblickt auf sie mit Wonne!

Wie blau des Himmels Au!
Wie grün der Erde Blühn!
Grün ist das Feld, der Himmel blau — fürwahr,
Es ist schon Lenz! Und ich bin solch ein Narr,
Daß hier ich in der Stube sitze
Und mühsam mir Cadencen schnitze!

2.

Der Abend.

1844.

A nap lement . . . .

Die Sonne schied;
Still ist's im Ried.
Durch Wolken geht,
Die Wind durchweht,
Beschaulich, fahl
Der Mondesstrahl
Wie über Ruinen
Die Phantasie.
Den Städtern, ihnen
Ist's fremd; doch hie
Im Dorfe lerne
Wie schön der Abend!
Zum Weiler gerne
Ziehn Bursch und Maid,
Am Sang sich labend.
Hinklingt es weit,

Und bei dem Schall,
Der fern hinzieht,
Singt weich ihr Lied
Die Nachtigall,
Vom Laub umringt.
Vom Garten klingt
Jetzt Flötenton.
Anfacht der Hirt
Sein Feuer schon,
Und wie er's schürt
Loht auf das Stroh
Gar hell und froh,
Geht Rind und Roß
Hin durch die Au,
Pflückt Strauch und Sproß,
Zertritt fürbaß
Das hohe Gras,
Das feucht vom Thau.
Jetzt öffnet hier
Die Gartenthür
Sich leis; in Eil'
Schießt wie ein Pfeil
Mit frohem Sinn
Durchs Dunkel hin
Der Hirt; es wird
Geherzt, gegirrt,
Gekost am Rain; —
Wer sonst mag's sein

Als Liebchen traut,
Des Burschen Braut?
O freut euch nur
In duft'ger Flur
An euerm Glück,
An Kuß und Blick!
Was kann ich nicht
In dem Verein
Mit euch so schlicht
Zusammen sein!

3.

Das ungarische Flachland.

1844.

Mit nekem te zordon kárpátoknak . . . .

Ihr Karpaten, ei, was ist mir denn, ihr rauhen,
Eurer Fichtenwälder wildromant'sche Gegend?
Will bewundern sie, doch kann ich sie nicht lieben,
Mir sind Berg und Thal nicht phantasieerregend!

Unten, in des Flachlands meeresglatter Ebne,
Dort bin ich daheim, in jenen weiten Gauen;
Gleich dem Aar der Haft entflohn, ist meine Seele,
Kann der Fläche Endelosigkeit ich schaun!

Schwinge mich dann hoch empor gleich im Gedanken
Ueber diese Welt, fern, wo die Wolken fliegen,
Und ich seh' zu Füßen die sich von der Donau
Bis zur Theiß hinziehende Ebne lächelnd liegen!

Unter'm Délibáb umspielten Himmel läuten
Kleinkumaniens viel hundert fette Heerden,
Die Mittags bei jenem langen Schwengelziehbrunn
Aus dem breiten Doppeltrog getränket werden.

Das Gewieher galoppirender Gestüte
  Rauscht im Wind, man hört den Hufschlag weithin schallen,
Und die Luft durchgellt das Jauchzen der Csikóse,
  Und der langen Peitschen donnerlautes Knallen.

Bei den Hütten, in des Zephyrs weichen Armen,
  Wiegt sich dort das Kornmeer, dessen Halme glänzen
Und mit der lebend'gen Farbe des Smaragdes
  Sieht die Frucht den Umkreis man umkränzen.

Hieher fliegen aus dem nachbarlichen Rohre
  Wilde Gänse, wenn der Abend niederschwebet;
Doch erschrecket ziehn sie ihre luft'gen Bahnen,
  Wenn das Rohr, vom Wind durchfegt, nur leis erbebet.

In der Pußta Tiefe, weitab jener Hütten
  Steht, verfallnen Schlotts, die Csárda einsam dorten;
Es besuchen sie die durstenden Betyáren,
  Ziehn zu Markt vorbei sie von verschiednen Orten.

In der niedern Lindenwaldung nächst der Csárda,
  Im melonengelben Sande, tief im Forste
Nistet, der so schrill zu pfeifen weiß, der Thurmfalk,
  Von den Kindern nicht gestört in seinem Horste.

Traurig sprießt das Waisenmädchenhaar auch dorten,
  Und der Disteln blaue Blüten dort sich wiegen,
Unter deren kühlen Stacheln, in der Hitze
  Ruhelechzend, scheckige Eidechsen liegen.

Fernab, wo umspannt der Himmel hält die Erde,
  Obstbaumreihen blauend aus dem Nebel schauen;
Ueber sie erhebt als bleiche Nebelsäule
  Sich der Kirchthurm einer Stadt aus grünen Auen.

Herrlich bist du — wenigstens für mich —, o Flachland!
  Hier bin ich geboren, trat von hier ins Leben;
Hier auch soll mich einst das Leichentuch umhüllen,
  Hier sich meines Grabes Hügel einst erheben!

4.

Die Ruinen der Csárda.

1845.

Te vagy, ó szép alföld végtelen rónája . . . .

Ihr, des schönen Tieflands schrankenlose Weiten,
Ihr seid meiner Seele frohester Genuß!
Jenes krumme Hochland, bergig allerseiten,
Ist ein Buch, in dem man mühsam blättern muß;
Aber du, mein Flachland! bist ein offner Brief,
Ueber den das Auge ohne Hemmung schweift;
Und Gedanken findet drinnen groß und tief,
Wer dies Schreiben liest und wer es recht begreift.
Daß ich nicht verleben alle meine Tage
Hier kann auf der Pußta, — o, wie ich's beklage!
Möchte hier nur leben, bis ich ruh' im Grabe,
Wie in freier Wüste hauset der Arabe.
Pußta! O der Freiheit Bild du wahrhaft bist,
Und die Freiheit meiner Seele Gottheit ist!
Göttin Freiheit! Liebe deshalb nur das Leben,
Um für dich dereinst es sterbend hinzugeben.
Darf mein Blut dir fließen, dann will ich mit Segen
Dies mein fluchbeladnes Haupt zur Ruhe legen.

Aber, Tod und Gräber? — Hier im kahlen Grünen?
Nun, kein Wunder, denn ich stehe vor Ruinen!
Keine Burg, blos eine Csárda liegt zertrümmert;
Lange fragt die Zeit nicht, die es wenig kümmert,
Ob nun Burg, ob Csárda, und sie steigt am Ende
Einer wie der Andere wuchtvoll auf die Wände.
Ob da Stein, ob Eisen, wo sie hintritt, bricht's,
Ihr ist nichts zu hoch und auch zu niedrig nichts!
Doch, wie kam's, daß diese Csárda hier aus Stein,
Da kein Bruch zu sehen bis zum fernsten Rain?
Eine Stadt, ein Dorf wol sah einst diese Stätte,
Lang bevor die Heimat trug des Türken Kette;
— Armes Ungarn, armes süßes Vaterland,
Welch vielartige Ketten trug schon deine Hand! —
Der Osman zerstörte dieses Wohnorts Spur,
Stehn blieb von der ganzen Stadt die Kirche nur;
Sie nur blieb — und sie auch krankte —, daß am Grabe
Die Verwesung eine Trauerwache habe.
Lang' hat so getrauert sie, bis nach und nach
Unter ihrem Kummer sie zusammenbrach.
Daß nicht nutzlos liege jener Trümmerhauf',
Baute man statt ihrer hier die Csárda auf.
„Kirche einst, nun Schenke!“ ruft man wol entsetzt.
Dorten ward die Seele, hier der Leib geletzt;
Und — ist Leib wie Seele nicht von uns ein Theil?
Sorgen müssen ehrlich wir für beider Heil.
Kirche erst, dann Schenke! — Hejh! Was weiter eben?
Hier wie dorten kann man gottgenügend leben.

In der Schenke sah ich oft ein reiner Herz,
Als vor manchem Altar kniet im falschen Schmerz.
O verfallne Csárda, als in dir vor Zeiten
Wandrer Rast gehalten, Wandrer sich noch freuten,
Dich erbauet meine Phantasie aufs neue,
Deine Gäste seh' ich lebhaft nach der Reihe:
Hier am Knotenstock der Wanderbursch, der fremde,
Ein paar Arme Bursche im getheerten Hemde,
Dort der Handelsjude, hier der Drahtslowak,
Solches Volk noch weiter, all das bunte Pack;
Auch die schöne Wirthin, blühend wie die Rose,
Seh' ich noch mit dem Studenten im Gekose,
Dem der Wein ein wenig schon den Sinn beirret,
Dem das Herz die Schöne wol noch mehr verwirret.
Doch, wo ist der Wirth? Was schlägt er denn nicht drein?
Auf dem Heu da draußen nickte süß er ein —
Auf dem Heu wol damals, doch im Grabe heute,
Auch sein schönes Weibchen liegt ihm dort zur Seite,
Und auch der Student und was hier je getrunken,
All das lust'ge Volk ist schon ins Grab gesunken.
Und sogar die Csárda wurde altersschwach,
Ihr vom Kopfe schlug der Wind den Hut — das Dach;
So nun steht sie da in Unterthänigkeit,
Als spräch' sie mit ihrer Herrin — mit der Zeit,
Demuthsvoll um Schonung flehend ihres Lebens; —
Doch sie bleibt ja unerhört, sie fleht vergebens,
Denn sie sinkt und sinket — nicht erkennen kann
Jemand mehr, was Fenster, was einst Thor daran.

Nur die Esse strebt gen Himmel unerreichbar,
Wol der letzten Hoffnung Sterbender vergleichbar.
Einfiel so der Keller wie der Ziehbrunn lange,
Irgend wer stahl auch den Eimer und die Stange.
Nur des Brunnens Balken blieb noch, — seine Spitze
Hat der düstre Adler sich erwählt zum Sitze.
Jener Balken ist der höchste Punkt fürwahr
Auf der Pußta, deshalb wählte ihn der Aar.
Oben sitzt er, starrt vor sich hin so, als quäle
Wol Vergänglichkeitsbetrachtung seine Seele.
Niederglühn auf ihn des Sonnenjünglings Strahlen,
Und der Sohn des Himmels brennt in Liebesqualen;
Zitternd sieht zu ihm auf, die er strahlend minnt:
Délibáb, der Pußta feenhaftes Kind!

5.

Auf der Ebene von Heves.

1846.

Hátrább vonúl mindegyre . . . .

Zurückzieht mälig sich und bleicht
Des Mátraberges Firne.
Die Abendsonn' schießt rothen Glanz
Auf seine blaue Stirne.

Die blaue Mátra gleicht fürwahr,
Umspielt vom Spätrothfeuer,
Nun einer blaugeaugten Maid,
Gehüllt in Rosenschleier.

Der Wagen knarrt, die Peitsche nur
Hinwieder tüchtig knallet,
Sonst ist die weite Ebne still,
Ein jeder Ton verhallet.

Die Sonne schied, ihr Licht verschwand,
Und es beginnt zu dunkeln;
Am Saum des fernen Horizonts
Die Hirtenfeuer funkeln.

Sind's Hirtenfeuer, oder sind
Es Sterne, die gesunken
Herab bei einer Flöte Sang,
Ihr lauschend wehmuthstrunken?

Nun hebt der Mond sich. O wie schön,
Wie bleich ist er im Harme!
Er gleichet einer todten Braut,
Dem Bräutigam im Arme.

Vielleicht ist wirklich auch der Mond
Solch einer Todten Schemen,
Den Geisterhände aus dem Sarg
Empor zum Himmel nehmen?

So traurig ist der Mond! Und schau'
Nach ihm ich, nach dem fahlen,
So kann ich weg von ihm nicht sehn,
Mich bannen seine Strahlen.

So unaussprechlich traurig ist
Der Mond, der bleiche, runde!
Und seh' ich ihn, so denk' ich gleich
Des Lebens schwerster Stunde!

Nicht klar mehr weiß ich, was mir wol
Geschlagen damals Wunden;
Doch wein' und schluchz' ich so, wie ich
Geschluchzt in jenen Stunden!

6.

Die Stadt verließ ich endlich.

1846.

Elhagytam én a várost . . . .

Die Stadt verließ ich endlich,
Des todten Daseins Flur;
Wo selbst der Tod noch Leben,
Zurück nun führte eben.
Mein Glück mich zur Natur.

Natur, wie bist du heiter!
Drum staunst du, daß hieher
Zu dir den Schritt ich richte
Mit finsterm Angesichte,
Drauf Nebel sitzt so schwer?

Doch eben, zu zertheilen
Den Nebel, nah' ich dir,
Der schon so lang' und bleiern
Umhüllt mit dunkeln Schleiern
Das bleiche Antlitz mir.

Ich kam, auf daß mein Herze,
Das Kummer, Zorn und Groll
So schwarz gefärbet leider,
Abthu' die Trauerkleider
Und wieder lächeln soll.

Genese, Herz, wenn Heilung
Noch möglich, hier in Ruh'! —
Mit thau'gem Gras umwind' ich,
Mit Rosenblättern bind' ich
Dir nun die Wunden zu.

7.

Im Walde.

1846.

Sötétzöld sátoros ....

Unter dunkelgrünem Zelt des Waldes geh' ich,
Unter hohen Eichen zarte Blümchen. seh' ich.

Vöglein in den Bäumen, auf den Blumen Bienen;
Oben singt und klingt es, unten summt's im Grünen.

Es bewegt sich ringsum weder Baum noch Blume,
Lauschend dem Getön im Waldesheiligthume.

Oder, schläft hier Alles? Liegt der Hain im Schlummer?
Ich auch bleibe stehen, schaue, frei vom Kummer,

Sinnverloren jenes Bachen Wellen schießen,
Der mit Blitzesschnelle läuft im jähen Fließen.

Läuft, als wollt' erjagen er der Wolke Schatten,
Die hoch über ihn wegziehet ohne Ermatten.

Jagte so einst selber nach den Jugendträumen!
Schatten, nicht zu fassen, in zu hohen Räumen!

Fort, Erinnrung! Bald vergaß ich unterdessen,
Daß ich hieher kam, — um eben zu vergessen!

8.

Wanderlust.

1847.

Ez már aztán az élet ....

Das ist denn nun ein Leben!
 Jahrüber, frei der Bande,
Ich auf und nieder wandre
 Durch beide Heimatlande.

Durch Ungarns grüne Fluren
 Hinziehe ich gar heiter,
Und zieh' durch Siebenbürgens
 Romant'sche Berge weiter.

Aus flacher Gegend seh' ich
 Der fernen Wälder Wipfel,
Und schau' zur Fläche nieder
 Von hoher Felsen Gipfel.

Die Pußten, gras- und baumlos,
 Die wilden, dunkeln Auen,
Kann wie im Panorama
 Ich, stetig wechselnd, schauen.

Dort schallt des Stadtthurms Glocke,
  Hier Heerdenglöcklein klingen;
Da tönt ein Drama, jene
  Mir Zaubermärchen singen.

Hier eine dunkle Veste,
  Sie stößt mich ab, dort grüßet
Ein weißes Hüttchen freundlich,
  Wo sich das Thal erschließet.

Nur vorwärts, immer vorwärts!
  Das Ziel es ist noch ferne!
Nur weiter, immer weiter,
  Nur nach dem hellen Sterne!

O welche Lust, so über
  Gebirg und Thal zu strammen!
Weit wird die Brust, — doch leider,
  Der Säckel schrumpft zusammen!

9.

Theißbild.

1847.

Szép esti alkonyában . . . .

Im heitern Sommerabendpurpurschein
Stand an der Theiß ich mutterseelen allein;
Dort, wo die kleine Tur sich drein ergießt,
Wie sich ein Kind an seine Mutter schließt.

Die Theiß, sie wallte sanft und spiegelgleich
Durch ihrer Herrschaft niederes Bereich;
Sie war so glatt, damit kein Sonnenstrahl
Mag straucheln auf den Wogen sich zumal.

Denn auf dem Wasserspiegel dreht ein Kranz
Von hellen Strahlen sich im Zaubertanz;
Fast hörte man der Strahlen leisen Gang,
Und fast auch ihrer Spörnlein Silberklang.

Und ausgebreitet lag da, wo ich stand,
Ein gelber Teppich weithin übers Land;
Drauf lagen duftige Kräuter, frisch gemäht,
Gereiht, wie ihr im Buch die Zeilen seht.

Am Wiesenrand, in Schweigen eingehüllt,
Erhob ein Wald sich, finsternißerfüllt;
Doch auf der Stirne lag ihm Dämmerglut,
Fast schien es mir, es wäre rothes Blut.

Und auf der Theiß jenseitigem Uferrand,
Da bilden Sträucher eine bunte Wand,
Und wo die Sträucher nur in Lücken stehn,
Läßt sich der Thurm des fernen Dörfchens sehn.

Wie seliger Stunden Rückerinnern schön,
So ziehen rosige Wölklein in den Höhn;
In nebelgrauer Ferne starrt empor
Der marmaroscher Berge Riesenchor!

10.

Die Wolken.

1847.

Ha madár volnék . . . .

Wär' ich ein Vogel, würde ich
Stets in den Wolken schweben;
Als Maler würde ich jedes Bild
Durch Wolkenglanz beleben.

Ich liebe sehr das Wolkenheer;
Ich grüße sie beim Kommen,
Und ruf': „Ihr Lieben, Gott mit euch!"
Sobald sie weggeschwommen.

Sie haben mich auch besonders lieb,
Diese Wanderer im Lichte;
Sie kennen mich und wissen gewiß,
Was ich nur denke und dichte.

Ich habe vielfach sie belauscht,
Wenn sie so stille wallten,
Im Frühroth und im Abendroth
Wie zarte Kindergestalten.

Doch sah ich sie auch manchmal schon,
Gleich zornentbrannten Leuten,
Mit ihrem Tyrannen, mit dem Sturm,
Auf Tod und Leben streiten.

Auch sah ich nächtens den bleichen Mond,
Den kranken Knaben, schmachten,
Und wie die Wolken als Schwestern zart
Ihm ihre Pflege brachten.

In allen ihren Gestalten sah
Die Wolken ich, die lieben,
Und fühlte sie stets auf mein Gemüth
Dieselbe Gewalt ausüben.

Was ist es, was mich zu ihnen zieht?
Sie gleichen meiner Seele,
Die stets sich gleichbleibt, ob sie auch
Sich neue Gestalten wähle.

Und dann, darin auch kann ich mich
Wol mit den Wolken vergleichen:
Sie sind, wie meine Augen es sind,
Die thränen- und blitzereichen!

11.

Der Storch.

1848.

Sokféle a madár, s egyik azt, másik azt ....

Vögel gibt es viele! Der gefällt wol Jenem,
Jener Diesem wieder;
Der ob seines Sanges, jener weil so herrlich
Glänzt sein bunt Gefieder.
Aber jener Vogel, den ich mir erwählte,
Nichts vom Sang versteht er;
Einfach wie ich selber, halb im schwarzen Kleide,
Halb im weißen geht er.

Denn von allen Vögeln ist der Storch mein Liebling,
Da der Heimat Sohn er,
Meiner Muttererde, meines schönen Flachlands
Treuer Mitbewohner.
Möglich, daß ich ihn so herzlich liebe, weil er
Mit mir auferzogen;
Ist er doch bereits, da ich im Wieglein weinte,
Ueber mir geflogen.

Ich verbrachte auch mit ihm die Kinderjahre;
Galt als ernst schon frühe:
Während Abends meine Spielgenossen jagten
Heimwärtsziehnde Kühe,
Saß im Hofe ich beim Rohr zurückgezogen,
Lauschend allen Dingen,
Schweigsam schauend, wie versucht die jungen Störchlein
Ihre nackten Schwingen.

Damals dacht' ich Vieles! Weiß auch noch, wie oft es
Mir im Kopf gegohren:
Ei, weshalb der Mensch nicht wurde gleich dem Vogel
Auch beschwingt geboren?
Mit den Füßen kann er blos ins Weite schreiten,
Doch zur Höhe nimmer;
Und was soll die Weite, sehnte ich empor nur
Mich zur Höhe immer!

Auf zur Höhe strebt' ich. O, wie ich beneidet
Stets der Sonne Wonnen!
Auf das Haupt der Erde setzt den goldnen Hut sie,
Der aus Licht gesponnen.
Doch mich schmerzte, sah ich Abends sie verbluten,
Mit dem Tode ringen,
Und ich dachte: Also geht es Jedem, welcher
Will Erleuchtung bringen?

Kindern ist erwünschte Zeit der Herbst, er kommt ja
Einer Mutter gleichend,
Die im Körbchen Früchte bringt dem Sohn, dem Liebling
Süßes Naschwerk reichend.
Mir doch galt als Feind jedweder Herbst; ich sagte,
Gab es Obst zu brocken:
Ei, behalt die Gaben, denn du willst den Storch nur
Schnöde mir verlocken!

Schweren Herzens sah ich, wenn des Dorfes Störche
Sich geschart zum Fluge,
Wie der Jugend jetzt, die auch schon schwindet, schaute
Trüb' ich nach dem Zuge.
Und die leeren Nester auf der Häuser Dächer,
Welch ein Bild voll Grauen!
Zugeweht, wie Ahnung kam es mir: ich sollte
Meine Zukunft schauen!

Wenn beim Winterschluß dann ihren weißen Schneepelz
Ab die Erde legte,
Und den dunkelgrünen, blumenüberschnürten
Dolmány nahm, — da pflegte
Sich auch meine Seele festlich neu zu kleiden;
Im Gemüth verändert,
Bin ich flugs zum Storchempfang bis in des Nachbars
Wiese oft geschlendert.

Dann, als aus dem Funken Flammen und ein Jüngling
Wurde aus dem Kinde,
Brannte mir der Boden unter'm Fuß, ich schwang mich
Auf ein Roß geschwinde,
Und verhängten Zügels flog ich nach der Pußta,
Auf dem flinken Fohlen,
Und der Wind, er hatte tüchtig sich zu fassen,
Um mich einzuholen!

Gern hab' ich die Pußta! Dort nur gibt es Freiheit,
Mehr als sonstwo irgend!
Dort ergeht mein Auge rings sich nach Belieben,
Findet Hemmung nirgend.
Dort umstehn mich drohend nicht die finstern Felsen,
Mit dem Blick, dem irren,
Die die Bäche sprudelnd schleudern, daß es klinget
Fast wie Kettenklirren.

Und es sage Niemand, daß nicht schön die Pußta!
Schönheit gibt's in Hülle;
Doch sie birgt gleich schämigen Mädchen unter'm Schleier
Ihrer Schönheit Fülle,
Und blos vor Bekannten, nur vor guten Freunden
Lüftet sie den Schleier,
Und ein Zauberfräulein steht vor euch dann plötzlich,
Mit dem Blick voll Feuer!

Gern hab' ich die Pußta! Auf dem kühnen Pferde
　　Schweif' ich gerne dorten;
Und wo man für Geld selbst Menschenspur nicht findet,
　　An so stillen Orten,
Steige ich vom Rosse, und am Rasen ruhend
　　In die Lüfte horch' ich; —
Plötzlich doch, im Teich daneben, da erblicke
　　Meinen Freund, den Storch ich!

Folgte bis hierher noch! Wir durchforschten emsig
　　Rings die Pußta Beide,
Er den Grund des Wassers, ich der Lüfte Spieglung,
　　Die durchstrahlt die Heide.
So verbrachte ich mit ihm einst meine Kindheit
　　Und das Jünglingsalter,
Und ich liebe ihn, singt er auch nicht und gleicht er
　　Keinem bunten Falter.

Jetzt noch liebe ich den Storch und ich betrachte
　　Den so trauten, lieben
Als die einzige Wahrheit, die mir aus durchträumter
　　Schöner Zeit verblieben.
Harre jetzt noch jährlich seines Wiederkommens
　　Nach der Dorfgemeinde,
Und ich wünsche Glück ihm, wenn im Herbst er scheidet,
　　Als dem ält'sten Freunde!

12.

Die wüste Csárda.

1849.

Kivül, belül ez a csárda ....

Inn' und außen ist so traurig diese Csárda,
Ach, nicht zu beschreiben!
Hungrig muß in ihr gar mancher wackre Wandrer
Und auch durstig bleiben;
Denn an Speise fehlt's und blickt sein Aug' nur flüchtig
Auf den Wein, — verflucht er
Noah, daß der in die Arche nahm auch Reben, —
Und das Weite sucht er!

In der Stube zieht ein Tisch, ein langer, schmaler,
Sich dahin auf Stützen,
Seine vom Gewackel schwachen Füße mögen
Ihm gar wenig nützen;
Und so lang der Tisch, so lang die Bank daneben,
Wie es Bauernsitte —
Nicht vom vielen Sitzen, sondern blos vom Alter
Ist schon morsch die Mitte.

Gegenüber steht das Bett; wol ewig lange
    Scheint es schon bereitet,
Doch sich drein zu legen wurde just so lange
    Niemand noch verleitet.
Dort dem Kachelofen ist schon auf die Schulter
    Halb der Kopf gefallen,
Wie von Runzeln ist die Stirne ihm durchzogen
    Von den Sprüngen allen!

Und der Gastwirth selbst, welch mürr'scher alter Knorren!
    Leicht wol mag man wähnen,
Daß er stumm sei; denn er braucht den faulen Mund nur,
    Um damit zu gähnen.
So ist jener Hausherr; und sein Eheweibchen?
    Nun, ich will nicht streiten,
Daß ein schmuckes Bräutchen sie mag sein gewesen
    Einst zu ihren Zeiten!

Doch die Zeit, sie hat die arme gute Dame
    Böse zugerichtet,
Ob sie gleich auf funfzig oder fünfundfunfzig
    Noch nicht ganz verzichtet;
Doch es gleicht ihr fahler Haarschopf einem Rapsfeld,
    Jener rapsgelbgleiche,
Und ihr schrecklich Angesicht dazu als eine
    Tüchtige Vogelscheuche.

Sie auch spricht zuviel nicht; wenn den Mund sie öffnet,
Thut sie's, um zu schelten,
Daß das Comitat es den Betyáren allen
Ließ so hart entgelten
Und sie ausgerottet; als noch diese hausten,
Wenn's nicht floß, so tropft' es,
Doch seit diese fehlen, stockte selbst das Tropfen,
Als sei ganz verstopft es!

Derart zeigt im Innern jener armen Csárda
Sich die Welt gar traurig;
Außen aber ist nicht lustiger der Anblick,
Und die Kahlheit schaurig.
Fenster hat sie eines nur, und blos zur Hälfte
Ist drin Glas, — verklebet
Hat die andre man mit einem Blatt Kalender,
Das im Luftzug bebet.

Noch ein Bursch im Hemd war ich, als jener Regen
Fiel dahier zu Land einst,
Der zwei Drittel von dem Kalk hat abgewaschen,
Davon weiß die Wand einst;
Gelb ist nun der Rest und sonderbare Zeichen
Hat man drauf gekritzelt:
Jeder Betyár, scheint es, hat in jene Mauer
Sein Gedenk geschnitzelt.

Zeiger ist ein Reis am Ende einer Stange;
Balgt mit ihm der Wind sich,
Ei, so schwingt er ihn wie einen Aufgehenkten,
Dreht umher geschwind sich.
Vom Besitz blieb unserm Wirth allein ein Hofhund;
Winterregen blitzt nicht,
Und so schnarcht der Hund auch vor dem Haus tagüber,
Schadet nicht und nützt nicht.

Und wie jene Csárda selbst, ist auch die Gegend,
Nirgend ein Gelände,
Ringsum sie da haben all die Hügel Sandes
Anfang nicht, noch Ende.
In dem nackten Sande kommen kaum noch weiter
Die Hollunderbeeren,
Welche schwarze Früchte trotz des heißen Sommers
Halbreif nur bescheren.

Hierher kommt der Glockenton vom fernen Dorfe,
Einsam zu ersterben;
Der verirrte Vogel sieht sich um und fliehet
Eilig das Verderben,
Und sogar die Sonne scheint hier nicht gewöhnlich,
Matter ist ihr Scheinen,
Gleich als müßt' die alte Csárda sie bedauern,
Strahlt sie wie im Weinen.

Von der Csárda etwa hundert Schritt auf einem
Hügel, kahl und sandig,
Steht von Stein ein Heiliger, den Niemand ansieht,
Halb schon schwarz und brandig,
Dem selbst hing auch Jemand einen lumpigen Brotsack
Um den breiten Nacken,
So, als hieß es: „Sei nicht faul, in Gottes Namen
Magst auch du dich packen!“

13.

Kleinkumanien.

1848.

Hová szivem, lelkem ....

Ach, wohin sich Herz und Seele
Stets gesehnt, — wo ich vernahm der Amme Lieder:
Meine Heimat, Kleinkumanien sah ich wieder,
Und des Vaterhauses Pfähle!
Jene Flur hab' ich durchzogen,
Die vom Arm der Theiß und Donau wird umschmieget,
Wie geschützt ein Kind im Arm der Mutter lieget,
Hold vom Lächeln überflogen.

Nun zur Stadt zurückgekehret,
Nach der ewig lärmenden, gestaltenbunten,
Weilt doch meine Phantasie im Tiefland unten,
Das allein ihr Reiz gewähret.
Meine irdischen Augen schließend,
Kann ich mit den Augen meiner Seele sehen,
Vor dem Blick das Flachland wie ein Bild erstehen,
Und aus seinem Rahmen grüßend.

Eben herrscht Hochsommersegen:
　Mühsam klimmt empor die Sonne; ihre Strahlen
　　Glühend hell der Pußta weite Flächen malen,
Sprühend wie ein Flammenregen.
Ringsumher ist nichts als Heide,
　Weite, breite Heide, daß ich klar erblicke,
　Wo zusammenfließt zu einem einzigen Stücke
So die Erd= als Himmelsscheide.

Zwischen reicher Weide führet
　Quer hindurch der Weg, wo alles Mastvieh lungert,
　Da bei solcher Glut kein Thier nach Futter hungert,
Sondern ruht und sich nicht rühret.
Auf der Suba ausgebreitet
　Schläft der Gulyás unter'm Eichbaum auf dem Rücken;
　Träg' sind auch die Hunde, die empor nicht blicken,
Wenn vorüber Jemand schreitet.

Hier im Moor durch Wurzelschlingen
　Schleicht ein Quell hin, dessen Wellen kaum sich regen,
　Und es plätschert blos, wenn Reiher drüber fegen,
Streifend sie mit ihren Schwingen.
Kiesel ist der Quelle Boden,
　Bis zum gelben Grund kann man hinunter sehen,
　Wo Schwimmkäfer sich und träge Egel blähen,
Und Krystall ansetzt der Soden.

An dem Rand der dunkelgrünen
  Linsendecke steht ein Storch auf Einem Fuße,
  Und den Schnabel taucht er dort zum Fischgenusse
In das Naß mit ernsten Mienen;
Langsam schlürft er, hebt dann mälig
  Seinen Kopf empor, sucht stolz umherzublicken;
  Schrill hört man dazwischen Kibitze auch quicken,
Und sie jammern unglückselig.

Dort ein Ast, lang ausgestrecket,
  Steht so trüb, zog einstens Eimer wol am Bronnen;
  Doch der Brunn ist eingestürzt längst, ausgeronnen,
Und vom Rasen überdecket.
Jener Ast wie sinnverloren
  Stiert nach jener Délibáb am fernen Rande;
  Ei, was staunt er so? Genug von solchem Tande
Sah er doch schon, hier geboren!

Und die Délibáb sich schaukelnd
  Fern am Sehraum — Beſſ'res hat sie nicht bekommen,
  Denn ein Csárdenwrack — das hält in Glut verschwommen
Sie empor, buntprächtig gaukelnd! —
Hier verliert sich schon im Sande
  Jede Spur der Weide, große Flugsandhügel
  Ziehn sich hin, wie sie der Wind mit breitem Flügel
Baut und fegt im freien Lande.

Dann taucht auf nach langem Gange
  Dort ein Haus, von Schobern überragt; es fliegen
  Krähen drum herum und Hunde sieht man liegen
Unter'm Fehmenüberhange.
Und ein Meer von Aeckern blühet
  Um das Haus, die recht von Gottes Segen zeugen,
  Da die Halme ihre Köpfe niederbeugen,
Weil die Last herab sie ziehet.

Ganz von rothem Mohn durchflutet,
  Und von blauen Blumen ist das gelbe Korn;
  Dunkelroth glüht eine Nelke auch ganz vorn,
Gleichend einem Stern, der blutet.
Doch der Abend naht den Pferchen,
  Uebergoldend jene weißen Wolkenstreifen;
  Schöne Wolken! Wie sie über uns hinschweifen,
Flüchtig wie ein Feenmärchen!

Endlich dort die Stadt am Hügel,
  Mitten drin die Kirche mit dem dunkeln Thurme;
  Um die Stadt zerstreut die Mühlen, jedem Sturme
Kampfbereit mit breitem Flügel.
Gerne vor Windmühlen säume
  In Betrachtung ich und schaue mit Behagen,
  Wie sie flott die Segel drehn und Räder schlagen,
Wie Zigeuner Purzelbäume!

14.

Die Pußta des Winters.

1848.

Hejh, mostan puszta ám igazán a puszta . . . .

Jetzt ward zur Pußta erst der Pußta weites Reich,
Denn sinnlos trieb's der Herbst, dem schlechten Wirthe gleich;
Was ihm der Lenz gebracht,
Der Sommer reif gemacht,
Im großen Leichtsinn hat er Alles schon verthan,
Nichts trifft der Winter mehr von all den Schätzen an!

Und nimmer tönt im Feld der Schafe Schellenklang,
Vom Mund des Hirten nicht des Flötleins trüber Sang;
Verstummt ist jetzo auch
Der Vöglein Liederhauch;
Der Wachtelkönig, sonst im Grase schmetternd, schweigt,
Sogar das kleinste Grillchen nimmer zirpend geigt.

Gleich eingefrornem Meer die öde Fläche liegt,
Tief zieht die Sonne, wie ein müder Vogel fliegt;
Auch fühlt vielleicht ihr Blick
Des Alters Misgeschick,
Und sie, kurzsichtig, muß sich bücken, was zu sehn?
Nun, Vieles wird dahier sie schwerlich mehr erspähn!

Leer ist die Fischerhütte, nichts im Wachthaus laut,
Die Weiler still, worin das Rind am Heue kaut;
Treibt man zum Wassertrog,
Eh' Dämmrung niederflog,
Den zottigen jungen Stier, so brüllt er mürrisch auf
Zum Trinken aus dem See nähm' lieber er den Lauf.

Den Blättertaback nimmt herab der Ochsenhirt
Vom Sparren, legt ihn auf die Schwelle und er wird
Zerschnitten; aus der Haft
Von seines Stiefels Schaft
Zieht er die Pfeife, stopft sie, lässig rauchet er,
Sieht manchmal schläfrig nur, ob nicht die Krippe leer.

Sogar die Csárden schweigen wirklich alle still,
Denn Wirth und Wirthin schläft und nichts sich regen will.
Es hätte nichts gethan,
Wenn weggeworfen man
Des Kellers Schlüssel, Niemand kommt ja jetzt daher,
Verschüttet hat der Schnee die Wege kreuz und quer.

Es herrschen nun blos Wind und Sturm mit lautem Groll;
Just wirbelt in der Luft hoch oben Einer toll,
Der Zweite unten braust,
Und reitet, daß es saust,
Daß Funken sprüht der Schnee gleich einem Feuerstein,
Bis sich ein Dritter läßt in Kampf mit ihnen ein.

Wenn dann beim Spätroth sie sich setzen müd' zur Ruh',
So quillen blasse Nebel über's Feld im Nu,
Halb zeigend, ohne Halt,
Des Betyárn Fluggestalt;
Sein Rößlein, das ihn trägt zum Nachtpfühl, dampfend schnaubt,
Den Wolf im Rücken und den Raben über'm Haupt!

Und wie ein König flieht aus dem ererbten Land,
So blickt die Sonne jetzt zurück vom Erdenrand;
Sie schaut nochmals zurück,
Voll Wuth im stieren Blick,
Und wie zur fernsten Fern' ihr Aug' hinüber droht,
Sinkt plötzlich ihr vom Haupt die Krone blutigroth!

15.

Winterwelt.

1848.

Hová lett a tarka szivárvány az égről? . . . .

Wo kam denn hin vom Himmel der bunte Regenbogen?
Wo sind vom Feld die Blumen, die farbigen, hingeflogen?
Wo ist des Baches Rauschen, wo ist der Sang der Vögel,
All jener Glanz und Reichthum, den Lenz und Sommer hatten?
Dahin ist Alles! Einzig Erinnrung kann die Bilder
Sich noch vergegenwärt'gen als bleiche Gräberschatten.
Rings ist nur Schnee zu sehen und Wolken nur dahinter,
Die Erde ward zum Bettler, beraubt vom wüsten Winter.

Die Erde ist ein Bettler, das kann man füglich sagen:
Ein weißes Lailach schlotternd um ihren Leib geschlagen,
Geflickt mit Fetzen Eises und doch noch so zerrissen,
Daß ihr an vielen Stellen der nackte Leib durchblicket:
So steht sie in der Kälte und frieret zähneklappernd,
Am Körper ist ihr deutlich der Jammer ausgedrücket.
Was sollte jetzt noch außen im Feld der Mensch beginnen?
So schön ist jetzt das Leben wol im Gemach hier innen.

Drum segne seinen Gott nun, dem Segen Gott gegeben,
Daß im Familienkreis er, in warmer Stube eben;
Welch wahres Glück ist jetzo solch eine warme Stube,
Und in der warmen Stube des Freundeskreises Segen!
Ein Feenpalast gar herrlich ist nunmehr jede Hütte,
Wo Holz nicht fehlt, um welches in den Kamin zu legen.
Und jedes gute Wörtlein, das sonst verweht im Scherzen
Und durch die Luft verflogen, trifft mitten in die Herzen!

Die Abende besonders, wie schön sind sie zu nennen!
Zu glauben kaum, wenn selber ihr dies nicht würdet kennen.
Am großen Tisch sitzt oben das Haupt von der Familie,
Mit Nachbarn und mit Vettern gesprächig im Vereine;
Im Munde hängt das Pfeiflein, der Krug steht voll vor ihnen,
Gefüllet mit des Kellers allbestem altem Weine.
Des Kruges Grund erreichen trotz aller Müh' sie nimmer,
Ist leer er halb — gleich füllt man aufs neue ihn ja immer!

Es plagt die gute Hausfrau sich stets in nächster Nähe;
Ei, bangt nicht, daß bei ihrem Schenkamt sie was versehe!
Denn Alles wohl versteht sie, wie Dies sich ziemt und Jenes,
Erlernt hat ihre Pflicht sie, gut wickelt ab den Knaul sie,
Und nicht behandelt leichthin sie ihres Hauses Ehre,
Nicht nachzusagen ist ihr, daß geizig oder faul sie;
Sie mahnt und drängt ja ewig in ihrer Gäste Lager:
„Beliebet doch, Herr Nachbar! Beliebet doch, Herr Schwager!"

Sie danken dann und schlürfen ein Mundvoll und auch zweie,
Und wenn das Pfeifchen ausging, so stopfen sie's aufs neue;
Und wie sich in den Lüften der Rauch der Pfeifen ringelt,
So schweifen durcheinander auch ihnen die Ideen,
Und was schon längst vergangen, wird frisch zusammgelesen,
Und Stück für Stück erzählet, wie es dereinst geschehen.
Wer, nah der Lebensgrenze, an erster Lust vorüber,
Liebt vorwärts nicht zu schauen, nach rückwärts blickt er lieber.

Ein Bursche und ein Mädchen am kleinen Tisch sich letzen;
Welch junges Paar! Vergangnes kann die noch nicht ergötzen!
Was ginge sie Vergangnes auch an? Liegt doch das Leben
Noch offen da vor ihnen, nicht hinter ihrem Rücken!
Vertieft sind ihre Seelen in weiter Zukunft Ferne,
Wo sie nur Rosenwolken im Himmelsblau erblicken!
Sie lächeln blos verstohlen und können Worte missen,
Und daß sie doch sich freuen, der gute Gott mag's wissen!

Doch rückwärts dort, beim Ofen, da drängt sich zischelnd, summend
Das Kleinvolk, zankend, wispelnd und kichernd, purzelnd, brummend;
Der ganze kleine Hügel von größern, kleinern Kindern
Baut Kartenthürme, — baut sie, zerstört sie ohne Sorgen:
Der frohen Gegenwart nur, dem Schmetterling, nachjagend,
Vergaßen sie das Gestern und denken nicht an morgen!

Wer glaubt, daß Platz so viel hat in einem
Raum so enge,
Daß Zukunft und Vergangnes, wie Jetztsein,
hier sich dränge!

Und morgen wird gebacken; beim Kneten läßt erklingen
Die Magd die helle Stimme, man hört sie außen singen.
Im Hof knarrt schrill und ächzet der Schwengel an dem
Ziehbrunn,
Der Kutscher tränkt die Pferde; mit lustgeschwellten Saiten
Spielt die Zigeunerbande bei irgend einem Schmause,
Der ersten Geige Gurgeln tönt her aus fernen Weiten;
Und so verschiedenartig die Töne außen klingen,
In Harmonie sie innen sich weich und leis verschlingen.

Es fällt wol Schnee und trotzdem ist schwarz der Pfad zu
schauen,
Denn ihn hat überzogen ein dickes Nebelgrauen.
Es kommen auch und gehen viel Leute nicht im Freien,
Blos ein Besuch eilt manchmal rasch heimwärts, ohne Weilen;
Vorüber an den Fenstern zieht seines Lämpchens Lichtschein,
Das Dunkel doch verschlinget das Licht im Weitereilen,
Und es verlischt das Lämpchen; doch Die's von innen sehen,
Die fragen sich und rathen: „Wer mag denn da noch gehen?"

16.

An den Lenz 1849.

Ifju lánya a vén télnek ....

Junger Lenz! des alten Winters
Schöner, hoffnungsvoller Sohn!
Wo nur weilst du? Was besteigst du
Nicht auf Erden deinen Thron?

Komme, komme, deine Freunde
Suchen dich in kahler Welt;
Spanne unter'm blauen Himmel
Auf der Bäume grünes Zelt.

Heile doch das kranke Frühroth,
Jenes heitre Kind des Alls;
Denn so bleich sitzt an der Schwelle
Dorten es des Erdenballs.

Segen bringt es dann den Wiesen,
Schenkst du wieder es dem Blau,
Süße Freudenthränen weint es
Dann hernieder, süßen Thau.

Bring' mit dir auch deine Lerchen,
Welche meine Meister sind;
Schöne Freiheitslieder lehrten
Sie mich schon, als ich noch Kind.

Und vergiß mir nicht die Blumen,
Uebersiehe nicht ihr Reich,
Bring' soviel du nur kannst fassen
Wol mit beiden Händen gleich.

Denn des Todes Aecker haben
Sich gemehrt in letzter Zeit,
Und der Freiheit heilige Todte
Ruhen rings, gemäht im Streit.

Mögen sie im öden Grabe
Liegen ohne Bahrtuch nicht;
Wirf als Bahrtuch auf die Todten
Deine Blumen voll und dicht!

17.

Pflanzet Blumen auf mein Grab!

1849.

Ki a mezöre ballagok . . . .

Ich schlendre oft hinaus zur Wiese,
Wo zwischen Gras die Blumen blühn;
O Blumen ihr, o schöne Blumen,
Was seh' ich gern euch farbig glühn!
Und seh' ich euch, als schaut' ich Mädchen,
Pocht mir das Herz, schwillt mir die Brust —
Wenn ich einst sterbe, pflanzt mir Blumen
Aufs Grab, die meine höchste Lust!

Oft neig' ich mich zur Blume nieder,
Und plaudre viel mit ihr und still,
Gesteh' ihr meine Liebe, frage
Ob wol auch sie mich lieben will?
Sie gibt nicht Antwort, doch ich denke
Es sei mein Wort ihr wol bewußt —
Wenn ich einst sterbe, pflanzt mir Blumen
Aufs Grab, die meine höchste Lust!

Und dann, wer weiß, ob nicht das Duften
Der Blumen Sprache? Wir verstehn
Sie wol nur nicht, da durch den Körper
Zum Seelenohr nicht dringt ihr Wehn;
Den Geisteslaut riecht blos der Körper,
Er hört ihn nicht durch all den Wust —
Wenn ich einst sterbe, pflanzt mir Blumen
Aufs Grab, die meine höchste Lust!

Ja, Duft ist Sprache, ist der Blumen
Geheimes Lied, ihr Sang ist er;
Und löst im Grabe sich die Hülle,
Die jetzo mich umschließt so schwer,
Dann rieche ich nicht blos, ich höre
Der Blumen Lied auch vollbewußt —
Wenn ich einst sterbe, pflanzt mir Blumen
Aufs Grab, die meine höchste Lust!

O Blumenduft, du Sang der Blumen,
Du wirst mir Wiegenlied dort sein,
Bei deinen weichen holden Tönen
Süß schlummre ich im Frühling ein,
Und bis zum nächsten Lenze träumet
Die Seele an der Mutter Brust —
Wenn ich einst sterbe, pflanzt mir Blumen
Aufs Grab, die meine höchste Lust!

18.

Die Nacht und der Mond.

1847.

Feküdjetek már le emberek ....

Legt, ihr Menschen, euch nun schlafen doch!
Oder bleibt hübsch leise, wacht ihr noch.
Auf den Spitzen eurer Zehen geht,
Sprecht so leis wie etwa im Gebet,
Da man stets die Trauer achten soll,
Und es kam die Nacht, die trauervoll.
Auf die Welt läßt still sie nieder sich,
Weinet in das Gras gar bitterlich.
Aber plötzlich, seht doch nur, ei wie?
Ob auch traurig, lächelt milde sie.
Denn der Mond steigt aus dem Grabbereich,
Ihr gestorbner Liebster, todtenbleich.
Sie ersehn, voll herber Lust, sich jäh,
Sie umarmen sich im süßen Weh!
Und sie sprechen — Niemand weiß wol, was?
Was es sein mag? Niemand ahnet das!
Und wie gut, daß ihr das nimmer wißt,
Da es ein gar groß Geheimniß ist.

Nur der Wahnsinnskranke mag's verstehn,
Wenn die Schemen durch das Hirn ihm gehn;
Und der Sterbende, hängt all sein Sein
Noch an einem Spinngeweb' allein;
Und der Dritte, der es hört und reimt,
Ist der Dichter, wenn er wachend träumt.
Ja, dem Dichtergeist wird wunderbar
Jener Sprache süß Geheimniß klar,
Aber nicht verkünden kann er's euch,
Denn erwacht er — so vergißt er's gleich.

IX.

Dritter Liebe Blüten.

An Julie.

O, mein Herz ist eine Blume,
Noch vom Wurm die Wurzel frei;
Und verwelkt es auch im Herbste,
So erblüht im Lenz es neu!

1.

Das gute Herz.

1846.

Most kezdem én csak még ismerni . . . .

Jetzt erst lernte recht ich kennen
Dies mein gutes braves Herz!
Und ein Herz, das besser, braver,
Findet man nicht allerwärts.

Wie ich bangte, daß ich nimmer
Frohe Tage haben soll!
Schlage neu die Sporn zusammen,
Schieb' aufs Ohr den Hut wie toll!

O, mein Herz ist eine Blume,
Noch vom Wurm die Wurzel frei;
Wenn es auch verwelkt im Herbste,
So erblüht im Lenz es neu!

2.

Ständchen.

1846.

Ereszkedik le a felhő . . . .

Herab läßt sich der Wolke Saum,
Herbstregen tropft auf Strauch und Baum,
Der Baum siecht hin im Blätterfall —
Und dennoch singt die Nachtigall!

Es ist bereits spät an der Zeit,
Und schlummerst du schon, braune Maid?
Hörst du den Nachtigallenschall,
Das trübe Lied der Nachtigall?

Es gießt der Regen stark im Ort,
Die Nachtigall singt trotzdem fort;
Und wer da hört ihr trübes Lied,
Dem wird das Herz so schwer und müd'!

Ei, schläfst du, braunes Kind, noch nicht!
Horch, was das Vöglein singt so schlicht:
Denn meine Liebe ist's, die singt,
Ist meine Seele, die verklingt!

3.

Liebesmacht.

1846.

Az én képzeletem nem a por magzatja....

Meine Phantasie ist nicht aus Staub erkoren,
Donner hat erzeugt sie, Blitz hat sie geboren;
Und sie sog als Säugling schon die Milch der Drachen,
Trank sodann als Jüngling Löwenblut in Lachen!

Ihre Wildheit kann ich selber kaum bezwingen,
Reich auf Reich durchflog sie mit den prächtigen Schwingen,
Und hat sich gemischet in des Meeres Brandung,
Schwebte zwischen Erd' und Himmel ohne Landung.

Und wie ein Komet durchsauste sie die Heide,
Fand im Wald, auf Felsengipfeln ihre Freude;
In der Wälder Dickicht riß sie aus die Eichen,
Im Gebirge brachte sie den Fels zum Weichen!

Wo ist jetzt der Wildfang? — Neben einer Blume,
Neben dir, o Mädchen, girrt er dir zum Ruhme,
Wie der kranke Abendwind an blumigen Borden —
Wilde Phantasie, wie zahm bist du geworden!

4.

Unendlich!

1846.

Te vagy, te vagy, barna kis lyány . . . .

Du nur bist, du braunes Mädchen,
Licht des Augs, der Seele!
Dich allein ich, hier wie jenseit,
Mir als Hoffnung wähle!
Ist auch sie ein Traum, dann bin ich
Glücklos allerorten,
Auf der Erde wie im Himmel
Glücklos hier und dorten!

Stehe sinnend hier am Bache
Bei den Trauerweiden,
Passend ist für mich dies Plätzchen,
Der ich voll von Leiden!
Schaue niederhangen diese
Zweige hier in Ringen,
Und sie gleichen meiner Seele
Fluggelähmten Schwingen!

Aus der Herbstflur zog der Vogel,
  Suchte fortzuziehen,
Könnte ich nur auch schon endlich
  Meinem Schmerz entfliehen!
Er ist groß, wie meiner Liebe
  Allgewalt'ge Triebe!
Und die Liebe? Ach, unendlich
  Ist in mir die Liebe!

5.

Vorschlag.

1846.

Te a tavaszt szereted . . . .

Du liebst den Lenz, du Holde,
Den Herbst doch liebe ich;
Denn Frühling ist dein Leben,
Ich nah' dem Herbste mich.

Dein Antlitz gleicht den Rosen,
Begrüßt der Lenz das Thal;
Mein Auge gleicht des Herbstes
Glutloserm Sonnenstrahl.

Ich habe einen Schritt nur,
Blos einen vorwärts noch,
Und stehe dann im Winter, —
Ich weiß uns Hülfe doch.

Gingst einen Schritt du vorwärts,
Und einen ich zurück:
So stünden wir inmitten
Von Sommer und von Glück!

6.

Hoffnung.

1846.

Nem csoda ha ujra élek . . . .

Staunet nicht, daß neu ich lebe,
Da ich wieder sie gesehn!
Und zurückkehrt meine Seele,
Meine Sinne neu erstehn!

Qual und Hoffnung zünden wieder
Fackeln an in meiner Brust,
Jagen bei dem Glanz im Saale
Sich umher in Leid und Lust.

Möchte nur bestimmt jetzt wissen,
Was dies Wiedersehen war?
Ob es Zufall, ob Berechnung?
Schaute hier gar gerne klar.

Räthselhaft ist dieses Mädchen,
Und ein tiefer Fluß ihr Herz;
Wie auch scharf mein Auge, dennoch
Sieht es nicht, ob Ernst, ob Scherz?

Räthsel bist du mir, o Mädchen!
Nirgend findet Lösung sich;
Bist du Fluch mir? Bist du Segen?
Eines bist du sicherlich!

Aber welches! — Dieses Räthsel
Eng' als Kette mich umflicht;
Fort von hier zieht mich mein Schicksal,
Und doch kann ich scheiden nicht.

Löse von der Stirn den Schleier,
Der den Sinn gefangen hält;
Denn ich kann dich nicht verlassen,
Bis der finstre Schleier fällt!

Doch ich muß trotz Ungewißheit
Scheiden, wenn das Herz auch bricht;
Denn ein Herrscher ist das Schicksal,
Es befiehlt, es bittet nicht!

Nun, es sei; doch nicht auf immer!
Wenn des Lenzes Lüfte wehn,
Und das Haar dir Blumen schmücken,
Wirst du deinen Sänger sehn.

Will dann sein die erste Schwalbe,
Die zu euch her fliegen wird,
Und an deinem Fenster täglich,
Grüßend dich, vorüber schwirrt.

In den Garten, auf die Wiese
Gehn zusammen wir, nicht wahr?
Schaun der Erde Blut, o Mädchen!
Schaun die Bächlein, rieselnd klar.

Sehn die Blumen, wie die Kelche
Sie eröffnen allerwärts;
Und ersiehst du ihr Erschließen,
Oeffnet sich wol auch dein Herz!

7.

Im letzten Augenblicke!

1846.

Szeretsz tehát, kedves szép angyalom? . . . .

So liebst du mich denn, Engel, rein und licht!
Du liebst mich wirklich und ich träume nicht!
Warum doch erst im letzten Augenblick
Hast du enthüllt mein seliges Geschick?

Es brachte mir Ein Augenblick zumal
Vereint den Segen und des Abschieds Qual!
Mir geht's, wie wer sich einen Prachtbau baut,
Und den man bannt, wenn fertig er ihn schaut.

Nicht kann ich der Umarmung Zauberring
Ans Herz mir stecken, das beinah verging!
Nicht pflücken dir vom Mund die Blume Kuß,
Und ohne diesen Strauß ich scheiden muß!

So traurig wird mein Leben, fern von dir!
Doch Ein Gedanke soll's verschönern mir:
Wie tief ich tauche bei der Wiederkehr
Mich in des Wiedersehens Perlenmeer!

8.

In der Scheidenacht.

1846.

Világoskék a csillagos éjszaka . . . .

Lichtblau ist die helle sternenvolle Nacht,
Meiner Stube Fenster hab' ich aufgemacht,
Blicke auf zum Himmel, in die Nacht so warm;
Doch die Seele wiegt sich in der Liebsten Arm!

Jener Sternenhimmel und mein Liebchen sind
Wol das Schönste, was man finden mag geschwind!
Wenigstens so weit die Welt ich mir besehn,
Konnte nirgend ich was Schöneres erspähn!

Schwindend ist der Mond, der dorten niedersteigt,
Hinter jene blaue Berge er sich neigt.
Jener Mond im Schwinden ist mein Schmerz vielleicht?
Er erblaßt, daß ihn mein Blick kaum mehr erreicht!

Hoch am Himmel noch die Milchstraß' steht;
Mancher Hahn hat in der Gegend schon gekräht,
Denn es dämmert; kühl ein Wind hervor nun bricht,
Seine kühlen Schwingen streifen mein Gesicht.

Soll ich nun vom Fenster gehn, mich kümmern drum,
Daß ich schlafe, daß ich träume? Doch warum!
Schöner könnte ich ja nimmer träumen schier,
Als nun schön das Leben selber steht vor mir!

9.

Der Schatz.

1846.

Volt egy szegény fiu . . . .

Es war einmal ein armer Bursche,
Es quälte Hunger den armen Wicht,
Ihm fehlte Nahrung und es fühlten
So Erde als Himmel Mitleid nicht.

Nach großer Noth, nach langem Darben,
Ein dunkles Wesen zum Armen sprach:
„Ich will von allem Erdenkummer
„Befreien dich, komm, folge nach!“

Es war der Hungertod, der grause,
Der diese Weisung dem Jüngling gab;
Und dieser, um nur bald zu ruhen,
Begann zu graben sein eignes Grab.

Und als er so sein Grab gegraben,
  Fand ein Gefäß er, das angefüllt
Mit blankem Gold und mit Juwelen,
  Und jedem Blicke bisher verhüllt.

Zum Herrn gleich wurde jener Bettler,
  Und ward umgeben von Fürstenpracht;
Doch nie von solchem Reichthum träumend,
  Hat ihn erstarret des Glückes Macht.

Jedoch weshalb ist trotz des Reichthums
  Halbfroh der Jüngling, heiter kaum?
Es bangt der Arme, zu erwachen,
  Er bangt, daß Alles vielleicht blos Traum!

Ich bin der arme Bursche selber,
  Der Schatz bist aber du, Liebchen mein!
Nicht wag' ich, deiner Lieb' zu glauben:
  Mir bangt, es könnte ein Traum nur sein!

10.

Jubel!

1846.

Mikor a láncz lehull . . . .

Fällt der Kette Schluß
Von des Sklaven Fuß,
Geht er wol noch lange
Wie in Ketten bange;
Denn gewohnt ist traurig
Er die Last so schaurig!

Du auch bist, o Herz,
Schon gewöhnt an Schmerz,
Kannst, wo es gekommen,
Daß das Leid genommen,
Nimmer ohne Scheuen
An dem Glück dich freuen!

Freu' dich, Herz, nur zu!
Wer darf's mehr als du?
Wer hat einen Bronnen
Solcher seliger Wonnen?
Wer im Erdgetümmel
Einen solchen Himmel?!

11.

Blühend im Herzen.

1846.

Búsulnak a virágok . . . .

Rings die Blumen trauern,
Da sie herbstlich kranken,
Wie vor Todesschauern
Bang im Nebel schwanken.

Wie vom Greisenhaupte
Die ergrauten Locken,
Fällt vom Baum das Laub ab
Gleich vergilbten Flocken.

Und nach welcher Seite
Auch die Blicke streben,
Ringsum in der Weite
Welk ist alles Leben.

Doch — bald wär's vergessen —
  Du, o meine Seele
Grünst als Strauch, in dessen
  Laub noch keine Fehle!

Du bist stets im Triebe,
  Treibst, trotz allem Wetter,
Deiner seligen Liebe
  Immergrüne Blätter!

12.

Ahnung.

1846.

Véres napokról álmodom . . . .

Ich träume viel von blutigen Tagen,
Die unsre Welt in Trümmer schlagen,
Und aus den alten Weltbautrümmern
Sich eine neue Welt dann zimmern!

O, wenn nur schon ertönen wollte
Die Kriegstrompete — sich entrollte
Der Zukunftsiege Schlachtstandarte,
Die sehnlichst, ach, von mir erharrte!

Ich schwenkte froh inmitt' des Trosses
Im Sattel meines flinken Rosses,
Ich ritt in jener Helden Reihen,
Mit Jubel mich dem Kampf zu weihen!

Wenn meine Brust der Schwerthieb findet,
So lebt jetzt wer, der sie verbindet,
Es lebt jetzt wer, der meine Wunden
Durch Kussesbalsam macht gesunden!

Wenn lebend mich der Feind bezwinget,
So ist, wer in den Kerker dringet,
Sein Dunkel mir erhellet gerne
Durch seiner Augen Frührothsterne!

Und wenn ich mir den Tod erwerbe,
Wenn am Schaffot ich oder Schlachtfeld sterbe:
Ein Wesen lebt mir, das voll Sehnen
Mein Blut vom Leichnam wäscht durch Thränen!

13.

Doppelte Gefühle.

1846.

Nem ért engem a világ . . . .

Ach, die Welt versteht mich nicht!
  Sie begreift es nimmer,
Daß mein Sang so zweifach sei,
  Und voll Herz doch immer.
Wie sogleich ich singen kann
  Herzzerreißende Leiden,
Der ich eben erst besang
  Heiterkeit und Freuden!

Mensch bin ich, doch Bürger auch;
  O, als Mensch wie glücklich!
Doch als Bürger fühle ich
  Weniges erquicklich!
Freudenthränen gibt es, wenn
  Ich der Liebsten denke,
Schmerzensthränen, wenn den Sinn
  Auf mein Land ich lenke!

Seliger Liebe Blumenstrauß
Mir die Brust wol schmücket,
Doch mein Haupt der Heimatslieb'
Dornenkrone drücket;
Blut tropft auf die Leier so
Von der Stirn oft nieder,
Und ein duft'ges Blatt, es fällt
Auch auf sie hinwieder!

X.

Tage des Eheglücks.

An Julie.

1.

Am fünften August.

1847.

Itt a gyürü, itt a gyürü ....

Hier dies Ringlein, dieses Ringlein,
Endlich steckt's am Finger hier!
Und mein Bräutchen drückt die Lippen
Endlich an die Lippen mir!

O, wie süß ist von den rothen
Lippen solch ein glühnder Kuß!
In der ganzen Schöpfung gibt es
Keinen süßern Hochgenuß!

Kose, kose! — Niemand sieht es —
Küsse mich drum sonder Scheu!
Und, ersieht man's auch — Verlobten
Stehet ja das Küssen frei.

Laß die Lippen dir, die Augen
 Küssen, und die Stirn so rein;
Wie den Himmel hüllt das Frühroth,
 Hüll' ich dich mit Küssen ein!

Doch, mir schwindelt! — Lasse, Liebchen,
 Mich in deinen Armen ruhn;
Ist es Kuß, ist's Wein, wovon ich
 So berauscht mich fühle nun?

Wein wol ist es! Solchen tranken
 Die olympischen Götter eh',
Ich jedoch, der Mensch, vertrage
 Solchen Trank nicht allzu jäh.

Und mein Haupt ist schwer vom Rausche;
 Aber welch ein Rausch ist dies?
Fort von dieser rauhen Erde
 Trägt er mich ins Paradies.

Fern schon schweb' ich in der Wolken
 Buntem Wanderlagerwall;
Zwischen Sternen schweb' ich, deren
 Jeder eine Nachtigall!

Wie sie singen, wie sie klingen —
Solche Lieder hört' ich nie!
Welche Glanzflut! Tausend Blitze —
Strahlend mich umkreisen sie!

Und mein Herz, o wie es leuchtet
In der süßbewegten Brust! —
Gib nur Acht im Taumel, daß es
Nicht zerspringt vor Glück und Lust!

2.

Nach der Trauung.

1847.

Illyen oriást, mint . . . .

Wer sah denn einen Riesen
  Wol jemals noch mir gleich?
Ich halte in den Armen
  Ein ganzes Himmelreich!
Du süßes Eden, neige
  Zu mir dich, hüll' mich ein;
Du wolkenloser Himmel
  Voll goldnem Sonnenschein!

Mein Gott, warum erschufst du
  Des armen Menschen Brust
So winzig klein und enge,
  Ach, für so viele Lust!
An Raum gebricht's der Wonne,
  Daß ich verschwenden muß
Die Hälfte meines Glückes
  In einem Thränenerguß.

Süß Weibchen, sieh! die Sonne,
Noch ging sie unter nicht;
Doch schlägt die Nachtigall schon
Im Laub hier neben dicht.
Doch nein, das ist ja wahrlich
Kein Vogelliederschall,
Das ist ja unsrer Küsse
Melodischer Wiederhall!

Wie sanfter Regen rieselt
Im Lenze aufs Gefild,
So träufeln mir ins Antlitz
Nun deine Küsse mild;
Aus jedem Tröpflein Kuß doch
Sproßt auf ein Blümchen gleich:
O Lenz voll Kussesschauer,
O Lieb' so blütenreich!

3.

In den Flitterwochen.

1847.

A mióta én megházasodtam . . . .

Seitdem ich mich verehlicht habe,
Bin ich ein wahrer Fürst geworden;
Der Thron mein Armstuhl und die Pfeife
Mein Scepter, und das Herz mein Orden!

So sitz' in grauser Majestät ich,
Bin Richter manchen tollen Streiches;
Empfange in Audienz gar gnädig
Die Unterthanen meines Reiches.

Dort steht im Rosakleid ein Mädchen —
Die Schönheit strahlt aus ihren Mienen.
Dir ziemt der Vortritt, lieber Engel!
Sprich, warum bist du hier erschienen?

Doch wie? — Was hast du, falsche Dirne,
Bisher so trotzig mich geflohen?
Kaum kenn' ich dich und weiß nur, Freude
Benennt man dich im Kreis der Frohen.

Nun fielst du endlich in die Hand mir;
 Ich will schon stutzen deine Schwingen!
Als meine Gärtnerin sollst täglich
 Du Blumen um die Stirn mir schlingen.

Voll Duft und Farbe schöne Blumen,
 Wie deine Feenhand sie ziehet,
Daß ihre Dornen mich nicht ritzen,
 Blos streicheln, wenn die Stirn mir glühet.

Nun tritt hervor, du hagerer Bursche!
 Du Sorgenhans, was gibt's zu schlichten?
Doch schweige nur, du redest immer
 So ganz prosaische Geschichten!

Du Narr, der in so schönen Tagen
 An Brot und Kleider mahnt zum Schaudern,
Pack' dich! Ist kurz auch gleich das Leben,
 So können wir genug noch plaudern.

Wie? Bist auch du hier, dunkler Kummer?
 Wagst selbst bis hierher dich zu drängen?
Bangt dir denn nicht, du ewiger Todfeind,
 Daß ich dich flugs nun lasse hängen?

Du schlugst ins Herz mir tiefe Wunden,
 Noch krankt daran mein ganzes Leben!
Was soll ich mit dir? — Sei nicht bange,
 Ich will dir gnädiglich vergeben.

Wir kämpften lange miteinander;
Ich siegte, du bist Unterlieger.
Großmüthig will ich sein; denn Großmuth,
Sie adelt erst den Ruhm der Sieger.

Was aber lärmt da draußen? Stampfet
Mein Musenroß? Schlug's aus? Verletzte
Es etwa einen Esel — oder
Stampft es, weil ich es lang' nicht hetzte?

Warte, mein Roß, bald sprengst du wieder
Durch Wolken hin mit meiner Bürde;
Wart' nur ein wenig, lasse genießen
Mich erst noch meine Fürstenwürde!

4.

Freudige Bescheidenheit.

1847.

Jó költőnek tartanak, s hogy ....

Wol als guter Dichter gelt' ich,
Und ich glaub' es auch zu sein;
Deshalb doch sollst du nicht loben
Meine Verse, Liebchen mein!

Muß ich ewig doch erröthen,
Lobst du mich voll Eitelkeit;
Und fühl' ich, mit dir verglichen,
Meine Unbedeutenheit.

Denn im winzigsten Gedanken,
Der im Hirn dir funkelt just,
Und im schwächsten der Gefühle,
Das erweitert deine Brust;

Und im Blicke deiner Augen,
Der verstohlen zu mir dringt,
Und im Ton, der noch so flüchtig
An die Seele mir erklingt;

Ja, in deinem wonnigen Lächeln
Ist mehr Poesie, mein Lieb,
Als in allen funfzehnhundert
Liedern, die bisher ich schrieb!

5.

Ursache und Wirkung.

1847.

Dicsérsz, kedves, hogy ollyan jó vagyok . . . .

Immer rühmst du, Kind, daß ich so gut sei,
Und wol möglich, daß mich nichts verdrießet;
Mir doch danke nicht — dein Herz allein ist
Jener Quell, aus dem dies Gutsein fließet.

Oder ist's vielleicht Verdienst der Erde,
Daß sie Blumen bringt und süße Früchte?
Würde sie denn nur ein Hälmchen treiben,
Schien die Sonne nicht mit goldnem Lichte?

6.

Unsterblichkeitsgewißheit.

1847.

Szép napkeletnek . . . .

Den Morgenlandsgefilden
Gleicht meine Brust, den milden,
Voll ewigen Frühlingstagen!
Voll Blumen blüht die Seele
Mir wieder, und ich quäle
Mich nimmer im Verzagen.

Gefehlt hat im Gemüthe
Mir nur des Glaubens Blüte
An überirdisch Leben.
Nun ist auch die entsprossen,
Ist blühend aufgeschossen
Aus deiner Liebe eben.

Wovon der stolzgeplagte
Verstand kein Wörtlein sagte
  In seinem Hochmuthstriebe,
Hat, süßes Weib, erkläret
Mir spielend, hat gelehret
  Mich deine süße Liebe!

Das Grab scheint nicht mehr dunkel:
Es droht ein Lichtgefunkel
  Das Auge mir zu blenden;
Ich ahne durch die Pforte
Das Licht von jenem Orte,
  Wo mir das Licht soll enden.

Nicht moderndes Verderben
Bedroht uns wenn wir sterben:
  Der Sarg wird uns zur Fährte,
Von hinnen uns zu tragen
Wo schönre Welten tagen,
  Von ewigem Glanz verklärte.

Doch wüßt' ich gar zu gerne,
Wo in der blauen Ferne
  Die schönre Welt mag schweben?
Und wie wir von der Erden
Dem Tod enthoben werden
  Zu einem bessern Leben?

Ob ich und du mit Allen
Dereinst als Nachtigallen
Von Stern zu Stern dort fliegen?
Ei, oder ob im Gleiten
Durch's Meer der Ewigkeiten
Als Schwäne wir uns wiegen?

7.

Ein Ahnen!

1847.

Még nyilnak a völgyben a kerti virágok . . . .

Noch blühen voll Blumen die Gärten im Thale,
Die Linde am Fenster, sie grünt noch wie Klee;
Doch breiten schon Nebel ihr Lailach, das fahle,
Die Gipfel der Berge bedeckt schon der Schnee.
Mir glüht noch der Sommer im Herzen, im jungen,
Vom Frühling auch blüht noch manch Strauch drin belaubt;
Mein dunkles Gelock doch ist grau schon durchschlungen,
Gestreift hat der Reif schon des Herbstes mein Haupt.

Es welken die Blumen, es schwindet das Leben! —
Komm, neige, süß Weibchen, zu mir dich herab!
Wol schmiegst du dein Haupt an die Brust mir soeben,
Doch neigst du schon morgen es nicht auf mein Grab?
O sage: wenn früher ich sterbe, willst trübe
Mit Thränen du näßen das Bahrtuch mir, wie?
Und wird dich verführen nicht jüngere Liebe,
Daß du meinen Namen vertauschest um sie?

Legst ab du den Schleier der Witwe — so binde
  Als düstere Fahne auf's Kreuz ihn mir hin;
Ich steig' aus der Grabwelt empor dann, — ich finde
  Mich Mitternachts ein dort, und hole mir ihn,
Auf daß ich mit ihm mir abtrockne voll Schmerzen
  Die Thränen um dich, die nicht Treue geübt,
Und um zu verbinden die Wunden im Herzen,
  Das dann auch noch ewig, ja ewig dich liebt!

8.

Ruhe des Glücks.

1847.

Csendes tenger ronaságán . . . .

Auf so stiller Meeresfläche
Wiegt mein Kahn sich, wie im Lenze
An des Zephyrs Brust sich wieget
Sanft ein blühender Rosenstrauch.
Und verdient hab' ich es auch,
Was ich voll Bewußtsein spreche;
Denn der Fluß, drauf ich zur Grenze
Kam, jenseit die Noth nun lieget,
War so lang und voll Gefahren!
Mich umzuckten Blitzesscharen,
Felsen starrten allerseiten,
Wirbel mußt' ich übergleiten —

Meines Steuers jedes Wenden,
Jeder Herzschlag konnte enden
Meine Bahn, der letzte sein.
Doch ich zog muthunbenommen,
Dann sogar, als längst verglommen
Meiner Hoffnung Sternenschein.
Muthig sprach ich Allem Hohn,
Und dem Muth gebührt der Lohn!
O, wie ist mein Lohn nun süß,
Auf dem ruhigen, endlos weiten
Meere darf dahin ich gleiten,
Selig wie im Paradies!
Und mein Ruder legt' ich nieder,
Hier wol brauch' ich es nicht wieder,
Meines Segels Spielgenosse
Ist Zephyr, der Frühlingssprosse,
Und vor was denn sollt mir grauen?
Wie ein Riesenkranz von blauen
Blumen faßt mich ringsum ein
Blauen Himmels Wiederschein!
Sanft ich auf den Wogen liege
Und ich wiege mich, und wiege,
Sorgenlos auf klarer Flut.
O, wie weich mein Haupt nun ruht
In dem Arm der Liebsten hier!
In die Augen blick' ich ihr,
Die so dunkel sind und doch
Wol viel lichtentstrahlender noch

Als des Edens goldne Wesen,
Die sich Gott zur Lust erlesen!
In der Hand die Leier haltend,
Lasse ich, beliebig schaltend,
Leis in ihr die Finger wühlen,
Daß ganz absichtslos sie spielen,
Wie sie wol auch in den Locken
Der Geliebten oftmal wühlen,
Wenn wir uns so selig fühlen,
Daß uns fast die Pulse stocken!
Und ich kann so schöne Lieder
Nunmehr spielen, daß hernieder
Sich zu mir die Sterne neigen,
Mich umtanzend froh im Reigen,
Und der Mond auch, klangberauscht,
Aus dem Meer sich hebt und lauscht!
Singend schwimme ich so hin
Auf dem Kahn, der mein Delphin,
Liegend auf dem Wogenthron,
Ein moderner Arion!
Auf mein Schiff doch läßt hinwieder
Sich wol eine Möve nieder,
Die vom Sturm mir prophezeiet,
Der dem Vaterlande dräuet.
Doch je tiefer ich hinein mich
Ins Unendliche des Meeres
So verliere, und allein mich
Freu' am Spiel des Wogenheeres,

Höre seltner ich vom Sange
Jenes Vogels, der so bange
Sturm verkündet, während blau
Ja noch rings die Himmelsau.

9.

Bitte.

1847.

Mosolyogj rám, édes feleségem . . . .

Lächle doch, du süßes Weib! — Es blühet
Keine Blum' auf Erden, noch erglühet
Hell ein Stern am Himmel, zu vergleichen
Deinem Lächeln, dem so wonnereichen!

Wenn dir auch im Antlitz Wolken stehen
Und wenn kein Zephyr sie kann verwehen,
Nun, mit deinem Lächeln übergolde
Wie mit Morgenroth sie, Süße, Holde!

Bäume, die vom Wintereise starren,
O, wie mögen brünstig sie erharren
Nächsten Lenz, der ihnen Laub soll bringen,
Und die Vöglein, die im Laube singen!

Und der Wandrer, aus der Fremde kehrend
Nächtlich in sein Dorf, wie sehnt verzehrend
Er darnach sich, bald am Ziel zu stehen
Und der Hütte Lichtschein zu ersehen!

Und der Kranke, der am Pfühl der Schmerzen
Nachts ins Dunkel stiert mit bangem Herzen,
Und so einsam! — o, wie bebt entgegen
Er der Sonne neuem Strahlensegen!

Mehr doch sehne ich mich wol als Alle,
Daß auf mich ein Blick voll Lächeln falle;
Selbst der Todte sehnt mit heißerm Flehen
Sich ja nimmer nach dem Auferstehen!

Lächle mir denn wieder! — der dir küsset
Lippen, Hand und Knie, der schwer nun büßet
Fleht darum, er, deines Daseins Schatten! —
Lächle wieder zu dem treuen Gatten!

10.

Beim Heimwärtswandern.

1847.

Jó ideje lement a nap . . . .

Längst schon ging die Sonne unter,
Thau fiel auch bereits herunter,
Hoch steht ja der Mond schon dorten —
Mitternacht ist's allerorten.

Was jetzt machen mag mein Liebchen?
Ob sie betend kniet im Stübchen?
Wenn sie betet, fleht für mich sie,
Und, wie betet inniglich sie!

Was mein Weibchen jetzt mag thuen?
Nun, sie wird vielleicht schon ruhen.
Schlief sie ein, so träumt gewiß sie,
Träumt sie, träumt von mir so süß sie!

Doch wenn sie nicht schläft, noch betet,
Und nur sonsten sich verspätet,
Ist im Sinnen sie versenket,
Und ich weiß, daß mein sie denket!

Denke nur, denk' nur, mein Engel!
Perlenhafter Blumenstengel!
Jeder deiner Herzgedanken
Gleicht den Sternen dort, den blanken!

Und vielleicht hast du die Sterne
Selbst erdacht, dort funkelnd ferne?
Ja, du bist's, die sie erdachte,
Als in dir die Lieb' erwachte!

11.

Von Liebe ringsumgeben!

1848.

Szerelemnek rózsafája ....

Unter'm Rosenbaum der Liebe
Ruhe ich im Schatten kühl,
Seine duftigen Blätter rieseln
Auf die Stirne mir im Spiel.

Und die Nachtigall der Liebe
Singt drin süße Melodie;
Jeder Ton weckt Himmelsträume
Wach in meiner Phantasie.

Aus der Liebe Becher schlürf' ich, —
Und aus anderem Pokal
Schmeckt so wonnig kaum der Honig,
Als aus ihm sogar die Qual!

Von der Liebe weißen Wolken
Bin umschwebt ich wunderbar,
So als käme mich besuchen
Eine ganze Engelschar.

Und in Silberglanz spinnt völlig
Mich der Liebe Mondschein ein:
Daß verhüllt und daß vergessen
Meine Armuth möge sein!

12.

Wünsche.

1848.

Szeretlek én, szeretlek téged . . . .

Ich liebe dich, du süßer Engel,
Mit so getreuem glühnden Triebe,
Daß es mich schmerzt, wie ich nicht besser
Dir kann beweisen meine Liebe.

Denn meinen schlichten Worten dürftest
Du schwerlich rechten Glauben schenken,
Und zweifelst du — mit was wol soll ich
Dann widerlegen dein Bedenken?

Wenn ich ein reicher Herr wol wäre,
Für jedes Wörtchen würde geben
Ich gern dir einen Diamanten,
Gold und Juwelen noch daneben.

Wenn ich ein König wäre, legte
Ich eilig meine Krone nieder,
Für einen Kranz aus deinen Händen
Nicht langend nach der Krone wieder.

Als Regenbogen möchte ich die Kleider
Mit meinen Farben dir verändern,
Und dir die Hüften bunt umschlingen
Mit diesen prächtigen Irisbändern.

Wär' ich die weltbeschauende Sonne,
Den Himmel ließe ich, den blauen,
Und würde, statt zur Welt zu blicken,
Nur dir stets in die Augen schauen!

13.

Sichere Ueberzeugung.

1848.

Illyen asszony való nekem . . . .

O, ich brauchte solch ein Weibchen
Als wol ist mein braunes Täubchen!
Braunes Täubchen! komm und kose, kose,
Denn du bist der Erde Rose!

Was ich einst war, bin ich nimmer,
Nimmer, der sich härmte immer;
Denn ein Himmel voller Sterne
Ist mein Sein, hast du mich gerne.

Deiner süßen Augen Lächeln
Es erquickt wie Zephyrsfächeln;
Mehr auch gilt ein Blick von dir,
Als ein Lenz in vollster Zier!

Und ich soll es noch erleben,
Daß, wohin du trittst im Schweben,
Unter deinen zarten Füßen
Bunt empor gleich Blümchen sprießen!

14.

Mein Weib und mein Schwert.

1848.

Galamb van a házon . . . .

Am Hausdach sitzt die Taube,
 Am Himmel strahlt ein Stern,
Doch mir im Arme ruhet
 Mein Weibchen gar so gern;
So sanft in meinen Armen
 Mein holdes Weibchen liegt,
Als sich auf schwankem Laube
 Der Thau des Morgens wiegt.

Darf treu ich sie umarmen,
 Warum nicht küssen auch?
Nicht arm ist und nicht geizig
 Mein Mund an Kusseshauch;
Wol sprechen wir, — doch stocket
 Zur Hälfte der Rede Fluß,
Denn selig geht sie unter
 In manchem süßen Kuß.

O, groß ist unsre Freude,
  Und Lust ist jeder Blick,
Wie eine reine Perle
  So klar glänzt unser Glück;
Doch meinem alten Säbel
  Behagt dies wol nicht sehr,
Von seinem hohen Standpunkt
  So mürrisch blickt er her.

Was blickst du, alter Junge!
  Nach uns so sonderbar?
Plagt dich, du großer Lümmel,
  Die Eifersucht wol gar?
Ei, lasse, Kampfgenosse,
  Doch sein, was dich nicht sticht;
Bist du ein Mann, so misch' dich
  In Weiberhandwerk nicht.

Auch hast du keine Gründe
  Zu eifern gleich mit ihr,
Du kennst ja wol mein Weibchen,
  Das meines Lebens Zier;
Du kennst auch ihre Seele,
  Die Gott an Engelstatt
Nur ein mal auf die Erde
  Herabgesendet hat.

Bedarf einst meines Armes
  Das theure Vaterland,
Schnallt sie an meine Hüfte
  Dich ja mit eigener Hand;
Schnallt dich um meine Hüfte
  Und spricht mit hoher Weih':
„So geht denn hin und bleibet
  Einander stets getreu!"

15.

In Groß-Károly.

1848.

Ti akáczfák e kertben . . . .

Ihr Akazien dieses Gartens,
Mahnend mich an süße Rast,
Theuer ist mir durch Erinnrung
Wol an euch ein jeder Ast!

Seid gegrüßt mir, schöne Bäume,
Mögt ihr sein an Segen reich,
Und gesegnet sei auch jener,
Der hierher gepflanzet euch!

Thau und Sonnenstrahlen mögen
Euch zutheil sein segensvoll,
Und von heiterm Vogelsange
Euer Laub sich regen soll.

Ruh' auf euern grünen Locken
Ewiger Lenz voll Sonnenschein,
Daß so schön ihr möget leben,
Wie nun schön mein eigenes Sein.

Denn bei euch zum ersten male
  Ich mein liebes Täubchen sah,
Unter diesen grünen, blühnden,
  Duftigen Akazien da!

Unter ihrem Laube saß sie,
  Mir genüber, voll von Scherz;
Hier auch flog aus ihrem Auge
  Jäh die Liebe in mein Herz.

Und ich weiß noch — nicht vergessen
  Kann ich's wol bis in den Tod —
Jene Stunde, da entflammet
  Meiner Liebe Morgenroth.

Ei, das war ein Morgenroth wol!
  Und es zierte sicherlich
Nie ein gleiches, endlos blauer
  Längsterschaffner Himmel, dich!

Nun, vorbei ist schon das Frühroth,
  Und der Mittag kam, jedoch
Gilt er nicht für sehr romantisch,
  Ist er ja viel glühnder noch!

Und wann kommt das Abendroth wol?
  Meiner Liebe Abendroth?
Bange nicht, du Herzensweibchen,
  Daß dir dieses Spätroth droht.

Kommen muß es, wenn auch später,
Und es komme sonder Scheu,
Denn es dient, daß unserm Antlitz
Es ein goldnes Bahrtuch sei.

Ruhn einst Beide wir im Grabe,
Glänzt als Sternlein es voll Pracht
Uns aufs grüne Grab hernieder
Aus der dunkelblauen Nacht.

16.

Im Herbste.

1848.

Itt van az ősz, itt van ujra ....

Wieder ist es Herbst! — Und schön ist
Er wie immer, schön und hehr!
Weiß es Gott, warum er lieb mir,
Doch ich liebe ihn so sehr!

Hier nun auf dem Hügel sitz' ich,
Ringsum blickend in die Welt,
Lauschend dem Gesäusel, während
Thauschwer all das Laub entfällt.

Lächelnd sieht herab zur Erde
Dort die Sonne, strahlend lind,
Wie die liebevolle Mutter
Auf ihr leisentschlummert Kind.

Und fürwahr, die Erde schlummert
Blos im Herbst, doch stirbt sie nicht,
Schlaf nur ist es und nicht Krankheit,
Was ihr trübt das Augenlicht.

All die schönen Kleider hat sie
  Emsig still von sich gethan; —
Wenn ihr Morgen tagt, der Frühling,
  Zieht sie sie schon wieder an!

Schlafe denn, Natur, du schöne,
  Schlafe bis der Morgen tagt,
Und dir träume, was dir lieb ist,
  Was geheim dein Herz dir sagt.

Mit der Fingerspitze lock' ich
  Aus der Laute nur den Klang,
Als einschläfernd Lied ertöne
  Mein so stillverhaltner Sang.

Setze dich zu mir her, Liebste!
  Horche wortlos meinem Lied,
Bis es sich — wie über'n See hin
  Flüsternd ein Zephyr — verzieht.

Küssest du, so drück' den Kuß mir
  Auf die Lippen leise nur,
Daß wir aus dem Traum nicht wecken
  Die entschlummerte Natur!

17.

In Erdöd.

1848.

Elpusztuló kert ott a vár alatt ....

Unter jener Burg ein wüster Garten liegt,
Ueber'm Garten doch die Burg verwittert raget;
Fahl des Herbstes Nebel sich auf beiden wiegt,
Schwebend über beide die Erinnrung klaget!

Beide mahnen mich, was einst das Vaterland
Hier verlor, was hier mein Herz gewann im Siege:
Todter Helden Grab die Burg auf hoher Wand,
Doch der Garten ist lebend'ger Liebe Wiege.

Hier hab' ich gewiegt im Arm sie und gekost,
Hier umarmte ich mein Täubchen, ja hier unten,
Während oben Adler einst gehaust, getost
Und statt Lippen sich berührt Geschütz und Lunten.

Kommt wol je, o Garten! Jemand noch hierher
Schreitend unter diesen Bäumen liebentzücket?
Kommt wol je, o Veste! Jemand her noch, der
Heil'ger Ehrfurcht voll nach deinen Zinnen blicket?

18.

Mannheit.

1848.

Itt benn vagyok a férfikor nyarában . . . .

Ich bin bereits nun in der Mannheit Sommer,
Und der entschwundne Lenz der Jünglingszeit
Nahm mit sich all die vielen schönen Blumen —
Die Träume — die er hatte im Geleit;
Er nahm mit sich der Lerchen Liederfülle,
Die mich erweckt beim rothen Morgenschein —
Wie dunkel würde Welt mir sein und Leben,
O wärest, heller Engel, du nicht mein!

Vom Himmel ist der rothe Strahl entflogen,
Die Sangesvögel von der Erde fort,
Im leeren Nest braust nun der wilde Sturmwind,
Der Zephyr weinet traurig um den Ort;
Nicht säuselt mehr in meiner Phantasie-Au,
Das Laub, es knistert schon, der Herbst zieht ein —
Wie dunkel würde Welt mir sein und Leben,
O wärest, heller Engel, du nicht mein!

Den goldnen Frührothstern verlor der Himmel,
 Den Silberthau die Erde nun für mich;
Die unbarmherzige Hand der Wirklichkeiten
 Riß sie herab, dafür sie zeichnend sich;
Bereits umwölkt es sich, es herrscht die Schwüle,
 Der Sorgen dicke Luft drückt mich voll Pein —
Wie dunkel würde Welt mir sein und Leben,
 O wärest, heller Engel, du nicht mein!

Hinfloß einst zwischen kühnromant'schen Felsen
 Ein Zauberbach, deſſ' Murmeln süß erklang;
Der Ruhmessehnsucht Bach! Wie oft berauschte
 Ich selig mich aus ihm im Jugenddrang!
Er fließt noch heut, doch trinke ihn ein Andrer,
 Ich dürste nimmer nach des Ruhmes Schein —
Wie dunkel würde Welt mir sein und Leben,
 O wärest, heller Engel, du nicht mein!

Wenn ich von mir mich wende und als Bürger
 Im Geiste überschau' die Heimatflur,
Seh' einen Rest ich, der im Mark verdorben,
 Ein untergehend Volk erblick' ich nur;
Es zuckt mein Arm, mein Herz pocht, — doch was frommt es?
 Ich kann nichts thun, als weinen noch allein —
Wie dunkel würde Welt mir sein und Leben,
 O wärest, heller Engel, du nicht mein!

O, liebe mich darum wie ich dich liebe,
So brünstig, flammend und so grenzenlos!
Den warmen Glanz laß auf mich niederströmen,
Der dir ins Herz von Gottes Antlitz floß.
O, dies dein Herz ist in der Welt mein Alles:
Tags meine Sonne, Nachts mein Sternenschein! —
Wie dunkel würde Welt mir sein und Leben,
O wärest, heller Engel, du nicht mein!

19.

Bei der Geburt eines Sohnes.

1848.

Ide, ide fiamat kezembe ....

Gib mir in den Arm mein Söhnchen, gib doch,
Will ans Herz es pressen, schluchzend leis;
Neugeboren fühl' ich selbst mich, trieb doch
Nun mein Lebensbaum ein junges Reis!

Sei gegrüßt, du Aestchen meiner Seele!
Süßer Sproß, des Hauses neues Glied!
Und mit deines Weinens Ton vermähle
Ich mein jubelvolles Freudenlied.

Winz'ger Schatz! Wie schaue ich voll Sehnen
Ins Gesichtchen dir, mein liebster Sohn!
Braucht es eines Priesters noch? Mit Thränen
Sel'ger Wonne taufe ich dich schon!

Und ich werde noch zum Sternendeuter;
Mir betrachtend dieses Sternelein,
Forsch' ich in den Zügen, was in weiter
Zukunft ihm bestimmt mag sein?

Nur den blühnden Baum der Hoffnung glaube
Ich dem Stern durch seinen Glanz bestimmt;
Sei er nur dem Frühreif nicht zum Raube,
Der ihm alle seine Blüten nimmt!

Tod, o Tod, du wirst den Baum nicht spalten
Vor der Zeit mit unbarmherz'ger Hand!
Nicht für mich — das mag zurück dich halten! —
Ich erzieh' ihn für das Vaterland.

Und nicht wahr, nicht wahr, mein Söhnchen! Machten
Mich die Jahre schwach, bist du Ersatz?
Mich zu übertreffen wirst du trachten,
Oder doch ausfüllen meinen Platz?

Spreche man an meinem Grabesrande:
„Wol, er starb und ging hinüber schon,
„Doch zum Schaden nicht dem Vaterlande,
„Denn sein Geist lebt fort in seinem Sohn!“

20.

Wie soll ich dich nur nennen?

1848.

Minek nevezzelek . . . .

Wie soll ich dich nur nennen,
Wenn bei des Spätroths Dämmergrauen
Bewundernd meine Augen schauen
In deiner Augen Abendsterne,
In die ich blicke, ach! so gerne,
Da jeder Strahl ein Bach von Liebe,
Der sich im urgewalt'gen Triebe
Wie von dem Fels die Quelle schießet,
In meiner Seele Meer ergießet —
Wie soll ich dich nur nennen?

Wie soll ich dich nur nennen,
Trifft mich dein Blick, die sanfte Taube,
An welcher, rein vom ird'schen Staube,
Wol jede Feder, jede Flaume
Ein Oelzweig ist vom Friedensbaume,

Und die so mild berührt, da weicher
Als Seide sie, da wonnereicher
Die Rast, wenn ich an sie mich schmiege,
Als auf dem Kissen einer Wiege —
Wie soll ich dich nur nennen?

Wie soll ich dich nur nennen,
Tönt deiner Stimme Wohlklangsfülle,
Bei der, trotz ihrer Eiseshülle,
Ach, könnten doch die Winterbäume
Sie hören, rasch in frische Keime
Aufschießen würden und ergrünen,
Im Wahn, der Lenz sei nun erschienen,
Der ihnen Freiheit bringt hernieder,
Singt doch die Nachtigall schon wieder —
Wie soll ich dich nur nennen?

Wie soll ich dich nur nennen,
Wenn meine Lippen Wonne nippen
Von den Rubinen deiner Lippen,
Und süß im Kuß zusammenfließen
Die Seelen, wie in Eins sich gießen
Der Tag, die Nacht im Morgenrothe,
Und vor mir Welt und Zeitgebote
In stiller Seligkeit versinken,
Wenn unsre Seelen Wonne trinken —
Wie soll ich dich nur nennen?

Wie soll ich dich nur nennen,
Zur Mutter meines Glücks Erkorne,
Du, einer Phantasie Geborne,
Die in den Himmel eingebrochen!
Du kühnster Hoffnung, je gesprochen,
Beschämend strahlende Wirklichkeit nun!
Du meiner Seele, die gefeit nun,
Alleinz'ger Schatz, jedoch aufwiegend
Die Welt, wär' sie zu Fuß mir liegend! —
Wie soll ich dich nur nennen?

21.

Drei Vögel.

1848.

Három madár van, a kit szeretek . . . .

Drei Vögel kenne ich, die auf der Welt
Das Liebste mir, die mir bisher gefehlt.
O wäre doch so mächtig mein Gesang
Als ich sie liebe im gewalt'gen Drang,
Als sie mir Segen, Glück und Lebenslust
Gebracht in die beinah erstorbne Brust!

Ein Meischen ist das erste Vögelein,
Des Winters Kälte macht ihm keine Pein,
Noch daß ein Sturm die Laune ihm bezwingt,
Im Winter wie im Sturm es lustig singt,
Auf dürrem Ast selbst hüpft das heitre Ding,
Wie sich auf Blumen wiegt ein Schmetterling.
Es hüpft so absichtslos gleich einem Kind,
Ist hier und dort und dort und hier geschwind;
Kaum folgt das Aug' ihm, wie in Luft es sprüht —
Dies Meischen ist, Geliebte, dein Gemüth.

Der zweite Vogel gleicht der Nachtigall,
Versteckt im Dämmer hinter'm Blätterwall;
Es sieht sie Niemand, Keinem sieht auch sie,
Ihr Nest ist ihre Welt, mehr sehnt sie nie;
Sie singt darin und singet sie so traut,
Verstummt im Abendrothe jeder Laut,
Auf daß gestört nicht sei ihr Wundersang;
Und Erd' und Himmel lauschen jenem Klang,
Der wundervoll dem Sphärenklang verwandt,
Wie er uns blos in schönsten Träumen schwant;
Ein Leid durch jeden Ton begraben wird,
Und neue Freude jeder Ton gebiert,
Da jeder heilige Liebe, frei von Schmerz —
Die Nachtigall, Geliebte, ist dein Herz!

Der dritte Vogel ist ein junger Aar,
Er schwingt sich hoch empor ins Blau so klar,
Haust mit dem Blitz in einer Region,
Und wirft den Blick kühn nach der Sonne Thron;
Er schlummert einsam, wenn es ruhige Zeit,
Doch wenn der Sturm erwacht, erwacht erfreut
Der Aar auch aus dem Sinnen und er schmiegt
Sich in den Arm des Sturms, der froh ihn wiegt,
Und tragen läßt er sich, der Adlersproß,
Wie einen Reiter trägt das flinke Roß,
Verwegen, blitzgeschwind, des Bangens bar —
Und deine Seele, Weib, ist dieser Aar!

Ein Kind ist dein Gemüth, dein Herz ein Weib,
Und deine Seele Mann im selben Leib!
Ich weiß nicht, fodert die Vereinigung
Mehr Liebe oder mehr Bewunderung!

XI.

Rhapsodien.

Doch ruht auch dann nicht meine
  Gewaltige Phantasie,
Dem letzten Kranz der Sterne
  Strebt zu sie, rastet nie;
Und dort, wo schon zu Ende
  Wol Gottes Welt bestellt,
Erschaffet ihre Allmacht
  Sich eine neue Welt!

Vorbemerkungen.

Peter Vajda (spr.: Wa-i-da), geboren 1808 im Bakonyerwalde, als Sohn armer Bauern, lutherisch, studirte Medicin, wurde aber 1832 seiner freien Ansichten wegen nicht zum Rigorosum zugelassen und dadurch in die Literatur geworfen. Er machte nun viele Fußreisen in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Belgien, trat in Verbindung mit dem leipziger Buchhändler Otto Wigand, kehrte nach Ungarn zurück und wurde 1840 Akademiemitglied; jedoch von allen Professuren zurückgewiesen, ging er endlich 1843 als Professor der Naturwissenschaften nach Szarvas, wo er bald zu großem Rufe gelangte, die Jugend enthusiastisch an sich heranzog und plötzlich 1846 starb. Sein Hauptbestreben ging darauf aus, auch in Ungarn den Sinn für Naturwissenschaften zu erregen und er war überhaupt mehr Pädagog als Dichter oder Schriftsteller von Profession, dabei in seinen politischen wie socialen Ansichten europäisch frei und nirgend national befangen. Er schrieb überaus viel, zum großen Theil im literarischen Frohndienste; doch besonders zu erwähnen sind seine Uebersetzungen Shakspeare's und Cuvier's, seine ungarische Grammatik, der anonym erschienene Roman „Tarczay Bende" (1834) und die Gesammtausgabe seiner Dichtungen in „fliegender Prosa", meist die Natur besingend, betitelt: „Liederheimat" (4 Bde., Pest 1839—43). Er war seit 1836 verheirathet

1.

Mein Kummer und meine Freude.

1845.

Nincsen olly bú . . . .

Kein Kummer gleichet meinem trüben Sinn,
O, wenn ich traurig bin!
Denn eine Löwenhöhle ist dann meine Brust,
Und ach! mein Herz das Lamm in ihr;
Die Löwen, sie zerfleischen in der Gier,
Zerreissen in der Mordelust
Das arme Lamm und trinken dessen Blut
Und schlürfen dessen Mark in ihres Hungers Wuth!

Es gibt jedoch auch keine Freude,
Die gleichet meinem frohen Sinn;
O, wenn ich heiter bin!
O, wenn ich frei vom Leide!
Ein Eden ist dann meine Brust, die kummerlose,
Und drin mein Herz des Paradieses Rose.
Mit bunten Faltern und mit Sonnenstrahlen
Spielt diese Rose, die sie goldiglich ummalen.

Und es umsinget sie die Nachtigall
Und leise naht ein Engel bei dem Liederschall
Und pflückt die Rose, und zuvor
Durchduftend sie mit Küssen, steckt in Lust
Er sich die Rose an die Brust
Und schwingt mit ihr gen Himmel sich empor!

2.

Meine Phantasie.

1845.

Még mit nem mondanak . . . .

Ei, was sie Alles sagen!
  Daß meine Phantasie
Nur niedrig könne fliegen,
  Doch auf zur Höhe nie!
Hinzieht sie wol am Boden
  Wenn es mich also freut,
Sogar noch in die Erde
  Schlüpft sie zu mancher Zeit.
Durchforschend steigt sie öfter
  Bis in den tiefsten Schlund
Des allertiefsten Meeres,
  Bis auf den Herzensgrund.
Doch, wenn ich ihr dann sage:
  „Zur Höh' empor!“ so schwingt
Sie hoch sich in die Lüfte
  Der Lerche gleich und singt.
Und wenn ich dann sie sporne:
  „Noch höher, Phantasie!“
Da jagt sie alle Adler
  Vor sich her ohne Müh';

Die Adler, sie ermüden,
 Doch sie wird nimmer müd',
Und mit der höchsten Wolke
 Die gleiche Bahn sie zieht.
Doch bleibt der hohen Wolke
 Nicht lang' sie beigesellt,
Sie bricht in Einem Zuge
 Empor zum Himmelszelt;
Und herrscht am Himmel eben
 Auch Sonnenfinsterniß,
So huscht an dunkler Sonne
 Vorbei sie, zielgewiß,
Huscht an der Sonn' vorüber,
 Wirft einen Blick ihr zu:
Und neu entsteht der Sonne
 Verlorne Pracht im Nu!
Doch ruht auch dann nicht meine
 Gewaltige Phantasie,
Dem letzten Kranz der Sterne
 Strebt zu sie, rastet nie,
Und dort, wo schon zu Ende
 Wol Gottes Welt bestellt,
Erschaffet ihre Allmacht
 Sich eine neue Welt!

3.

Beim Tode von Peter Vajda.

1846.

Oh természet, midőn alunni mentél . . .

Natur! o, als du gingst zur Ruh, gelinde,
Entschlummernd an des letzten Herbstes Schluß, vom Throne
Der Erde steigend, nahmst du Abschied wol von deinem Kinde,
Von deinem treuesten Sohne,
Von ihm? Und nahmt ihr Abschied, hast hierbei
Geahnet du, daß dies ein letzter Abschied sei?
Natur! du schläfst den Winterschlaf, gehüllt in schneeigen Flaum;
Du schläfst — und ahnet dir bereits im Traum,
Von jenem Kummer, der so wehmuthsvoll,
Der am Erwachungsmorgen dich erschrecken soll?
Du wirst erwachen, wenn der Lenz erwacht im Ried,
Und singen wird die Nachtigall ihr schönstes Lied
Zur Feier deines Auferstehungstages;
Und doch war ehmals Einer, der viel helleren Schlages

Als selbst die Nachtigall gefeiert deine Wiederkehr.
Du blickst um dich dann, fragen wirst du bang und schwer:
Wo weilt mein erster Sänger? Kommt er nicht zum
Hain?
Die Antwort wird ein Grabeshügel sein.
O trage Sorge für dies Grab, Natur,
Dein treuester Sohn ruht drin, o trage nur
Drum Sorge, pflanze drauf als Dank
Die schönsten deiner Blumen, grünendes Gerank;
Denn dieses Land hat keine milde Hand,
Zu üben Dank, wo du dich abgewandt!
Denn hier zu Land zerwühlt der rauhe Wind
Auf manchem würdigen Grab, hinsausend fluggeschwind
Den Dornenstrauch, ach, der Vergessenheit!
Ha, oder sage Heimat, eine frühere Zeit
Betreffe diese Anklag' nur, nicht deine Gegenwart.
O sage, daß in deinem Herzen, das nun besserer Art,
Ein Plätzchen offen der Erinnrung an ihn!
Oder ist jener würdig nicht, daß ihn mit treuem Sinn
Die Heimat stets im Herzen trage, der so treu
Das Vaterland im eignen Busen trug?
O, weiht Erinnrung ihm, denn er verdient sie ja mit Fug,
Und geht zu seinem Grabe ihr, so sei
Darauf geweinet eine Thräne, er ist werth
Solch einer Thräne, denn er hat zumalen
Wol aufgetrocknet viele Thränen, sie verzehrt
Durch seiner warmen Seele linde Strahlen.
Und während ihr in ihm beweinet euern Sänger,
Da mögen meine Thränen fließen noch viel bänger

Um jenen Heldenmann der Unabhängigkeit,
Der in so tiefgeneigter und gebeugter Zeit
Gelernet nie das Knie zu beugen,
Der lieber hingelegt sein Haupt im starren Schweigen,
Ha! auf den Felsstein freier Armuth, die er nie gescheut,
Statt auf das sammtne Ruhbett der Abhängigkeit.
Bewein' in dir, entschlafner Mann, beweine nur
Das treueste ihrer Kinder die Natur,
Beweine seinen Sänger unser Vaterland in dir;
Doch meine Thränen sind die bitterlichsten schier,
Denn ich beweine ja in dir für alle Zeit
Den Helden, ach, der Unabhängigkeit!

4.

Der Wahnsinnige.

1846.

— — — — Mit háborgattok? . . . .

Was stört ihr mich, was wollet ihr?
Schnell, hebt euch weg von mir!
In großer Arbeit bin ich, eile sehr,
Ich flechte eine Geißel, eine Flammengeißel mir, seht her,
Aus Sonnenstrahlen flecht' ich sie, bin emsig dran,
Mit ihr will ich die Welt durchpeitschen dann!
Sie werden heulen wol, ich aber lach' dazu, ja, ja,
Wie sie gelacht, als ich geheult einst. Hahaha!
Denn derart ist das Leben, dieses irdische Weilen:
Nur lachen oder heulen!
Der Tod doch ruft dazwischen jäh: Nun still!
Auch ich war einst gestorben schon,
Es gossen mir voll Hohn
Ins Wasser Jene Gift hinein,
Die oft getrunken meinen Wein,
Die mich umjauchzet, mich umlärmt so schrill.

Und meine Mörder, nun, was thaten sie in aller
Eile,
Um zu verschleiern ihre grause That?
Sie warfen über mich sich hin mit Wehgeheule
Und weinten laut und härmeten sich bleich.
O, gerne wäre ich emporgesprungen gleich,
Um ihnen ihre Nasen abzubeißen;
Doch biß ich sie nicht ab, ich wußte bessern Rath:
Ich ließ sie immerfort so gleißen,
Und dachte mir, habt Nasen nur und riecht,
Wenn ich verwese und erstickt dran. Hahaha!
Jedoch, wohin begrub man mich? Nach Afrika.
Das war mein Glück, sonst wär' ich elend hinge-
siecht;
Doch eine der Hyänen grub mich aus voll Gier.
Mein einziger Wohlthäter war dies Thier
Und ich betrog es doch, ich hatt' es gut bemessen,
Es wollte wol mein Fleisch nur fressen,
Ich aber warf ihm hin mein Herz, das ingrimm-
angesteckte,
Und dieses war so bitter, daß es drob verreckte.
Seht! Hahaha!
Vergeblich! Jedem geht es derart ja,
Der Menschen Gutes thut. Was ist der Mensch denn,
wie?
Man sagt: die Wurzel einer Blume, die
Im Himmel oben ihre Blüten treibt.
Doch nein, das ist nicht wahr, wie ihr euch auch dagegen
sträubt;

Wol eine Blume ist der Mensch, doch deren Wurzel tief,
Tief unten in der Hölle hängt;
Dies lehrte mich ein Weiser, der nach Wahrheit lief
Und doch ein großer Narr blos war,
Denn er verhungerte, von Noth und Elend eingezwängt;
Was stahl er nicht, der Narr,
Was raubte er nicht? Hahaha!
Was aber lache ich gleich einem Narren da?
Ich sollte lieber weinen bitterlich und recht
Beweinen, daß die Welt, ach! gar so schlecht.
Gott hat mit seinen Wolkenaugen auch
Es oft beweint schon, daß er sie erschuf durch seinen Hauch.
Was aber nützen wol des Himmels Thränen ihr?
Sie fallen auf die Erde, auf die schmutzige Erde hier,
Wo sie des Menschen Fuß zertritt,
Und aus des Himmels Thränen wird blos — Koth!
Koth! Hahaha!
O Himmel, Himmel! Du Soldat, der ausgedient, sieh da,
Dein Ehrenzeichen ist die Sonne neben dir,
Und dein Gewand, voll Fetzen, ohne Zier,
Das sind die Wolken dort;
So schickte man den ausgedienten Krieger fort.
Sein Lohn für langen Dienst und treulichen Bestand
Ist nur ein Ehrenzeichen und ein lumpiges Gewand!
Und dies ist Alles? Hahaha!
Doch wisset ihr, die ihr der Weisheit doch so nah,
Was in der Menschensprache es wol heißt, gut ausgelegt,
Wenn eine Wachtel hell „Pitypalatty“ schlägt?

Es heißet: Meide jedes Weib! Entfliehe ihrem Bann!
Das Weib, es zieht an sich den Mann,
Wie einen Strom anzieht das Meer.
Warum? Um aufzusaugen ihn, bis seine Seele leer.
Es ist ein wundervoll Geschöpf das Weib,
Ein blühnder Garten ihre Seele und ihr Leib,
Schön, doch verderblich auch, wie es sich eben trifft:
Im goldenen Pokale — Gift!
O Liebe! Liebeslust! ich habe dich getrunken,
Und bin in Wonnen hingesunken!
Dreiviertel eines Tropfens ist von dir wol süßer, köstlich, hehr,
Als völlig ein zu Honig umgewandelt Meer.
Doch ist verderblicher ein Drittel Tropfen auch zugleich,
Als ein zu Gift gewordnes Meer!
Und saht ihr schon das Meer, das weite Flutbereich?
Wenn es der Sturm beackert und darein umher
Den Todtensamen säet? Hahaha!
Wenn reif die Frucht, fällt sie vom Baume ja,
Und du, o Welt! bist eine reife Frucht,
Du biegst bereits dich unter deiner Wucht
Und fallen mußt du nunmehr doch.
Ich will bis morgen warten noch;
Wird aber nicht dein letzter Tag schon morgen sein,
So grabe ich mich in der Erde Mitte ein,
Schießpulver trage ich hinab mit mir
Und sprenge, ohne Mitleid mehr mit ihr,
Aus meiner sichern Schlucht, ja, ja,
Die Welt mir dann hoch in die Luft, haha!

5.

Nachtigallen und Lerchen.

1846.

Ugyan még meddig zengitek . . . .

Wie lang' noch singt ihr für und für,
Mondsüchtige Menschlein ihr,
Von alter Zeit, die längst schon die Vergänglichkeit
Mit ihren Wogen weggeschwemmt?
O wann wol nehmt
Ihr ab die Nester, die so traut
In unsre Burgruinen ihr gebaut,
Um zu wetteifern dort im Heulen
Mit Mauerfalken und mit Eulen?
O, wie gespenstig klingt doch solch ein Lied!
Und nimmer werden sie es müd';
Ihr Auge flammt, ertönt die Leier
Von der Begeisterung Feuer,
Und feucht von Thränen soll man es wol wähnen.
O, falsch ist die Begeisterung, feig sind die Thränen!
Nicht danken kann sie ihnen diese Zeit. —
Und wißt ihr denn, was ihr wol seid,

Die ihr mit Aechzen und voll Leid
Nur singet von Vergangenheit?
Ihr seid nicht mehr denn Leichenräuber,
Ja, Räuber todter Leiber!
Ihr wühlt aus ihrem Grab empor
Und bringt ans Tageslicht hervor
Die längstverweste Zeit,
Und seid bereit
Für Lorbern zu verschachern sie.
Durch mich sei nie
Beneidet dieser Kranz für solchen Fluch,
Denn Moder klebt daran und Grabgeruch!

Die Menschheit siecht dahin in Noth und Graus,
Die Erde ist ein großes Krankenhaus,
Die Seuche streckt fort aus die Krallen,
Und schon ein ganzes Reich, es ist gefallen
Zum Opfer ihr,
Und andre siechen dort und hier.
Und wer wol sagt, beim Anblick der Vergehung,
Wo finden Nationen Auferstehung?
Auf dieser oder in der andern Welt?
Ist ewig oder kurz nur der Schlaf im Todtenfeld?
Doch mitten in dem Jammer, nicht zu messen,
Wird wol der Himmel seiner Söhne nicht vergessen,
Und schickt uns einen Arzt, der auf dem Weg schon ist
Und sicher kommen wird in kurzer Frist,
Wenn eben unsre Henker nicht bemerken,
Daß er im Nahen schon, ein Richter ihren Werken. —

O, dein ist jedes Lied und jeder Klang,
Den meine Hand der Laute je entrang;
Du nur begeisterst mich, du bist mein Sehnen,
Dir weine ich so heiß all meine Thränen,
Und dich begrüßen meine Glutgedanken,
Der kranken,
Der siechen Menschheit Arzt, o Zukunft!

— — — — — — — —

Ihr aber, ihr verspätete Nachtsänger,
Flennt nur nicht länger!
O schweigt, nur Schmerzen gleißend,
Denn wäre auch so herzzerreißend
Und herzenheilend euer Lied
Wie Nachtigallensang im Ried:
Die Nachtigall singt bei der Tageswende,
Doch Mitternacht ist schon zu Ende,
Die Morgenröthe flammt durch's Feld,
Nun braucht die Welt
Nicht melanchol'schen Sang der Nachtigall —
Nun braucht sie schmetternd hellen Lerchenschall!

6.

Nur Ein Gedanke!

1846.

Egy gondolat bánt engemet . . . .

Nur Ein Gedanke plagt mich kummervoll:
Daß ich im Bett, auf Kissen sterben soll!
Hinwelkend wie die Blume, still verzagt,
An der geheim ein Wurm die Wurzel nagt;
Zerschmelzend langsam, wie das Licht vergeht,
Das einsam in der leeren Stube steht!

Gib solchen Tod mir nicht, mein Gott!
Nicht solchen Tod voll Hohn und Spott!
Sei ich ein Baum, durchzuckt vom Blitzesstrahl,
Oder den Sturm entwurzelte im Thal;
Sei ich ein Fels, der vom Gebirg herab
Sich donnernd niederstürzt ins tiefe Grab!

Wenn jedes Sklavenvolk, des Joches müd',
Vereint einst in das Feld zum Kampfe zieht,
Das Antlitz roth, die rothe Fahn' entrollt,
Und drauf das heilige Signal in Gold:

„Die Weltfreiheit!“
Und weit und breit
Nur diese Losung tönt vom Ost zum West,
Und die Tyrannen Kampf beginnen läßt,
Dann will ich fallen dort;
Auf jenem Feld der Schlacht sofort
Entfließe meines Herzens junges Blut,
Und hauche ich so aus das letzte Wort im freudigen Muth,
So mögen es verschlingen Schwertgeklirr,
Drometenton, Geschützesdonner, lärmend wirr.
Und über meinen Leichnam hin
Setz' im Galopp das Roß, zertretend ihn,
Wenn zum erfochtnen Sieg dahin man fliegt;
Laßt dort mich liegen, bis das Recht ersiegt,
Und meine Knochen man erst sammeln mag,
Wenn anberaumt der große Allbegräbnißtag,
Wo feierlich mit leisem Trauersang
Und mit umhüllter Fahne sich bewegt so bang
Der Zug, zu senken tief hinab
Die Helden all in ein gemeinsam Grab,
Die für dich starben, todtbereit,
Du heilige Weltfreiheit!

7.

Das Reich der Liebe.

1847.

Álmodtam a minap . . . .

Mir träumte unlängst wunderbar, —
Ich weiß nicht ob's im Schlafen oder Wachen war,
Ich weiß nur, daß geträumt ich habe.
Welch schöner Traum es war, welch eine Göttergabe!
Und, niederschreibend, was sich zeigte meinen Blicken,
Bebt mir die Hand noch — vor Entzücken!

Sacht schlendernd ging ich einen langen Weg dahin —
Doch nein, nicht schlendernd, nein, ich bin
Vielmehr gerannt gar eilig;
Denn wüst war rings die Gegend, so langweilig,
Durch die ich schritt, und so prosaisch war die Flur,
Daß jener Flur Bewohner nur
Prosaischer noch konnten sein,
So leidenschaftslos, so zufrieden sahen sie darein!
Ich eilte weiter, sputete mich höchlich,
Um ja so rasch als möglich
Tief hinter mir zu lassen diese Gegend
Und die Gesichter, Ekel nur erregend.

Und endlich kam ich an vor einem Zaun im flachen
Sand,
Auf dessen diamantnem Thor zu lesen stand
Mit Regenbogenlettern wie im Goldgetriebe:
„Das Reich der Liebe!“
Begierig folgte ich dem Winke,
Griff nach der Klinke,
Und öffnete die Thür und trat hinein.
Was sah ich? O, ein Anblick himmlisch schön und rein!
Es lag vor mir die wundervollste Gegend,
Wie Maler und wie Dichter, ihre Phantasie erregend,
Sie nur im Kunstrausch ahnen können,
Wie Gleiches Götter unsrer Erde nicht vergönnen
Und wie das Paradies wol einzig barg desgleichen.

Ein breites, blühndes Thal, geschaffen wie zum
Träumen,
Mit tausend Blumen und so großen Rosenbäumen
Als anderswo kaum sind die Eichen.
Inmitten rann ein Fluß dahin im sanften Gleiten,
Der stets zurück gleich kam von allen Seiten
Zum Ort, von dem er fortgeflossen war,
Als schmerzte ihn ein Scheiden, das für immerdar,
Von jenem herrlichen Revier,
Voll Duft und Farben und voll Blumenzier.
Der Sehraum rings war abgeschlossen
Von wildromantschen Felskolossen,
Um deren Scheitel, gleich den Lockenringen,
Frei flatternd goldne Wolken hingen.

Versunken, starrte ich die Gegend an zu meinen Füßen
Vergaß auch, hinter mir die Thür zu schließen,
Und stand so lange an der Schwelle,
Bis mich der Reiz des Bilds doch von der Stelle
Verlockte und ich näher trat dem blühnden Rund.
Ich ging durch einen Wiesengrund,
Wo ich viel junge Leute fand;
Ein Jeder doch geneigten Hauptes stand,
Und sah zu Boden, so, als suchte Jeder
Dort eine Nadel oder eine Feder.
Ich frug, was sie da suchten? „Gift'ge Kräuter!"
Gab Einer mir zur Antwort und er suchte weiter.
„Zu welchem Zweck doch?" glaubt' ich fragen noch zu dürfen. —
„Um auszupressen sie und ihren Saft zu schlürfen!"
Ich prallte ganz entsetzt zurück und eilte fort,
Und kam ermüdet dann zu jenem Ort,
Wo ich die Rosenbäume blühen sah,
Und setzte mich darunter, um zu ruhen da;
Doch als ich so gemächlich lag,
Sah ich, und wurde gleich aus Schreck ganz zag,
Knapp über mir im Blätterraume
Erhangen einen Jüngling an dem Baume!
Ich sprang empor und lief zum zweiten,
Zum dritten und zum vierten Baum, nach allen Seiten —
Ausruhen aber konnt' ich nirgend mich,
Denn überall ja zeigte ein Erhängter sich.
Nun lief dem Fluß ich zu, wollt' schiffen rasch hinüber,
Und dacht', das Reich der sel'gen Liebe läge gegenüber.

Ich sprang dann schnell in einen Kahn
Und ruderte gar emsig auf der Wogenbahn,
Jedoch mit zugemachten Augen, denn hervor
Trieb da und dort ein Leichnam aus dem Rohr,
Und gleich erschreckten Fröschen sprangen rings vom Strand
Jünglinge und auch Mädchen in das Wasser.

Gelangt zum andern Ufer, schaute ich in blasser
Entsetzensfurcht dasselbe Bild ringsum im Land!
Giftbecher und Erhenkte,
Stets überall, wohin den Blick ich lenkte!
Und von den Felsenspitzen
Sah Andre ich herab sich stürzen und verspritzen
Ihr Hirn und Blut und so sich selbst ermorden
An jenen blumigen Borden.
Ich rannte ringsumher verzweiflungsvoll,
Ich rannte ringsumher ganz scheu und toll;
Derselbe Anblick aber überall:
Selbstmord, Verzweiflungsangesichter, Fall um Fall!

Es lächelten dazu alleinig nur
Die wunderschöne blühnde Flur
Und jener blaue Himmel — diese lächelten dazu
In ewig gleicher, schöner Ruh!

8.

Homer und Ossian.

1847.

Hol vannak a hellenek és hol a czelták . . . .

Wo sind die Griechen? Und die Celten, wo?
Sie sind verschwunden so
Wie Städte, die in seiner Wuth
Verschlungen eines Meeres Flut.
Die Spitzen zweier Thürme blieben nur
Allein noch über'm Wasser, ihre letzte Spur.
Die beiden Thurmesspitzen sind, aufragend himmelan:
Homer und Ossian.
Der Eine war ein Bettler, doch ein Glied
Aus hohem Königsstamm der Andre. Welch ein Unterschied!
Sie glichen sich jedoch in Einem Angebind:
Es waren Beide blind!
Hat sie des Sehvermögens wol beraubt
Das Feuer ihrer Seelen, das durchglüht ihr Haupt?
Ach, oder büßten ihrer Augen Licht sie ein
Durch ihres eignen Ruhmes Wiederschein?

Es waren hehre Geister! Wenn mit ihrer Zauberhand
Sie nur berührt die Laute, so entstand
Wie wol auf Gottes Wort gleich eine neue Welt,
Die vor den Menschen sie mit Zauberallmacht hingestellt,
Und die bewundrungswürdig schön entsproß,
Und so bewunderuswürdig hehr und groß!
Hört ihr Homer?
In seinem Liede ist der Himmel ringsumher
Das ewige Lächeln einer stillen Freude nur,
Aus dem des Morgenrothes Purpur, leuchtend durch die Flur,
Sowie des Mittags goldner Sonnenstrahl
Herniedergleiten gleich geschmolznem Stahl,
Auf jenes Meeres blonde Wogen und hinein
In grüner Inseln dunkeln Hain,
Wo mit dem menschlichen Geschlecht die Götter in geweihtem Triebe
Süß spielen deine Spiele, perlenhafte Liebe!
Und dort, erseht ihr Ossian?
Dort, auf des Nordmeers ewig nebelvollem Uferplan
Läßt in die formenlose Nacht er dumpf sein Lied erdröhnen,
Auf jenem Fels, vereinet mit des Sturmes wildem Stöhnen,
Und jener Mond, er steigt empor dort aus der Flut
Gleich einer niedergehnden Sonne — roth wie Blut,
Und er verhüllt mit grausem Glanz auf Meilen
Die Wildniß, wo gleich Eulen

Die trüben Geister der im Feld der Schlacht
Gefallne Helden hausen, in gespenstiger Pracht.
O, Alles, was nur licht und sprühend,
Und Alles, was nur blühend,
Es liegt in deinem Liede, Bettlergreis, Homer!
Und Alles, was da grausiges Gefunkel,
Was fahl, was nebelhaft, was dunkel,
Schallt, Königsenkel Ossian, aus deinem Liede her!
Auf! singt nur fort, singt freier stets und freier,
Schlagt eure Laute, eure göttlichhehre Leier,
Homer und Ossian!
Es kommen Jahre noch auf Jahre wol heran
Zu Hunderten und Tausenden; zertreten werden
Sie unbarmherzig Alles hier auf Erden.
Vor ihnen werdet ihr nur heilig sein,
Sie hauchen gelben Tod auf Alles, Groß und Klein, —
Auf euern Greisenhäuptern nur wird ewig grün
Der Kranz verbleiben, ewig blühn!

XII.

Wolken.

Vermischte Gedichte.

Wolken gleich am Sommerhimmel
Mich Gefühle oft durchziehen,
Licht und Dunkel im Gewimmel;
Keines aber bleibt — sie fliehen!
Doch, wohin wol und von wannen?
Ahn' ich nicht im innern Streit;
Bringt sie doch und weht von dannen
Jener alte Wind — die Zeit!

1.

In der Heimat.

1842.

Arany kalászszal ékes rónaság ....

O Ebne, die im Aehrengold hier liegt,
Darüber bunt die Délibáb sich wiegt,
Im Zauberspiel umzitternd ihren Thron —
Kennst du mich noch? — O, kenne deinen Sohn!

Es ist wol lang', seit ich im Schatten dort
Der Pappeln ruhte, an dem trauten Ort,
Und über mir hin durch die Herbstluft flog
Ein Kranichschwarm, der wie ein V sich bog.

Seit auf des Vaterhauses Schwelle, ach!
Gebrochnen Tons mein Scheidewort ich sprach!
Der Mutter Segensspruch, als schied der Sohn —
Fortwehten ihn die Winde schon!

Manch neues Jahr stieg wol seitdem empor,
Und manches auch sein Leben schon verlor;
Und auf dem Wagen wechselvollen Glücks
Durchzog die Welt ich, immer offnen Blicks.

Des Lebens Schule ist die große Welt;
Viel Schweiß vergoß ich schon auf jenem Feld,
Wo voll von Schollen und so hart der Weg,
Und wo an Gruben reich ein jeder Steg!

Dies weiß ich wol — und mehr als Andre ich!
Denn die Erfahrung hat mit Wehmuth mich
Gequält, den sie im dunkeln Becher bot,
Daß ich getrunken lieber noch den Tod!

Den Kummer doch, die lange Qual, den Groll,
Von denen oft mein Herz zum Springen schwoll,
Wie das Gedächtniß Dessen, was verletzt,
Verwischt der heiligen Freude Thräne jetzt!

Denn hier, wo ich im Wieglein lag so warm,
Die Milch einst sog, geschützt im Mutterarm,
Da lächeln in der theuern Heimat hier
Nun wieder frohe, freie Tage mir!

2.

Die erste Rolle.

1842.

Szinészszé lettem. Megkapám . . . .

Schauspieler ward ich, und bekam denn
Die erste Rolle.
Ich hatte gleich beim ersten Auftritt
Zu lachen tolle!

Ich habe auf der Bühne herzlichst
Versucht zu lachen,
Ich wußt', genug wird noch das Schicksal
Mich weinen machen!

3.

In der Wildniß.

1842.

Éj leng alá a mély vadonra ....

Es ruht die Nacht auf tiefer Wildniß,
Der Weg führt rechts und links hinein;
Umher denn irren meine Schritte —
Wer wird mir sichrer Führer sein?

Hoch über mir am Himmelsbogen
Da glänzen Sterne hell im Blau;
Doch wird mein Weg sein Ziel wol finden,
Wenn ihrem Strahle ich vertrau'?

Das Mädchenaug' strahlt gleich den Sternen,
Nur tausendfältig heller noch;
Und glaubte je ich solchen Augen,
Fand ich mich stets betrogen doch!

4.

Meine Braut.

1843.

Istenem, be várva várom ....

O mein Gott, wie brünstig harr' ich
  Jener Stunde, wo die Braut,
Die bestimmt für mich das Schicksal,
  In dem Arm mir liegt so traut!

Und wie mag wol aussehn Jene,
  Die mein Liebchen werden soll?
Dies zu wissen ist mein Sehnen,
  Und von Neugier bin ich voll.

Wird sie braun sein? Wird sie blond sein?
  Schwarz ihr Auge oder blau?
Aufwärtsragend wie die Ceder
  Oder kugelrund von Bau?

Blond ist schön und braun nicht minder,
Schön sind Beide, sind sie schön;
Aber erst, wenn Herzensgüte
Diese Reize mag erhöhn!

Gib mir, Gott, nur eine solche!
Gleich dann ist's — wird gut sie sein —
Ob sie blond, ob sie brünett ist,
Ob sie groß nun oder klein!

5.

Betrachtung.

1843.

Jó Petöfi, te nem féhetsz ....

Guter Petöfi, nicht bange,
Daß dir von dem Schwergewicht
All des Glückes und des Segens
Je das Schulterblatt noch bricht!

Denn das Glück, es gab in Allem
Diese Leier und ein Lied,
Das aus ihr bei Lust und Leiden
Lockt im Spiele mein Gemüth.

Spräche aber plötzlich eine
Zauberstimme so zu mir:
„Nun, mein Sohn, ich bin bei Laune,
„Was du willst, gewähr' ich dir!

„Willst du, gern sei dir verliehen
„Aller Zauber, aller Reiz,
„Den du sehnst für deine Lieder,
„Sprich! Und fern sei jeder Geiz.

„Willst du Ruhm? Zum Lorber werde
„Jeder Ton, der dir geglückt,
„Bis der Kranz dich des Petrarca,
„Dir die Stirn beschattend, schmückt.

— Denn Petrarca und Petöfi
Sind sich so schon halb verwandt!
Könnten sich darum auch theilen
In des Lorberreises Band. —

„Willst du Schätze, soll zur Perle
„Jedes Lied sich wandeln dir,
„Daß die Sporen und die Knöpfe
„Selbst geschmückt mit Perlenzier!“

Guter Bursche, welche Antwort
Gäbst du denn, o sprich geschwind!
Kenne deines Herzens Pips schon,
Weiß woher wol bläst der Wind;

Würdest sicher Antwort geben:
«Schön ist Ruhm und Schätze gut,
«Daß ich ihrer nicht begehrte
«Liegt mir wahrlich nicht im Blut!

«Wenn ein Tausendkünstler aber
«Freie Wahl mir zugedacht,
«— Ueber Ruhm und über Schätze
«Gibt es eine schönre Macht;

«Wie die Sterne hoch am Himmel
«Stetig hangen, hange ich
«Nur an einem einzigen Wunsche,
«Sehne darnach ewig mich!» —

«Dann verleih er Vogelleim mir,
«Aber ohne allen Scherz!
«Und er lasse dann mich fangen
«Mit dem Leim ein Mädchenherz!»

6.

Zahn für Zahn.

1843.

Jaj a hátam, jaj a hátam . . . .

Weh, mein Rücken! Weh, mein Rücken,
Der ist hin!
Ausgestäubt hat mir der Nachbar
Tüchtig ihn.
Sei verflucht der Kirschastknorren
Alle Zeit,
Hejh, mit dem er mich so heidnisch
Durchgebläut!

Warum habt ihr einen Garten
Und darin
Birnenbäume? Und was schuf denn
Gottes Sinn
Birnen drauf? Die Birnen selber
Lockten mich, —
Konnte widerstehen ihrem
Locken ich?

Wollte über'n Zaun hübsch klettern,
Fiel jedoch
Gleich hinüber, Milz und Leber
Schmerzen noch.
Und genug nicht: als der Nachbar
Mich erwischt,
Wurde mir erst noch das Beste
Aufgetischt!

O mein Schöpfer, was erlebt' ich
Diesen Tag!
Jeder Knochen hat geklappert
Schlag für Schlag!
„Hier, eins, zwei und drei!“ er zählte
Es mit Fleiß,
Und wieviel mag wissen, welcher
Alles weiß!

Nur der Mond war gegenwärtig,
Sah uns zu:
„Hejh, Freund Nachbar, sage nur, was
„Treibest du?“
Und vor's Aug' zog er die Wolken
Traurig sehr,
Und der gute Mond, aus Mitleid
Weinte er.

Er allein nur hat geweint nicht,
    Wahrlich nein!
„Dreifach ist der Tanz!“ so sprach er,
    Geigte drein;
Mir am Rücken hat gegeigt er
    Mit dem Stock,
Mir erging es bitterböse
    Ohne Rock!

Doch schon gut! Ich schlafe aus dies
    Misgeschick,
Ihr bekommt die Anleih' aber
    Noch zurück!
Wissen schon, was an der Stunde,
    Thut nicht stolz,
Ihr auch habt gelegt aufs Feuer
    Nasses Holz!

Ei, was schleicht an unser Fenster
    Abends Ihr?
Habe wahrgenommen, was Ihr
    Treibet hier!
In des Andern Aug' den Splitter
    Seht Ihr gleich,
Doch den Balken nicht, der sitzt im
    Auge Euch!

Führt ja selbst nicht beſſre Leinwand
Im Gebrauch,
Schlugt für Diebstahl mich — und stehlet
Selber auch.
Stehlet auch, stehlt Küſſe bei der
Schweſter mein,
Während in der Bibel liest mein
Mütterlein!

Setzt zu unſerm Fenſter nochmals
Euern Fuß,
Und ich wette, daß Ihr nimmer
Habt Genuß;
Denn die Mutter weck' ich, oder,
Nachbar Tropf!
Gieß' Euch einen Eimer Waſſer
Ueber'n Kopf!

7.

Auf dem Wasser.

1844.

Beszélgetnek sajkámmal . . . .

Mit meinem Kahne plaudern
 Die Wellen im Geblitze;
Ich rudre, daß ich tüchtig
 Am ganzen Leib schon schwitze.

O, schautest du mich, Mutter,
 Ich weiß, du riefest bebend:
„Mein Gott! Schlägt um das Schifflein,
 „Entkommst du nimmer lebend!“

Wenn du mich, Vater, schautest,
 Es würde sicher heißen:
„Der Teufel muß ihn reiten,
 „Die Kleider zu zerreissen!“

8.

Ein Vorsatz, der in Rauch aufging.

1844.

Egész uton haza felé . . . .

Auf ganzem Weg nach Hause zu,
Ließ in Gedanken ich mich ein,
Wie ich, da ich es lang' nicht sah,
Begrüßen sollt mein Mütterlein.

Was ich zuerst wol sagen soll
Des Lieblichen und Süßen ihr,
Wenn sie, in dem ich lag als Kind,
Ausbreitet ihren Arm nach mir.

Ein herrliches Gedankenheer
Mir durch den regen Sinn wol zog;
Die Zeit schien stille mir zu stehn,
Obgleich der Wagen rastlos flog.

Und in das Stübchen stürze ich,
Die Mutter an den Hals mir fliegt —
Ich hing an ihrem Munde — stumm! —
So wie die Frucht am Baum sich wiegt!

9.

Schwarzes Brot.

1844.

Miért aggódol, lelkem jó anyám . . . .

Was bangst du, süße gute Mutter?
Daß schwarz dein Brot, das macht dir Noth?
Wol möglich, daß, wenn er daheim nicht,
Dein Sohn verzehrt ein weißeres Brot.

Was aber thut's! Sei schwarz wie immer
Dein Brot, das hat mich nie geschreckt;
Denn auswärts schmeckt so gut kein weißes,
Als schwarzes Brot daheim mir schmeckt!

10.

Ein Abend daheim.

1844.

Borozgatánk apámmal . . . .

Mit dem Vater trank ich Rothwein,
Und der Alte ließ ihn regnen!
Ja, und diesmal, mir zuliebe —
Doch, es möge Gott ihn segnen!

Lang' schon war ich nicht daheim mehr,
Hat mich lange nicht gesehen;
Recht gealtert ist der Arme —
Wie die Zeiten doch vergehen!

Wir besprachen Dies und Jenes,
Wie's der Zufall ließ gelingen;
Sprachen dann auch vom Theater
Unter manchen andern Dingen.

Und im Auge sitzt mein „Handwerk"
Ihm als Balken wol noch immer;
Solche Vorurtheile tilgen
Jahre nicht, es wird nur schlimmer.

„Nun, es bleibt ein Hundeleben
„Die Komödie und ihr Streben!“
Solchen Beifall mußten hören
Meine armen Ohren eben!

„Viel gehungert scheint es, hast du,
„Seh's im Antlitz dir, im blassen;
„Möchte gern doch selbst es sehen
„Wie du schneidest die Grimassen!“

Und ich hörte zu ihm lächelnd
Solche Kunsturtheile beichten;
Doch, es ist ein harter Schädel!
Konnte nimmer ihn erleuchten.

Und darnach da recitirte
Ich ein Weinlied ihm behende;
Und wie war ich hocherfreuet,
Als gelächelt er zu Ende!

Aber viel nicht hält darauf er,
Daß sein Sohn zugleich auch Dichter;
All dergleichen scheint ihm unnütz,
Und er ist ein kurzer Richter.

Doch dies Alles ist kein Wunder,
Er versteht blos Fleisch zu hauen,
Und Gelehrsamkeit, sie machte
Ihm nicht vieles Haar ergrauen.

Und zuletzt, als ausgeleert war
Jener Krug voll guten Weines,
Da begann ich was zu schreiben,
Er doch ging, zu schlummern Eines.

Aber vortrat jetzt die Mutter
Wol mit hunderttausend Fragen,
Und ich mußte Antwort geben
Und die Schreiberei vertagen.

Anfang nicht und fast kein Ende
Ihre tausend Fragen fanden;
Mir geschah so wohl dies Fragen,
Daß die Stunden selig schwanden.

Jede Frage war ein Spiegel,
Der mir wies zu Trost und Labe,
Daß ich auf der weiten Erde
Wol die beste Mutter habe!

11.

Einsamkeit.

1844.

Messze, messze a világ zajátul ....

Fern dem Lärm der Welt und ihrem Hader,
Hier im Dorf, im kleinen,
Wünsche ich zu leben, still und glücklich,
Und ein Nichts zu scheinen!

Glücklich jetzt! Denn nimmer war ich glücklich
In dem Weltgetümmel;
Auf der Straße, ins Gemach verfolgten
Erde mich und Himmel!

Sicher war ich weder Tags noch nächtlich,
Denn ihr Luchsaug' spähte,
Mich zu überfallen, festzunehmen,
Wie ich auch mich drehte!

Endlich nahm ich meines Zeltes Stangen,
    Und entfloh bedächtig
Bis hierher — neu in mein Kummerleben
    Strahlt die Sonne prächtig.

Heilige Oede! Ueber'n Berg herüber
    Können nun nicht grämlich
Meine schrecklichen Verfolger blicken, —
    Meine Gläubiger nämlich.

12.

Meine Nächte.

1844.

Még ugy csak megjárja, ha az ég . . . .

Noch passirt es, wenn die Himmelsau
Wolkenlos, voll Mondschein, licht und blau;
Liege dann im Fenster, schau' empor,
Tüchtig dampfend aus dem langen Rohr;
Und verträume mich fast bis zum Morgen,
Das macht Lust mir und verscheucht die Sorgen!
Doch, erglühen weder Mond noch Sterne,
Dann bin endlos hin ich, stürbe gerne!
Kann nicht mit den Hühnern ruhn am Schragen,
Also packt die Langweil' mich am Kragen,
Mich durchbeutelnd ohn' Barmherzigkeit!
Wie ein lahmer Hase läuft die Zeit!
Was beginne ich bei solcher Pein?
Und was kann ich machen so allein?
In die Tinte tauche ich den Kiel,
Schlage meine Leier voll Gefühl,
Um ihr Seraphslieder zu entlocken,
Daß, wer solche hört, gleich stirbt erschrocken!

Doch ich singe fort, so hübsch ich's kann,
Bis der Schlaf und Langeweile dann
In das Haar sich fahren meinetwegen
Und der erstre siegt durch seinen Segen. —
Anders gleich vergingen meine Nächte,
Wenn ich's nur zu einem Weibchen brächte!

13.

Theaterkritik.

1844.

Hogy játszottak? ne is kérdezzétek ....

Wie sie spielten? Fragt nicht erst, zum Grauen!
Sünde war es, ihnen zuzuschauen!
Solches Pfuschen ist doch wahrlich Schande,
Aus dem Haus trieb Einem fast die Bande!
Jeder ohne Feuer, ohne Seele,
Gingen, sprachen, hölzern wie die Pfähle!
Auch das Stück ist schlecht, voll hohlstem Spaße,
Macht nur Langeweil' im höchsten Maße.
Gähnte, daß kein Mensch mich mehr erkannte;
Dunkel war es auch, kein Licht wol brannte!

* *
*

Wo nur hat die Kleine sich herumgetrieben?
Ihre Loge ist ja heute leer geblieben!

14.

An Gabriel Egressy.

(Berühmtesten Tragiker der ungarischen Nationalbühne.)

1844.

Megénekellek! — de te lészsz óka . . . .

Besingen will ich dich! — Doch du bist schuld,
Fehlt meinem Sang der Freiheit Schwung;
Mein Herz, das dürstende, hast du berauscht
Durch deine Kunst bis zur Begeisterung!
Ich singe dich — und sei es Tollkühnheit,
Wenn ich auf schwachem Rohr so hoch will singen;
Doch mögen seine Töne schwach nur sein,
Die Töne sind's, die aus dem Herzen klingen!

Den Genius verkennt oft seine Zeit,
Er schafft mit seiner Seele großem Walten, —
Das ist sein Fall! Denn er erhebt zu hoch
Sein Volk, es kann im Schwindel sich nicht halten.
Noch gut, trifft Dichter solches Misgeschick:
Des Geistes matter Glanz muß einst erstehen,
Es feiern seiner Auferstehung Fest
Jahrhunderte, die endlich heller sehen.

Doch ein ganz andres ist des Mimen Loos,
 Er ist mit kurzer Fessel angebunden,
Denn nur die Gegenwart birgt seinen Lohn,
 Zur Zukunft hat er nie den Weg gefunden;
Wenn nicht im sichern Grund der Gegenwart
 Ist seines Rufes Anker festgesessen,
So flieht das Schiff der Zeit mit seinem Ruf
 Und trägt ihn fort in ewiges Vergessen!

Warum macht deine Zeit blind das Geschick?
 Damit sie dich verkenne, großer Meister
Du meiner Nation? Wie, oder irr' ich
 Und würdigen dich meines Volkes Geister?
O, wärst du eines bessern Landes Sohn,
 Wo man Verdiensten freudiger gewogen,
Es hätte deines Ruhmes heller Strahl
 Die Gauen einer halben Welt durchflogen!

Sie kommen, schauen kalt zu dir hinauf,
 Und wollen Großes von dir nach der Reihe,
Sie wissen nicht, wie gar gering die Zahl
 Der Stunden echter, ungetrübter Weihe;
Der Dichter schreibt im Augenblick der Glut,
 Der Maler malt, wenn sein Genie nicht rastet,
Und nur den Mimen spannen sie ins Joch,
 Wenn auch der Abend tödtlich auf ihn lastet.

Was gilt von Jenem erst, der gegen dich
  Mit häßlicher Parteiwuth sich will sperren,
Und den von Wenigen gewundnen Kranz
  Im wilden Wahn vom Haupte dir will zerren?
Was will nur Der? Und nicht blos Einer ist's!
  Wie soll es anders sein! Wir sind Magyaren —
Partei, Partei! das ist das Losungswort
  Um das seit alten Zeiten wir uns scharen!

Dich aber drückt nicht der Ermattung Wucht,
  Du stehst noch felsenfest und ohne Schwanken,
Mit wie geringem Preis dir die Nation
  Die Nächte, welche du durchwacht, mag danken!
Doch nein! Dein Künstlerlohn, er bleibt nicht aus,
  Es wird, es muß der düstre Nebel fallen,
Es kommt die Zeit dann deiner Würdigung —
  Und einst noch wirst du Liebling von uns Allen!

15.

An Balthasar Adorján.

1845.

Kalmáridőket élünk mostanában . . . .

Wir leben Krämerzeiten jetzt, du ewiger Richter!
Man sieht die Welt blos für ein Geldstück an.
Und ist die Welt ein Geld, was ist auf ihm der Dichter?
Der Dichter? sagen sie, — der Rost daran!
Der Dichter doch das Königsbildniß ist
Am Thaler dieser Welt, — nein, mehr sogar als Prägung,
Er ist des Thalers heller Klang, die edle Regung,
Des elenden Metalles beßrer Geist!
Sei stolz darum, wenn du es weißt,
Daß du geboren zum Poeten bist!

16.

Sein oder Nichtsein.

1845.

Légy átkozott, te átkos pillanat . . . .

Verflucht sei jener Augenblick so fluchvoll,
Der mich zum Sein erkoren,
Und der, in dem die Mutter unter Schmerzen
Zum Dichter mich geboren!
O Poesie, du Spinne!
Voll Trug arglosem Herzen, es zu fangen,
Und des gefangnen Herzens
Erstickerin, so fühllos für sein Bangen!

Oft sogst du voll schon dich von meinem Blute,
Giftspeichelige Spinne!
Doch wie auch wirr die Fäden, reißbar sind sie, —
Ich reiß' sie durch, entrinne!
Ich will sie schon durchreißen,
Wie fest sie auch das Herz umsponnen eben;
Und wenn es drein verwachsen,
So reiße ich das Herz aus sammt den Weben!

Allein ich will hinfort mit meinem Blute
Die Spinne nicht mehr nähren;
Denn ohnehin, was wäre Lohn des Blutes
Und all der blutigen Zähren?
Ruhm, wenn es hochkommt, Ruhm nur!
Ein Nichts, das blos das Auge macht erblinden!
Und große Frage ist es,
Ob ich als Lohn dies Nichts noch werde finden!

Auf deinem breiten Strom nun will ich schwimmen,
Alltäglichkeit, du Gute!
Du trägst mich sachte, schlägst nicht an die Felsen
Mich keck im Uebermuthe.
Nicht Ruhm sei mein, noch Name,
Vielleicht wird auch kein Glück zu Theil mir werden;
Doch Ruhe soll ich finden,
Und Ruhe ist schon halbes Glück auf Erden!

So schweige ich auf ewig, wie? — Mein Leben,
Ein Instrument ist's. Soll ich,
Da es noch gut, es an den Nagel hängen
Als sei es schlecht? Im Groll ich
Und bei den Freuden schweigen?
Und auch den Schmerz in Tönen nicht entbrausen?
Kann stumm das Meer denn bleiben,
Wenn Stürme über seine Wogen sausen?

Nein, Poesie! ich will dich nimmer lassen,
Kann ich dich doch nicht lassen!
Stets will die Qual in meiner Brust ich nähren,
Vom besten Blut mag's prassen.
Mir ist es gleich, verzehret
Mich Poesie, auch nicht, ob's Andre hören;
Doch singen will ich, dichten,
So lang' die Tropfen meines Blutes währen!

17.

Winternacht.

1845.

Vad téli éj. Sürü hópelyhek esnek ....

O wilde Winternacht! Schneeflocken schneit es dicht;
Der Sturmwind jagt sie. Oder sind's Schneeflocken nicht,
Sind es Gedanken eines Tollen, die sich hetzen?
Wie, oder meiner schmerzzerrissnen Seele Fetzen?

Es naht die Mitternacht; ich harre ihrer wachend hier,
Um diese Zeit erscheinen drei Gespenster mir;
Dreifältigkeit, die ich verlor im Weltgetriebe:
Es ist der Glaube, ist die Hoffnung, ist die Liebe!

Sie leben nicht mehr, sonst ermordeten sie mich;
Doch Mitternachts erheben aus dem Grab sie sich,
Und her nach mir sie mit dem blassen Antlitz schweben,
Mich mahnend an der alten Zeiten schönes Leben!

Der Sturm zerriß die Wolken. In den schwanken Schein
Des Sternenheers geräth verwirrt mein Blick hinein.
So dunkelroth scheint mir ihr Glast aus jenen Fernen,
Als schien ein Tropfen Blut ein jeder von den Sternen.

Und wer wol sagt, ob Sterne nicht Blutstropfen sind?
Man mordet doch genug auf Erden, wuthvoll, blind.
Es ist emporgespritztes Blut der Abelherzen!
Und Sterne nennen es die Kaine noch im Scherzen!

Verfluchter Sturm! du wüthest fort noch immerdar,
Zerraufest jene Wolken und zerraufst mein Haar;
Willst du ausreißen mir vielleicht des Hauptes Locken?
Reiß lieber mir das Herz aus, daß es kommt zum Stocken!

Wie pocht mein Herz! — Mir bangt fast, wie es pochend grollt,
Gleich einem Stein, der von Ruinen niederrollt.
Ha, oder wie ein Sarg, wenn drauf es Schollen hagelt,
Und auch, wie wenn den Deckel auf den Sarg man nagelt!

O meine Brust, im Leibesgrab bist du ein Sarg,
In dem mein Herz lebendig ich begrub und barg.
Herz! du Lebendigerbegrabner in der Kammer,
Wer könnte denn beschreiben deiner Qualen Jammer?

Der Sturm ist aus! Am Himmel strahlt der Mond so mild,
Schon zittern Glanz und Friede über das Gefild.
Nun kann ich heimwärts gehn und hin mich legen müde,
Denn, ach! für mich, da taugen weder Glanz noch Friede!

18.

Quell und Fluß.

1845.

Szelid a forrás habja s dalai . . . .

Sanft noch fließen hin des Quelles Wogenschäume,
Leise säuseln sie wie eines Glöckleins Klingen.
Und so sanft und klingend, hell im frohen Singen,
Waren meiner Jugend erste Liederträume.

Mein Gemüth, es glich dem Quell, so sonnig helle,
Der der heitre Spiegel blauer Himmelsferne,
Und es schauten drin sich Sonne, Mond und Sterne,
Und als Fischlein schwamm mein Herz in jener Quelle.

Doch der Quell ist nun ein Fluß, der mächtig brauet,
Er verlor die Ruhe und die Wellenklänge,
Stürme sausen über ihn im Wuthgedränge,
Und vergeblich sich der Himmel drin beschauet.

Blicke nicht hinein, o Himmel! so vergebens;
Wirst dich nimmer drin ersehn, von Glanz umspielet,
Denn der Stürme Kampf hat bis zum Grund durchwühlet
Jenen Fluß, das Bild nun meines eignen Lebens!

Doch, was soll der Blutstreif mitten in der Flut wol?
Und ein blutiger Leichnam schwimmt im Wassersarge —
Ihre Angel warf darein die Welt, die arge,
Und, o Herz, du armer Fisch! das ist dein Blut wol!

19.

Der gute alte Wirth.

1845.

Itt, a honnan messze kell utazni, mig az . . . .

Hier, von wo man weit muß reisen, bis die Berge
Man erblickt, hier in dem schönen Unterlande
Lebe ich zufrieden und verbringe heiter
Und beglückt die Zeit, frei all und jeder Bande.
Habe Wohnung hier im Dorf im stillen Wirthshaus,
Wo blos Nachts zurückhallt Lärm oft von den Wänden;
Und ein guter alter Mann ist Wirth des Kruges —
Möge Gott ihn segnen doch mit beiden Händen!

Habe Wohnung hier umsonst und Trank und Speise,
Undank schien es, wenn ich irgend was verschmähte;
Muß bei Tisch auf Niemand warten, aber Alle
Warten gern auf mich, wenn ich mich just verspäte.
Eins nur ist mir unlieb: mit der guten Eh'frau
Zankt sich oft der alte Wirth an allen Enden.
Nun, wenn er auch zankt, bald läßt er sich versöhnen —
Möge Gott ihn segnen doch mit beiden Händen!

Wir besprechen oftmals die vergangnen Zeiten;
  Hejh, ihm ging es besser auch in frühern Tagen!
Alles hatte er: Haus, Garten, Felder, Keller,
  Ochsen, nicht zu zählen Pferde, volle Wagen.
Falsche Menschen brachten ihn ums Geld, die Donau
  Um das Haus und alle andern Erdenspenden.
So verarmte denn der Wirth, der gute, alte! —
  Möge Gott ihn segnen doch mit beiden Händen!

Schon im Untergang ist seines Lebens Sonne,
  In der Neige, wo nach Ruh' der Mensch sich sehnet;
Doch auf ihm, dem Armen, lastet schwer das Unglück,
  Sorgen hat er mehr und Noth jetzt, als man wähnet!
Müht sich täglich ab, kennt keinen Sonntag,
  Spät noch auf, muß früh er schon die Kraft anwenden.
Wie bedaure ich den Wirth, den guten, alten! —
  Möge Gott ihn segnen doch mit beiden Händen!

Und ich tröste ihn, daß das Geschick sich ändert,
  Doch er schüttelt nur den Kopf, glaubt nicht dem
                                        Trostesworte;
„Ja, so ist es!" spricht er, „gut noch soll es werden,
  Steht mein Fuß doch schon am Rand der Grabespforte!"
Und betrübt werf' ich mich an den Hals ihm, weinend,
  Meine Thränen fließen, die beinah nicht enden,
Denn der gute alte Wirth — es ist mein Vater! —
  Möge Gott ihn segnen doch mit beiden Händen!

20.

Mein Gebet.

1845.

Elkárhozástól félt szegény anyám . . . .

Es bangt der armen Mutter vor Verdammniß,
Vielleicht ist auch nicht ohne Grund dies Zagen.
Sie meinet nämlich — und darin hat Recht sie —,
Daß ich gebetet nicht seit langen Tagen.
So bet' ich denn; die beiden Hände faltend,
Will ich den Herrn inbrünstig nun beschwören.
O, wolle mich erhören, Himmelsallmacht!
Du süßer Gott, o wolle mich erhören!

So gib mir — ho! das Erste ist die Heimat.
Allmächt'ger Völkergott! — nur gilt's ein Grübeln,
Denn was soll für die Heimat ich erbitten,
Die leider kranket an so vielen Uebeln?
Drum bitt' ich Eins nur: da sie nicht bestehen
Kann wie sie ist, so elend, zum Empören,
O, so erschaffe gänzlich neu die Heimat —
Du süßer Gott, o wolle mich erhören!

Und nun für mich? Was soll ich mir erbitten?
Gott mag mir denn ein schönes Liebchen geben,
Dazu ein flinkes Pferd, sie zu besuchen,
Und viele, viele Lorbern auch daneben —
Nicht um das Haupt zu kränzen mir — nein, einzig
Daß, wenn mir fehlt Heu, Hafer, ja selbst Möhren,
Ich etwas habe, um mein Roß zu füttern —
Du süßer Gott, o wolle mich erhören!

21.

Ich und die Sonne.

1845.

Bámulja sok olly epedöleg a holdat . . . .

Viele bewundern inbrünstig den Mond,
  Jenen verkörperten Seufzer dort;
Aber ich hange nicht schwärmend an ihm,
  Bliebe für mich er auch ewig fort!

Meinen Gefühlen Verkörperung bist
  Du nur, hochglänzender Sonnenstrahl!
Du nur bist Freude dem Herzen, dem Aug'
  Sehnsucht, der Seele Genuß zumal.

Ich und die Sonne, Verliebte sind wir,
  Treue Verliebte, wie selten sie;
Denn, o wer sagt es, erwärmet sie mich?
  Oder erwärmet mein Herz wol sie?

Jagt mich das Schicksal hinunter ins Grab,
Will ich nur Eines bedauern dann:
Daß die Geliebte ich, tief in der Erd',
Daß ich die Sonne nicht schauen kann!

Aber den Todten steht frei Eine Stund'
Täglich; dann bitte ich Gott für mich:
Mitternachts bleibe geschlossen der Sarg,
Aber er öffne um Mittag sich.

22.

Jeder Blume.

1846.

Minden virágnak, minden kis fűszálnak . . . .

Jeder Blume, jedem Grashalm selbst im Thal
Schenkt die Sonne, wenn nicht mehr, doch Einen Strahl.
Liebe! Sonne du dem Herzen! meines nur
Läßt du ohne Strahl von dir auf ird'scher Flur?
Gibt's kein Mädchen, das mich lieben möchte innig,
Gibt's kein Mädchen, das mir sagen möchte sinnig:
Kalt ist diese Welt, die Seel' wirst du erkühlen,
Komm an meine Brust, erwärm' sie an Gefühlen!

Gibt's kein Mädchen, mir zu sagen: müd' bist du?
Laß dein Haupt an meiner Schulter finden Ruh'!
Gibt's kein Weib, das von der Stirn abwaschen mag
Mir das Blut, den man gesteinigt manchen Tag?
Einsam bin ich, wie des Weinstocks dürre Stange,
Dran die grünen Ranken abgedorrt schon lange,
Und kein Vogel wagt sich dran; — der Nachtgedanken
Rabenschwärme mich allein im Kreis umschwanken!

23.

Wolken gleich am Sommerhimmel.

1846.

Mint felhök a nyári égen . . . .

Wolken gleich am Sommerhimmel
Mich Gefühle oft durchziehen,
Licht und dunkel im Gewimmel;
Keines aber bleibt, sie fliehen.
Doch wohin wol und von wannen?
Ahn' ich nicht im Innern Streit;
Bringt sie doch und weht von dannen
Jener alte Wind, die Zeit.

Aus der Liebe Wolken sausten
Blitze nieder in mein Leben,
Und der Freundschaft Wolken brausten
Regengüsse auf mein Streben.
Als der Guß, die Blitze schwanden,
Schien der Himmel still und rein,
Doch als sich die Winde wandten,
Stellten neu sich Wolken ein.

Sind auch weiß der Wolke Seiten,
Wirft sie Schatten doch im Weilen.
O, wann kommen mir die Zeiten,
Wo die Wolken sich zertheilen,
Und der Sonnenstrahl die Ränder
Rosenfarbig hell ummalt,
Und zu sehn gleich Feenländer
Ueber mir sie, golddurchstrahlt?!

O, es wird die Zeit schon kommen,
Wo der Liebe und der Freundschaft
Wolken rosiglicht entglommen,
Schwimmen über mir ohn' Feindschaft!
Doch dann geht es auch ans Sterben,
Und es endet aller Sang;
Denn wenn sich die Wolken färben,
Ist die Sonn' im Untergang.

24.

Um Weihnacht.

1846.

Én hozzám is benézett a karácson . . . .

Zu mir herein auch wollte Weihnacht spähen,
Vielleicht nur um ein bleich Gesicht zu sehen
Und ein paar Thränen zittern mir im Aug'.

Geh' weiter, Weihnacht! suche beſſre Freier,
Denn für Familien biſt du eine Feier,
Und ich bin einſam, bin ſo ganz allein.

Ein Denken kühlt mein warmes Schlafgemach.
Und wie der Zapfen Eis am Vorhausdach,
Hängt Ein Gedanke mir am Herzen ſtarr.

So war's nicht, ſo war's nicht in frühern Tagen!
Dies Feſt, es dämmerte mit frohem Zagen
Für mich im Elternhaus, im Brüderkreis!

O, wer uns sah vereint in frühern Zeiten,
Sah nicht alltägliche Glückseligkeiten!
Wir waren glücklich, denn wir waren gut.

Wir liebten Menschen, haben Gott verehret;
Und wenn auch kam der Arme, stets bescheret
Ist ihm geworden Trost sowol als Brot.

Was war der Lohn? — Nach kurzem Wohlbehagen
Kam lange Noth — ein Meer, durch das mit Zagen
Wir in des Todes Hafen angelangt.

Doch würde mich die Armuth kränken kaum noch,
Wenn nur des Hauses dichtbelaubter Baum noch
So grünend stünde, wie dereinst er stand!

Doch brach der Sturm den Baum und von den Aesten
Flog der nach Ost und jener hin nach Westen,
Die Wurzeln nur, die Eltern, stehn im Nord!

O Eltern meiner Seele! Theure Brüder!
O würde doch die Zeit erblühn uns wieder,
Wo wir um einen Tisch zu Vieren saßen! —

Geh', Hoffnung, geh', die oft schon falsch mich küßte!
Du bist so süß, daß ich dir glauben müßte,
Ob ich gleich weiß, daß stets dein Wort noch log. —

Gott sei mit dir, du schön Familienleben!
Das harte Urtheil ruht auf meinem Streben,
Zu jagen Wünsche, sie erreichend nie!

Nicht Sonne bin ich, Erd' und Mond umkreiset,
Bin ein Komet, der nur auf Stürme weiset
Und traurig hinzieht einsam seine Bahn!

25.

Stammbuchblatt.

1846.

Menj ki a tavaszban . . . .

Geh' hinaus, mein Kind, am Lenzesabend,
Wenn die frischen Winde lind und labend
Durch die neuerblühten Fluren säuseln
Und die Flut des klaren Bächleins kräuseln,
Das sich windschnell durch's Gefilde schlingt,
Wo die Nachtigall süß klagend singt.
Warte dann und sieh' es dämmern, dunkeln,
Bis der Mond scheint, bis die Sterne funkeln.
Wenn mit Bachgeplätscher, Blumenduft,
Nachtigallenton und Rauschen frischer Luft,
Und mit Mond= und Sternenglanz
Angefüllt ist deine junge Seele ganz:
O dann gehe, Mädchen, geh' nach Haus,
Schlaf dich bis zum Morgen wonnig aus,
Und was dir dann träumt, mög' deinem Leben
All das Herrliche die Zukunft geben!

26.

An ein junges Mädchen.

1847.

Szep mulatság téged néznem . . . .

Dich anzusehn, klein blondes Mädchen,
Wie schön ist's doch!
Du bist am Rosenbaum der Jugend
Ein Knöspchen noch.
Ins Aug' dir, auf den Mund möcht' sehn
Ich für und für:
Am Mund sitzt dir das Herz, die Seele
Im Auge dir!

Ich sehe Herz und Seele, blick' ich
Dich an so fest,
Still sind sie noch, wie still im Winter
Ein Vogelnest;
Nun, warte nur, — kommt erst der Frühling
Mit seiner Lust,
So füllt mit Volk sich an gar lärmend
Bald deine Brust!

Und dies ist dann des Lebens schönste
Glorreichste Zeit,
Fühlt sich zum ersten mal bevölkert
Das Herz allseit,
Wenn mit Gefolg darin erscheinet
Zu schönem Spiel
Der große, mächt'ge, edle König,
Der Lieb' Gefühl!

Ihm folgen Freude, Leid und Thränen,
Doch Lächeln auch,
Verzweiflung, Hoffnung und noch sonsten
Manch' toller Gauch;
Die vielen Gäste füllen derart
Das Herz dir an,
Daß dir das arme fast zerspringet,
So schwer trägt's dran.

Und all dies Volk jagt drin umher dann,
Hinab, hinauf!
Es ruht nie, lärmt gewaltig, hemmet
Nie seinen Lauf;
Und der Rumor, der nie sich stillet,
Macht argen Schmerz,
Und bringt nur Elend, — doch, wie süß auch
Fühlt ihn das Herz!

Was lächelst du, du schalkhaft Mädchen?
Wie, oder sollt'
Dir schon bekannt sein, was erklären
Ich erst gewollt?
Doch nein, ich glaub' nicht, daß die Liebe
Dich schon verzehrt;
Wenn aber doch? — Dann schätz' ich wahrlich
Dich doppelt werth.

27.

Im Grase liegend.

1847.

Fekszem hanyatt a föld sötétzöld szönyegén ....

Hier im dunkelgrünen Gras, hier lieg' ich, schauend
Hoch empor gen Himmel, der so dunkel blauend.
Goldner Lichtschaum läßt sich auf mein Haupt hernieder,
Und ich bade drinnen meiner Seel' Gefieder,
Daß sie, rein vom Erdenstaub, erfrischt sich fühle,
Und empor sich schwing', als hing' sie nicht an Fäden,
Zu der blauen Höhe aus der Erdballschwüle
Suchend dort das Eden!

Rings die ganze Welt, sie schläft, vertieft im Traume,
Nur ein dumpfes Summen klingt im weiten Raume.
Eines Käfers Flug bringt wol hervor dies Sausen?
Oder eines fernen Flusses rauschend Brausen?
Oder auch noch fernrer Wolken Donnerklänge
Sind es, hierher grollend, aber nur mehr leise?
Oder sind es meiner Seele Hymnensänge
Aus dem Sternenkreise?

Seele! fliege alle Sterne ab im Blauen,
Suche ihrer Räthsel Schleier zu durchschauen,
Den der Finger Gottes um die Weltensonnen —
Ob aus Weisheit oder Laune? — dicht gesponnen.
Schau dir an, o Seele, was wol in den Sternen,
Und was über ihnen, fern des Sonnenballes
Glut, — dann flieg herab aus jenen Fernen
Und erzähle Alles!

Was nun sahst du dort? Gibt's dort auch noch ein Leben?
Und wenn ja, ein gleiches, wie auf Erden eben?
Gilt das harte, schreckliche Gesetz auch dorten,
Das da lohnt, das Rache nimmt mit kalten Worten?
Doch, was kümmert das mich, ob auch dorten Schmerzen;
Ein's nur möcht' ich wissen, daß die Wahl mir bliebe:
Gibt's auch Herzen dort, und auf dem Grund der Herzen
Glüht auch dort die Liebe?

Weilt auch dort die Liebe, — o, um hinzukommen,
Will ich dann wol beten gerne mit den Frommen;
Doch, folgt nicht die Liebe nach in jene Ferne,
Ei, dann Gott empfohlen, ihr so prächt'gen Sterne;
Dann ist's doch noch besser hier, wo man gehetzt wird
Bis man modert, doch man fühlt auch Göttertriebe:
Denn die Lieb' ersetzet Alles — doch ersetzt wird
Wol durch nichts die Liebe!

28.

An Michael Tompa.

1847.

Itt vagyok, itt vagyok, testestül-lelkestül ....

Hier nun bin ich, leibhaft, ohne viel Bedenken!
Nun, was staunst du? Nicht durchbohr' mich mit den Augen;
Mach' sie zu, kannst du nicht ihnen Glauben schenken,
Daß ich's sei; wenn sie dir zum Beweis nicht taugen:
Frag' dein Herz! das wird dir bessre Antwort sagen —
Hörst du es? Ich hör' es selber schon so freudig schlagen!

Was wol dachtest du, als ich gepocht am Zimmer?
Etwa, wer zum Teufel aus der Ruh' dich störe?
Ei, an wen du auch gedacht, an mich wol nimmer;
Doch ich weiß, wer immer da gekommen wäre,
Keinen hättest du herzinniger empfangen,
Und dein Arm hätt' Keinen glühender umfangen!

Süßer Freund! — doch nun mußt du auch sprechen wollen,
Denn in mir jagt ein Gedanke rasch den andern,
Und ich gleich' dem Hungrigen, den man zum vollen
Tische führt; die Augen ihm begierig wandern,
Und er weiß nicht, wo er zugreif' ohne Zagen —
Stumm bin ich und hätte doch soviel zu sagen!

Nun, im neuen Amt, was führst du für ein Leben?
Und als Gottes Knecht ist nun vorbei das Lungern?
Doch dein Hof steht voll von Gras; das freut mich eben,
Denn dein Musenroß darf derart nicht verhungern.
Kann die Leier mit der Bibel sich vertragen?
Hat Apoll sich mit Jehova nicht zerschlagen?

Und du selbst, Beruhigung so Vielen spendend,
Fand Beruhigung schon deiner Seele Wogen?
Wirf hinaus den Wurm, der heimlich, niemals endend
Dich von innen ausnagt, voll von Blut gesogen!
Glaub', die Welt ist schön, und glaub', schön ist das Leben,
Warum sollen wir nicht nehmen, was sie geben?

Denn bei uns blos steht's, daß uns ein Glück mag blinken,
Nur sei dazu unser Wesen auch gesellig;
Kindertrotz ist's, eh' zu dürsten, denn zu trinken
Je aus einem andern Glas, als uns gefällig;
Und wer klug, — da wir kein Recht zur Auswahl haben, —
Trinkt die Lust, wo sie sich bietet, ihn zu laben.

Suchst ein Beispiel du? — Ich selber bin ein solches; —
Doch, man läutet schon! — Ehrwürd'ger Herr! so nehmet
Das Gebetbuch unter'n Arm, denkt nicht des Strolches,
Und verrichtet euern Dienst, die Geister zähmet. —
Unterdeß laßt mich im Garten weilen dürfen,
Und als Gotteswort den Duft der Blumen schlürfen;

Denn mein Kirchlein ist Natur, die offne, freie! —
Kehrst du wieder, sprech' ich weiter dann noch gerne
Und erzähl' dir, wie ich traf zusamm' im Maie
Jüngst mit Arany, unsrer Heimat neu'stem Sterne,
Und mit jenem Stern, der mir ins Herz nun scheinet,
Und auch, welcher Priester ehlich uns vereinet.

Schwören wirst du wol, daß Arany künftig werde —
Doch ich muß mich unterbrechen, denn die Glocke
Schwieg schon, — laß nicht warten deine fromme Heerde,
Und gib Acht, daß dir vor Freud' das Wort nicht stocke:
Daß du statt des Vaterunser nicht ganz bieder
Recitirest eines meiner Schenkenlieder!

29.

Elegie des Mondes.

1847.

Mért vagyok én a hold? isten, mit vétettem ....

Was bin ich der Mond? Was that ich denn, Allmächt'ger!
Daß ich mehr schon elend als ein Niederträcht'ger?
Lieber wär' ich letzter Knecht im Erdgewimmel,
Als der Nächte König hier am hohen Himmel;
Lieber ging ich unten her in Bettlerfetzen,
Als mich hier in Silberkleidern herzusetzen.
Eh' noch ließ ich unten Schenkenqualm mir bieten,
Als zu athmen hier den Duft der Sternenblüten;
Und gebührt mir Mitleid nicht, du ewiger Richter?
Bellt mich an doch jeder Hund und jeder Dichter!
Und die Tölpel, die auf Verse sich verlegen,
Denen sich das Herz nicht, blos die Ohren regen,
Meinen, daß auf ihr Gewinsel ich wol laure,
Und aus Wahlverwandtschaft herb mit ihnen traure!
Bleich wol bin ich, doch aus Schmerz nicht, blos aus Aerger
Ueber all die flennenden Vernunftverberger,
Die mit mir verkehren, wenn es flimmernd nachtet,
Als ob im Verein wir jüngst ein Schwein geschlachtet.

Manchmal kommt wol Einer, der da kein Halunke,
Sondern echt aus Gottes Stirn ein heller Funke,
Der Poet mit Weihe, und bei seinem Sange
Schwell' ich gern von Licht an im verwandten Drange.
Doch bis ich da höre einen solchen Sänger,
Machen tausend mir das Dasein um so bänger.
Solche Kerle wachsen hinter jedem Strauche,
Und es gibt kein Fehljahr je für diese Gauche.
Bangend muß ich jede Nacht des Unheils harren,
Daß ins Ohr mir gellt solch widerliches Knarren.
Hejh, dort ist schon wieder Einer! Wie im Harme
Er um sich wirft seine affenart'gen Arme,
Als wenn er weitab sie von sich schleudern wollte,
Wol nur, weil ihm fehlt, was er umarmen sollte.
Und er seufzt wie ein geprügelter Zigeuner;
Seine Adern schwellen; braun wird er und bräuner,
Und er spricht verwirrt und bittet mich, ins Stübchen
Mög' ich sehn und sagen, was wol macht sein Liebchen.
Nun, ich thu's! — Dein Schätzchen, Freund! die Speck gerochen,
Ist soeben in das Ofenloch gekrochen,
Und gebratene Kartoffel führt zum Mund sie,
Wirklich hat verbrannt auch tüchtig ihren Schlund sie;
Ei, was macht für ein Gesicht sie nun im Weinen!
Wahrlich, würdig ist dies Antlitz ganz dem deinen. —
Nun, gelöst wol habe ich dir alle Zweifel,
Also fahr' zur Hölle, hol' dich, Narr, der Teufel!

30.

Das Wiegenlied.

1847.

Itten születtem, ezen a tájon ....

Hier bin ich geboren, hier in dieser Flur,
Hier im Tiefland, wo von Bergen keine Spur;
Hier die Stadt, in der mein erstes Jauchzen scholl,
Scheint mir noch vom Sange meiner Amme voll;
Jetzt noch, halbverklungen, hör' ich's Lied so fein:
„Maienkäfer, gelbes Maienkäferlein!“

Fort bin ich gezogen einst von hier als Kind,
Und als Mann nun kehr' ich wieder, ernstgesinnt;
Hejh! seitdem verflossen zwanzig Jahre schon,
Vollbeladen so mit Lust, als Leid und Hohn;
Wie die Zeit vergeht! — Schon zwanzig Jahr' soll's sein? —
„Maienkäfer, gelbes Maienkäferlein!“

Frühre Spielgenossen, seid ihr lebend noch?
Könnt' ich sehn nur Einen von euch Allen doch!
Setzt euch mir zur Seite, setzt euch nur heran;
Lasset mich vergessen, daß ich ward ein Mann;
Daß schon mehr als fünfundzwanzig Jahre mein —
„Maienkäfer, gelbes Maienkäferlein!“

Wie ein Vogel ruhlos hüpft von Ast zu Ast,
Fliegt von Platz zu Platz mein Denken hier in Hast;
Viel Erinnerungen sammelnd, bringt es heim,
Wie die Biene von den Blumen, Honigseim;
Jeden theuern Ort beschreit' ich achtsam fein:
„Maienkäfer, gelbes Maienkäferlein!“

Kind bin ich, aufs neue Kind im Vaterhaus,
Blasend auf dem Weidenflötlein, reit' ich aus;
Mein gar feurig Roß von Rohr, das hält nicht still,
Bis zum Troge sporn' ich's, Rößlein trinken will;
Nun, getränkt ist's; hejh, mein Rößlein, drauf und drein:
„Maienkäfer, gelbes Maienkäferlein!“

Abendglockenklang erschallt, das Licht entfloß,
Müde sind nunmehr der Reiter und das Roß;
Heim zieh' ich, die Amme nimmt in Arm mich müd',
Leis tönt von den Lippen ihr das Schlummerlied,
Und ich lausche halb im Schlaf — schon nick' ich ein —:
„Maienkäfer, gelbes Maienkäferlein!“

31.

Fahrt auf der Eisenbahn.

1847.

Tenger-kéj veszen körül . . . .

Mich umströmt ein Meer von Wonne,
Drin die Seele sich mag wiegen;
Denn bisher flog blos der Vogel,
Während nun auch Menschen fliegen.

Berg, Baum, Haus, Mensch, Bach und sonsten,
Weiß Gott was, kaum zu begreifen,
Taucht empor vor meinen Augen
Und zerfließt wie Nebelstreifen.

Auch die Sonne rennet nach uns
Wie ein Toller, der da meinet
Daß, die Flur zerstörend, eine
Schar von Teufeln sich vereinet.

Und sie lief und lief, vergeblich,
Bis zurück sie blieb ermüdet,
Schamroth am Gebirg dort lehnend,
Aerger kocht in ihr und siedet.

Während wir noch stets hinfliegen,
Gar nicht müde; graden Weges
In die andre Welt schleppt etwa
Die Maschin' uns glatten Steges?

Hundert Eisenbahnen, tausend!
Baut aus Eisen sie und Quadern,
Mögen sie die Welt durchkreuzen
Dicht wie unsern Leib die Adern.

Sie sind Adern, drin pulsiren
Die Cultur, die Kunstweltkräfte;
Und zugleich durch sie vertheilen
Sich des Lebens kranke Säfte.

Warum gab es früher keine?
Fehlte Eisen? — Ei, ihr Weisen,
Geht, zersprenget alle Ketten
Und genug gleich gibt's dann Eisen!

32.

Mein Zorn.

1847.

Kiapadsz-e harag? ....

Willst du denn versiegen,
Zorn, du einst so wilder
Schäumender Gebirgsbach,
Der sich brausend stürzte
In die Tiefe, hochauf
Seine Wogen schlagend? —

Bist du, Zorn, auf ewig
Mir versiegt im Herzen?
Wird zum stillen Hausthier
Nun der Aar des Waldes,
Der ja in den Rücken
Einst des Sturmwinds einhieb
Mächtig seine Krallen
Und auf ihm geritten
Sieggefühlsbewußt!

Soll ein kopfgebeugter
Achselzuckend guter
Schlafmützüberzogner,
Friedlich sanfter Bürger
Aus dem Jüngling werden,
Der sich oftmal selber
Kaum bezwang und welchen
Ueberall man nannte
Zorniger Petöfi?
Hejh, was soll dies Bangen,
Dies so ganz unnöth'ge?
Noch hat mich verlassen
Nicht mein edles Fühlen,
Nicht der Zorn der Jugend;
Nicht versiegt im Herzen
Ist der wilde kecke
Schäumende Gebirgsbach, —
Wird auch nie versiegen!

Jetzt hat nur ein wenig
Seine Flut gestillt sich;
Denn durch flache Wiesen
Geht sein Weg, durch blühnde,
Ohne Berg und Thalschlucht,
Ohne alles Hemmniß.
Aber in der Zukunft
Felsumstarrter Wildniß,
Die voll tiefen Schluchten —
Wenn dahin gelanget

Meines Zorns Gebirgsbach,
Schwillt er an zum Flusse
Und braust nieder, Heimat,
Jäh auf deine Feinde
Wie von seinen Schnellen
Niederstürzt zur Tiefe
Zügellos in Hast der
Niagarastrom!

33.

Mein Pegasus.

1847.

Nem angol ló az én pegazusom ....

Mein Pegasus, das ist kein englisch Roß
Mit stelzenart'gem Bein und schmalem Buge,
Noch auch ein deutsches Thier, so plump und groß,
Breitschultrig, bärentäppig, schwer im Zuge.

Ein ungrisch Fohlen ist mein Pegasus,
Echt wacker ungrisch Blut und schmuck gestriegelt,
Daß sich der Strahl der Sonne voll Genuß
Am glatten Seidenfelle wiederspiegelt.

Erzogen ist es nicht im Stall, noch ging's
Durch eine Schule wie ein Roß von Stande;
Im Freien ward's geboren und ich fing's
In Kleinkumaniens nacktem kahlen Sande.

Ich bürde ihm auch keinen Sattel auf,
Zu Roß ich nur auf einem Kotzen sitze;
Und sitze ich, so fliegt es hin im Lauf,
Verwandt ja ist mein Falber mit dem Blitze!

Am liebsten trägt es in die Pußta mich,
Da sein Geburtsort jene freie Heide;
Wenn ich dahin zulenke, bäumt es sich
Und stampft und wiehert in gewalt'ger Freude.

In Dörfern halte ich vor manchem Haus,
Wo Mädchen, dicht gleich Bienenschwärmen, stehen,
Bitte von Schönster mir ein Blümchen aus
Und sprenge weiter rasch wie Winde wehen.

So trägt mein Roß mich und ein Wort nur braucht's,
Mich aus der Welt sogar hinauszutragen;
Schaum steht am Maule ihm und tüchtig raucht's
Vor Glut, nicht aus Ermüdung oder Zagen.

Mein Pegasus, der wurde müd' noch nie,
Und soll's auch nie, das hätte ich nicht gerne;
Denn weit noch ist mein Weg auf Erden hie,
Und meiner Wünsche Grenze liegt in weiter Ferne!

Greif aus, mein Roß, greif aus, mein süßes Pferd!
Die Steine überspringe wie die Gräben,
Und wenn ein Gegner uns die Bahn verwehrt,
So überreite ihn im Weiterstreben!

34.

Zu Fuße und zu Wagen.

1847.

Rég eltemette a nyarat . . . .

Schon längst begrub der Herbst den Sommer,
  Und Tod will nun auch ihn bezwingen;
Wie laut doch ist es noch im Walde!
  Hell hört man einen Vogel singen!

Dies Pfeifen schreckte auf die Bäume,
  Die tiefentschlummert noch soeben,
Es macht die ungeahnte Freude
  In allen Zweigen sie erbeben.

Sogar die Sonne, die bereits sich
  Verkrochen hinter Nebelgrauen,
Da sie gedacht, es gäbe schwerlich
  Bis nächsten Lenz noch was zu schauen;

Sogar die Sonne hoch am Himmel,
Neugierig blickte sie hernieder,
Den lust'gen Vogel zu entdecken,
Der stört die Ruh' durch seine Lieder.

Es forscht im Wald umher ihr Auge,
Nach jedem Baum sucht sie zu spähen,
Doch ist vergeblich ihr Bemühen,
Nichts Vogelart'ges läßt sich sehen.

Nicht auf den Bäumen, Freundin Sonne!
Mußt du den lust'gen Vogel suchen,
Er schlendert unter jenen Bäumen,
Zu Fuß dort neben jenen Buchen.

Ein Bursch ist's wie vom Zaun gerissen;
An seiner Brust das Brot, das braune,
Sein Haus am Rücken und im Herzen
Trägt er den Frühling guter Laune!

Wie pfeift er hell, wie singt er freudig! —
Daß fast der ganze Wald erschallet! —
Doch jäh fährt nun ein Herrschaftswagen
Vorbei an ihm, der rüstig wallet.

Ein Herr sitzt schwarz im prächt'gen Wagen,
  Er ist so still, sein Blick nur funkelt —
O welche Sonnenfinsterniß wol
  Im Auge jenes Reichen dunkelt!

Es sieht der Bursch ihn und bedauernd
  Blickt er ihm nach, beinah durchschauert —
Ihr armen Reichen, die sogar noch
  Ein solcher Vagabund bedauert!

35.

An Johann Arany.

1847.

Csendes magányból a mézeshetek után . . . .

Nach sel'ger Honigwochen so stillen Einsamkeiten
Muß wieder in die Welt ich, die lärmende, nun schreiten,
Wo Bosheit oder Dummheit mir wieder werden treten
Auf des Gemüthes weiße Gewandung des Propheten!
Jedoch bevor zu jenem Steinhaufen hin ich eile
Und in der Stadt, wo fröstelnd die Luft, auf's neue weile,
Will ich in deiner Hütte mich noch ein wenig letzen
Und an den warmen Herd zu dir, o Freund, mich setzen!

Ich grüße dich denn wieder! — Bunt hat der Lenz gepranget,
Als ich zum ersten male hierher zu dir gelanget;
Die Welt jetzt rings so düster Einförmigkeit umhüllet,
Es ist vom Herbstgefühle die ganze Welt erfüllet.
Der Nebel doch, obgleich ich bisher sympathisch fühlte
Mit der Natur, berührt nicht mein Herz, das ungekühlte;
Ich trage einen Theil ja mit mir des schönsten Maies,
Und zwar den allerschönsten, mein Weibchen, mein getreues!

Sieh hier mein süßes Weibchen! — Wie schön doch ist das Leben,
Durchlebt der Mensch zu Zweien dies Sein voll bangem Streben,
Was sie auch immer krächzen, was sie auch immer lästern
Die Eulen des Alleinseins in ihren düstern Nestern!
Wol sind mir nun gelähmet die einst so freien Schwingen,
Ich muß im engen Kreise die Flugluft nun bezwingen;
Was aber sollt ich sehnen mich aus dem Kreis verdrossen,
Ist alle Lust mit mir doch zugleich hier eingeschlossen!

Jedoch, bei Gott, nur Wasser ich in die Donau trage,
Wenn dir dies zu beweisen ich mich mit Reden plage.
Im Sterne deines Schicksals steht auch mit hellen Lettern:
„Ein glücklich Eheleben ist Schutz bei allen Wettern!"
Hier deine Frau, dort Burschen, die echtem Blut entstammen,
Kommt, setzen wir uns traulich hie rings im Kreis zusammen
Und führen wir Gespräche, die Zeit froh zu vertreiben,
Daß selbst, uns zuzuhören, die Zeit muß stehen bleiben!

So trügen wir den alten Hejducken, der mich morgen
Geschäftig wieder antreibt zur Arbeit und zum Sorgen.
Ich habe auf den Rücken die Ruhmgier einst genommen,
Nun werde los ich nimmer, was mir so schlecht bekommen.

Doch ferner ist es Ruhm nicht, was mich zur Arbeit locket,
Daß Tag und Nacht ich keuche, daß mir das Hirn fast stocket,
Blos wie ein Tagelöhner will ich der Sach' mich weihen,
Der sich verkauft dem Satan und sich nicht kann befreien.

Ich weiß es, das Vergessen trägt, wie ein gier'ger Geier
Den todten Vogel, fort auch den Ruhm von meiner Leier;
Ich weiß, die Ungarheimat ist taub, sie hört kein Klingen,
Und trotzdem singe fort ich — ich muß ja eben singen!
Mein Name wird vergessen — mag's doch nur bald geschehen,
Daß meinen Ruhm ich selber als überlebt kann sehen,
Ich bin für mich dann endlich und kann in Ruhe kosen
Und statt des Lorbers mögen mir blühen dann die Rosen!

Ich wünschte so zu leben mit meinem Weibchen eben,
Und noch mit euch, ihr Freunde, ein lautlos ruh'ges Leben!
Bis ich mich selber kaum mehr darauf entsinnen könnte,
Daß ich dereinst in Mode und nie mir Ruhe gönnte.
Wenn dann der Ruhm zu dir kommt, zum Freund dich zu ernennen,
Und würde hier mich treffen, vielleicht sogar erkennen,
Als alten Freund mich grüßen, der annahm manche Gabe,
So spräche ich: „Ich weiß nicht, mit wem das Glück ich habe?“

Doch still, du blöde Rede! Ich nannte kaum die Namen,
Und aus muß ich mich lachen, daß sie in Sinn mir kamen.
Für mich hat Gott ja nimmer die Einsamkeit erschaffen,
Ich bin nur für das Schlachtfeld, ich bin nur für die
Waffen!
So mag man meinen Namen denn mit dem Leib begraben,
Jedoch so lang' ich lebe soll stets der Dienst mich haben!
Ich weiche nicht vom Platze, ich weiche nicht vom Walle,
Wie kothig oder blutig zuletzt ich dort auch falle!

36.

Die Poesie.

1847.

O szent költészet, mint le vagy alázva . . . .

Wie bist du doch erniedrigt, heilige Poesie,
Und wie begriff der Blödsinn deine Hoheit nie!
Und eben da es dich erheben wollte recht,
Hat dich in Staub gezogen dieses Staubgeschlecht.
Von ungesalbten Priestern wurde uns erkläret,
Daß du ein Saal, zu dem der Eintritt uns verwehret,
Ein Herrensaal voll blendender und reicher Pracht,
Wo man nur darf in glanzgewichsten Schuhen sacht
Nach Schicklichkeit und feiner Welt Manieren treten.
O schweiget doch, ihr falschen, lügenden Propheten,
O schweiget, denn davon ist wahr kein Wort zumal;
Die Poesie, sie ist nicht ein Gesellschaftssaal,

In dem zum Schwatzen kommt das bunte Volk zusammen,
Der Menschheit Unkraut, davon alle Uebel stammen.
Die Poesie ist mehr, sie ist ein Gottgebäude
Und Jedem offen, ob im Glück er oder Leide;
Denn eine Kirche ist sie, wo man, um zu beten,
Hinein im Buntschuh und barfuß sogar darf treten!

37.

Bei Rózsavölgyi's Tod.

1848.

Vén muzsikus, mit vétettem én neked? . . . .

Greiser Musikus, was hab' ich dir gethan,
Daß du stets mich so betrübest, sage an?
Traurig ward ich, als du strichst die Violin;
Nimmer streichst du sie, noch trüber ist mein Sinn,
Ja, noch trüber ist mein Sinn!

Kummer scheint der Ungarn Schicksalsangebind,
Denn sie leben kaum, wenn sie nicht traurig sind.
Ist es so, erwache, Alter, sei nicht müd',
Traure man doch wenigstens bei deinem Lied,
Wenigstens bei deinem Lied.

O, ein garstig Volk ist unser Volk, glaubt mir,
Vorwärts sieht es nicht, noch rückwärts, glotzend stier;
Es vergaß, was einst geschah, was man gethan,
Und die Zukunft? Was geht es die Zukunft an!
Was geht es die Zukunft an!

Dann blos ist der Ungar Mann, entflammt sein Blick,
Wenn ihm Herz und Ohren anfüllt die Musik;
Beide Augen stehn ihm dann in Thränen, hejh!
Sein beweinenswerthes Einst, das fällt ihm bei,
Wie beweinenswerth es sei!

Nun, wir können auch das Einst beweinen wol;
Denkt an Mohács! Die dort fielen, röchelnd hohl,
Hätte reihweis man begraben sie am Ort,
Zwanzigtausend, Grab an Grab wol, lägen dort,
Zwanzigtausend lägen dort!

Und nachdem wir ausgetrauert so den Harm,
Regt sich unsre Seele, regt sich unser Arm;
Stände uns ein Feind genüber alsogleich,
Wäre doppelt stark er, fiel er unserm Streich,
Jeder fiele unserm Streich.

Selber zu vertraun uns, fangen wir dann an,
Daß auch uns zu großer That noch frei die Bahn,
Daß erblühn das Ungarvolk noch werde voll,
Und sein Laub so Gott als Mensch anstaunen soll,
Gott wie Mensch anstaunen soll!

O erwache, greiser Geiger, alter Freund!
Laß bei deinem Sang uns trauern, sei's geweint;
Denn nur du hast es gewußt recht in der That,
Du nur wußtest, wo das Herz der Ungar hat,
Wo das Herz der Ungar hat!

Warum schiedst du? Daß wir überdrüssig dein?
Funfzig Jahre hast du uns erfreut allein!
Komme wieder, segne Gott dich, alter Schwan,
Fange doch gleich wieder frische Funfzig an,
Fange frische Funfzig an!

Und ich rief, ich rief, bis er auch kam zurück
Aus dem Grab; doch nur für einen Augenblick:
Nach dem Haus hin wies er, seiner einz'gen Hab',
Was darin war? — Geige nur und Bettelstab!
Geige nur und Bettelstab!

XIII.

Dem Vaterlande.

Die Freiheit und die Liebe,
Nur das sind meine Triebe!
Ich opfre gern für Liebe
Mein armes Leben,
Jedoch für Freiheit will ich
Die Liebe geben!

1.

Zwei Wanderer.

1842.

Honán kül a fiú . . . .

Außer Land der Bursche,
Doch im Land der Bach,
Zwischen hohen Felsen
Wandern sie gemach.

Aber lassen Schrittes
Geht der Jüngling hin,
Während jenes Bächlein
Eilig schießt durch's Grün.

Und des Jünglings Lippe
Schweigt bei stummem Gang,
Doch der Quell, der helle,
Rauscht in lust'gem Sang.

Das Gebirg bleibt rückwärts;
Jüngling und der Bach
Wandern fort im Ebnen,
Noch vereint, gemach.

Aber Bach und Jüngling,
  Sagt, warum habt ihr
Schnell getauscht die Rollen
  In der Ebne hier?

Denn die Wellen schweigen,
  Ziehn gelaß die Bahn,
Schnellern Schritts der Bursch doch
  Stimmt ein Liedlein an.

Es verlor das Bächlein,
  Das verstummt, sein Land;
Doch der Bursch die Heimat
  Eben wiederfand!

2.

Sylvester 1844.

1844.

Egy esztendö a másik sirját ássa . . . .

Es gräbt ein Jahr das Grab des andern Jahres,
Sie morden sich wie es die Menschen thun.
O Zeit! ein Schlag noch deines Flügelpaares
Und dieses Jahr wird auch im Grabe ruhn.
Lösch, sterbend Jahr, mit deines Hauchs Verwehen
Auch deines Daseins Spur für immerdar;
Ich schreibe dich dahin nicht, schwindend Jahr,
Wo meine glücklichen verzeichnet stehen!

Du hast ins Haupt mir, das voll hoher Pläne,
Gedankensamen viel gesäet mit Glück,
Und da gereift ich manche Früchte wähne,
So blicke ich mit Stolz auf dich zurück.
Nicht unbelohnt hab' ich den Drang gesehen,
Der Stern des Ruhms bestrahlte mich sogar;
Doch schreib' ich dich dahin nicht, scheidend Jahr,
Wo meine glücklichen verzeichnet stehen!

Mein Herz, lang' Spielball in des Unglücks Händen,
Es war des Leids in Brand gerathne Welt;
Du sprachst, ergreiset Jahr, der Brand soll enden!
Und es erlosch die Glut, die mich gequält,
Vom Schmerz blieb nur der Krater noch bestehen
Im Herzen, das nun still, der Gluten bar;
Doch schreib' ich dich dahin nicht, scheidend Jahr,
Wo meine glücklichen verzeichnet stehen!

O sterbend Jahr! an deinem Grabe schaukelt
Die Hoffnung jetzt in weicher Wiege mich;
Und darf ich glauben, was du vorgegaukelt,
So stehe an des Edens Schwelle ich.
Solch' sel'gen Zeiten im Entgegengehen
Bring' ich den Abschiedsgruß dir herzlich dar;
Doch schreib' ich dich dahin nicht, scheidend Jahr,
Wo meine glücklichen verzeichnet stehen!

Denn meiner Nation erlöschend Auge
Hing flehentlich an dir in Qual und Pein;
Du aber littst nicht, daß es Hoffnung sauge,
Und sprachst als Antwort nur ein donnernd: Nein!
Zerrissest ihr den Kranz, taub allem Flehen,
Der ihr verehrt von frischer Hoffnung war;
Drum schreib' ich dich dahin nicht, scheidend Jahr,
Wo meine glücklichen verzeichnet stehen!

3.

Der Edelmann.

1844.

Derezsre huzzák a gazembert . . . .

Auf den Derezs zieht man den Halunken,
Mit dem Stock die Schuld zu büßen;
Denn er stahl und raubte, und was weiter?
Ei, das mag der Teufel wissen.

Doch er rufet, sich dagegen sträubend:
„Sollt, zu schlagen mich, nicht wagen!
Bin ein Edelmann! — Das Recht verbietet
Einen Edelmann zu schlagen.“

Hörtest du es, Geist entehrter Ahnen?
Soll man sich mit ihm noch balgen?
Auf die Bank nicht sollt' man nun ihn ziehen,
Sondern hängen an den Galgen!

4.

An manche Ungarn im Auslande.

1844.

Ti fekélyek a hazának testén . . . .

Ihr Beulen an des Vaterlandes Leib,
Wie soll ich euch nur nennen?
O wär' ich Feuersglut, ich würde euch
Dies böse Blut ausbrennen.

Ich bin nicht Feuer, kann verzehren nicht,
Doch hab' ich Zorneslieder,
Die schleudre ich auf euer stolzes Haupt
Als grause Flüche nieder.

Ist denn so reich dies arme Vaterland,
Daß es den Schatz nicht trüge?
Ist doch dies Land, dies arme Land, so arm,
So krank sind seine Züge.

Ihr Räuber! Was das Vaterland zum Heil
Mit Schmerzen mag gebären,
Ihr opfert's einem fremden Götzenbild,
Auf fremden Volks Altären.

Und wenn das Vaterland im Staube läg',
Würd' euer Herz nicht brechen,
Und weinte Blut es auch, ihr würdet doch
Im Ausland lustig zechen.

Und dann erst kehrt ihr wieder heim wenn ihr
Schon wankt am Bettelstabe,
Zu betteln von dem Vaterland, das ihr
Beraubt habt seiner Habe.

Darum, wie ihr verbannt freiwillig euch
Von unsern heim'schen Pfählen,
So werfe eure Knochen aus das Grab,
Der Himmel eure Seelen!

5.

Von der Heimat.

1845.

Lement a nap. De csillagok . . . .

Die Sonne schied. Doch keine Sterne
Sind ihr gefolgt, — die Nacht ist trübe;
Kein Licht scheint ringsum, nur mein Lämpchen
Glüht noch und meine Heimatsliebe.

Ein schöner Stern ist Heimatsliebe,
So herrlich strahlt er nah' und ferne;
O arme Heimat, armes Ungarn,
Du hast wol wenig solcher Sterne! —

Wie meines Lämpchens Flamme flackert!
Schlug's Mitternacht? Ja, ihre Bahnen
Ziehn jetzt um diese kleine Flamme,
Sie, meines Volkes große Ahnen.

Sie strahlen, als wenn jeder einzeln
Für sich schon eine Sonne wäre,
Sie strahlen so, da sie gekleidet
In ihren Nimbus Ruhm und Ehre.

Blick' nicht auf deine Väter, Ungar!
  Der sich im Dunkel hin muß winden;
O blicke nicht in diese Sonnen, —
  Dein Aug' ist schwach, — es würd' erblinden.

Ihr, meiner Heimat hehre Ahnen,
  Ihr wart einst Stürme, welterschütternd!
Europa throntet ihr im Nacken,
  Das machtlos lag im Staub und zitternd.

O, groß war einst der Ungar, groß war
  An Macht und Reich er, siegestrunken;
Die Sternschnupp' ist im Ungarmeere
  Im Nord, Süd, Ost und West versunken!

Nur daß es lang' schon, seit der Lorber
  Das Ungarhaupt als Zier umblühte!
Ein Aar ist Phantasie, doch wird sie,
  Eh' diese Zeit sie denket, müde.

Verwelkt ist auf der Ungarstirne
  Der Lorber schon so lange Tage;
So lang' ist's, da du groß warst, Heimat,
  Daß uns dein Ruhm nur scheint noch Sage!

Lang' schon fand Thränen nicht mein Auge,
  Doch jetzt wird's feucht und schmerzlich loht es;
Ist Thau dies deines Frühroths? Oder,
  Volk Ungarns! deines Abendrothes?

Was bist du, Ungarruhm, gewesen?
Ein Flugstern, funkelnd, augerfrischend,
Im Nu, und dann vom Himmel schießend
Auf ewiglich im Nichts verzischend;

Ha, oder ein Komet, der wieder
Wird nach Jahrhunderten erstehen
Erneuten Glanzes, daß die Völker
Wie weiland, zitternd auf ihn sehen?!

6.

Geschichte dreier Herzen.

'845.

I.

Volt egy lovag, kinek nem volt hazája ....

Es war ein Ritter, der kein Vaterland mehr hatte,
Denn es durchzog der Feind sein Land, der nimmersatte,
Und hat Verwüstung, Plünderung gebracht dem Lande
Bei seiner Schlachtenfeuer traurigprächt'gem Brande.
Und bei der Schlachtenfeuer trauervollen Gluten
Da röthete des Helden Antlitz sich voll Beben,
Da floß so roth sein Blut; nah' war er dem Verbluten,
Nur um zu retten seiner theuern Heimat Leben!
Vergebens aber ist des Helden Blut geflossen,
Er blieb zurück, das Vaterland doch starb in Schmach.
Ein abgebrochner Zweig des Baums, dem er entsprossen,
War nun der Heimatslose; und der jäh ihn brach,
Der Sturmwind trug ihn hin auch durch die weite Welt.
Als nun die Wolke hinflog über ihn im Feld,
Blieb dort, wo der zertretnen Heimat Grenze war,
Er leidvoll stehn und kniete nieder, wortebar,

Um seiner Thränen letzten Tropfen auszuweinen,
Auf jene Erde, die nun seines Volkes Grab.
Die Thräne war der letzte Schatz von allem Hab,
Drum wollt' er sie noch mit der Heimat Schutt vereinen.
Dann rafft' er sich empor und dumpfer Kummer schritt
Wol überall zur Seite ihm als Schatten mit.
Und als er war ermüdet von der langen Flucht,
Hat er ein still Gefild zur Ruh' sich ausgesucht,
Weitab, in eines fremden Volkes fernem Reich.
Er dachte, daß der Tod ihn leichter wol mag finden,
Bleibt er an einem Ort, sich härmend kummerbleich.
Und fällt auf ihn herab des Todes weiße Blume,
So wird mit diesem letzten jeder Wunsch ihm schwinden!
Deß harrt er nur im stillen Waldesheiligthume,
Wo er ermüdet eingekehrt, nach Ruh' verlangend,
Doch wo ein Mädchen lebte, jugendschön erprangend,
Rings von der Gegend angestaunt, ein Maienlicht!
Der Ritter aber sah des Mädchens Schönheit nicht,
Er sah ja nichts, als seiner Heimat Trümmer,
Und wurde nicht gewahr, wie oft mit feuchtem Schimmer
Die Sternenwelt im Blick der Maid ihm zugewandt,
Und wie ihr Auge flammte in süßdunkelm Brand!
So schwanden ihre Tage denn in Liebesbangen
Und malten weiße Lilien leis ihr auf die Wangen,
Die Qualen, daß zu sprechen sie nicht wollte wagen!
Denn was auch konnte sie dem hohen Ritter sagen,
Sie, die zwar reich an Feld und Haus und sonst'gem Gut,
Die aber nur entsprossen niederm Volkesblut?

In jener Gegend aber hat ein Jüngling noch gelebt,
Ein armer Bursch, der ärmste Knecht, im Tagwerkslohn
Das Leben fristend kümmerlich und stets bestrebt,
Der längst der schweren Müh' erlegen wäre schon,
Wenn manchmal er das Mädchen nicht erschauen dürfte,
Aus derem Anblick er sich neue Kräfte schlürfte,
Und deren Zauber suchend auf geheimen Bahnen;
Denn der Gedanke macht ihm Furcht, sie möge ahnen
Ja seine Liebe, sie, das reiche Bauernkind,
Der er, wenn ihm vom trocknen Brot in guter Zeit
Ein Schnittchen mehr wird, sich wie eines Glückes freut!
Und doch fühlt er sich selig und vergißt der Wehen,
Darf er das Mädchen aus der Ferne nur erspähen!

II.

Und jene große Stunde unserm Ritter schlug,
Die ihn aus dieser Welt in eine andre trug,
Wo Usurpatortrotz nicht seine Blitze sendet
Auf rechtbewußter Völker Haupt, wo Willkür endet!
Sie legten tief ihn in die Erd' zu ew'gem Schlummer
Und rollten keinen Stein auf jenes Hügels Grün,
Der nun sein Schild war gegen dieses Lebens Kummer —
Zu was auch einen Stein? Seit er entschwebt dahin,
Wurd' ja des Mädchens Herz zu Stein, fühllos der Schmerzen;
Und lebt Gefühl nicht mehr in eines Menschen Herzen,

Was hat er dann zu suchen noch auf dieser Welt?
Bald hat der Tod die Maid dem Ritter beigesellt;
Man legte hin sie, wo sie nimmer wurd' erwecket.
Der arme, arme Diener doch, das Herz voll Wunden,
Seitdem ihm seines Daseins einz'ger Halt entschwunden,
Was hätt', des Lebens Last zu tragen, Kraft gegeben?
Er machte selbst ein Ende seinem schweren Leben!

III.

Und Mitternachts, wenn auf sich thut der Gräber Pforte,
Erhebt der Diener sich, geht hin zu jenem Orte,
Wo man sein Lieb begrub; er schleicht dahin so gerne,
Um seines Lebens Gottheit zu erspähn von ferne.
Doch findet er die Jungfrau nicht im Grabe liegen;
Auch sie sucht Mitternachts dem Grabe zu entfliegen,
Um jenes Ritters Geist 'n stiller Nacht zu sehen.
Vergeblich doch, vergeblich bleibt des Mädchens Spähen;
Denn weithin flog der Ritter, weit, zu fernem Strand,
Zu sehn: ob noch in Ketten sei sein Vaterland!

7.

Die Kette.

1846.

Szabadságért küzdött az ifju . . . .

Der Jüngling hat gekämpft für Freiheit,
Im Kerker sitzet er nunmehr,
Und rüttelt und verflucht die Kette,
Die ihm die Glieder drückt so schwer.
Doch spricht die Kette: „Rüttle, klirre,
„Doch fluche mir nicht, fluch' mir nicht!
„O klirre, Fluch ist mein Geklirre,
„Der dem Tyrannen wird Gericht!

„Nicht wahr, du kennst mich nicht? Im Kriege
„Für Freiheit war ich doch ein Schwert,
„In deiner Hand hab' ich gefunkelt,
„Mich auf dem Blutfeld treu bewährt.
„Wo finden wir uns, Sohn des Unglücks,
„Und ich, unglücklich Schwert, nunmehr?
„O klirre, Fluch ist mein Geklirre,
„Er ruht am Haupt der Willkür schwer.

„Man schmiedete aus mir die Kette,
„Aus mir, die ehmals Schwert ich war,
„Und Der mit mir gekämpft für Freiheit,
„Den kett' ich nun auf immerdar!
„Es ist der Scham, des Zorns Erröthen,
„Der Rost, der roth an mich sich schmiegt.
„O klirre, Fluch ist mein Geklirre,
„Der nach dem Haupt des Quälers fliegt."

8.

Die ungarische Nation.

1846.

Járjatok be minden földet . . . .

Alle Welt könnt ihr durchgehen,
Welche Gott nur ließ erstehen,
Nichts wol wird in allen Reichen
Unserm Ungarvolke gleichen!
Doch wie soll man es betrachten?
Es bedauern, es verachten?
Wenn die Erde Gottes Hut ist,
Ist der Blumenstrauß des Hutes
Unser Land; — voll duft'gem Gut ist
Dieses Land des edeln Blutes!
Welcher Reichthum! — Goldgelb wieget,
Wo so breit die Ebne lieget,
Sich der Ocean der Aehren.
Jeder Berg birgt Grubenfehren,
Und Metall in allen Räumen,
Daß man mehr nicht könnte träumen!

Aber troz dem reichen Segen,
Dieses Volk, wie arm doch ist es,
Elend, nackt, und Alles mißt es,
Ist dem Hunger fast erlegen!
Und im Geisterreich Demanten
Birgt es, Perlen und Brillanten;
Doch sie bleiben tief im Boden.
Oder wenn sie auch beim Roden
Fallen in des Zufalls Hände,
Ist im Staub, im Koth ihr Ende,
Oder, von der Noth bedrücket,
In die Fremde man sie schicket,
In die weite Welt sie wandern,
In das Schatzgewölb' von Andern,
Und wenn wir sie dort ersehen,
Bleiben offnen Munds wir stehen,
Mit dem Afterruhm zufrieden,
Daß dies unser Land beschieden.
Wo ist jener Stolz geblieben,
Den man uns so oft beschrieben?
Sprecht mir nicht vom Ungarstolze,
Dieser Frucht vom dürrsten Holze!
Ein Jahrtausend ist verflogen,
Seit das Volk hier eingezogen;
Aber wenn es plötzlich sterben
Nach so langem Dasein müßte:
Was vermacht' es seinen Erben,
Daß die Nachwelt von ihm wüßte?

Wol das Buch der Weltgeschichte?
Drin steht nichts von unserm Leben!
Oder wenn, — uns zum Gerichte!
Denn es würde Kunde geben:
„Tausend Jahr' am Tissastrande
Saß ein Volk, feig, faul, in Schande!"
Heimat, o wann schickst du wieder
Einen Strahl des Ruhms hernieder,
Wann lernst du dich selbst erkennen,
Daß man dich mit Stolz mag nennen?

9.

Der ungarischen Nation.

1847.

Van-e egy marok föld a magyar hazában ....

Gibt's ein Fleckchen Erde, das nicht vollgetränket
Schon mit Ungarblute hier im Ungarlande?
Doch verwischt ist's Blut der Ahnen, stark und bieder;
Denn die Söhne färbten schwarz die Erde wieder,
Da vertüncht den Boden sie mit ihrer Schande!

Und so wurde Lüge jene ewige Wahrheit,
Daß nicht Hasen wol ein Löwe kann gebären!
O ruhmreiche Väter, ihr gewaltigen Leuen,
Könntet ihr erstehen, nimmer würde freuen
Diese Sippschaft euch, die erbte eure Ehren!

Und es rühmt sich dies Geschlecht des Ahnenruhmes,
Prahlt noch mit dem Einst und mit dem Blut nicht minder!
Wird sich einst die Zukunft auch mit uns wol prahlen,
Unser nicht gedenken blos mit bangen Qualen,
Und erröthend nennen dieses Zeitlaufs Kinder?

Ei, was schiert das uns wol! Lebend wie die Thiere,
Sind zufrieden wir, wenn wir nur Brot erwerben.
Aus dem Rang der Welt sind wir zurückgeblieben,
Nicht ins Buch der großen Völker mehr geschrieben,
Können leben nicht und wagen nicht zu sterben!

Schmach dir, Nation, und Schande! Ehmals waren
Wir im Rechenbuch des Schicksals erste Nummer,
Nullen jetzt, nichts sagend, nur geduldet gütig;
Die vor uns gekniet einst, schlagen übermüthig
Uns nunmehr ins Antlitz! — Schmach dem trägen Schlummer!

Und mir selber Wehe, daß ich gen die Mutter,
Um zu geißeln sie, den Arm nun muß erheben!
Seine Mutter schlägt der Sohn; jedoch die Wunden
Werden, die ich schlag', von mir noch mehr empfunden,
Und ich weiß es, Sünde ist dies Thun und Streben!

Trotzdem will ich nicht ermüden, ob nun gleich auch
Noch viel tiefre Schmerzen mir das Herz durchpochen,
Ei, und straft auch Gott mich, sollen meine Hände
Geißeln doch die Nation, bis daß zu Ende
Wieder wach ihr Herz ist, oder mein's gebrochen!

Alexander Petöfi.

Ein Dichterbild

von

Kertbeny.

Alexander Petöfi.

Ein Dichterbild

von

Kertbeny.

Alexander Petöfi

wurde am 1. Januar 1823, somit, gleich Heine, als Neujahrskind, zu Félegyháza in Kleinkumanien geboren. Sein Vater war damals daselbst Fleischer, scheint aus einer obern Gegend des Landes nach dem Flachlande Ungarns gezogen zu sein, und behielt stets seinen Familiennamen Petrovics bei, welchen der Sohn, vermuthlich des gefälligern Klanges wegen, für sich in Petöfi umtaufte, aber auch erst nachdem er die literarische Laufbahn betreten. Der alte Petrovics war infolge unverschuldeten Unglücks nach und nach in seinem Vermögen sehr herabgekommen, jedoch muß es den Akatholiken Ungarns zugestanden werden, daß auch der Aermste unter ihnen bestrebt ist, seinen Kindern etwas Schulbildung zukommen zu lassen, was ihnen durch ihr Gemeinwesen sehr erleichtert wird, und so ging denn Sándor (spr. Schahn-dor, d. i. Alexander) zuerst in das evangelische Gymnasium zu Aßód, dann zu Szentlörincz und später in das Lyceum der Bergstadt Schemnitz. Aber von frühester Kindheit an war unser Dichter ein heißblütiger und dabei trotziger Charakter, von unruhiger Natur und einer fast krankhaften Sehnsucht nach Unab-

hängigkeit; so gefiel ihm denn das Schulleben auch durchaus nicht, und er desertirte als kaum zwölfjähriger Junge 1835 von Schemnitz nach Pest. Das großstädtische Leben der Residenz imponirte ihm und blendete ihn völlig; aber nicht so sehr dessen reale Wirklichkeit, als vielmehr des Daseins künstlerische und ziemlich blasse Wiederspiegelung, das Theater. Schon in Schemnitz war er, wie Wilhelm Meister, für die Komödie in jeder Form begeistert. Nebenbei bemerkt, ist es überhaupt merkwürdig, wie das Schauspielwesen gerade auf den ungarischen Charakter einen Einfluß übt wie das Licht auf eine Mücke. Diese Thatsache bleibt um so merkwürdiger, da es kaum einen Volkscharakter gibt, der untauglicher für dies Fach scheint, als eben der ungarische; sein instinctiver Stolz, der sich selbst bei dem letzten Bauer findet, seine angeborene unmobile Grandezza, sein Mangel an Humor und socialer Accomodabilität scheinen arge Hindernisse für eine Kunst zu sein, welche große körperliche wie geistige Gewandtheit und Schmiegsamkeit und einen gewissen Mangel von allzu prüdem Zartgefühle zur Darstellung der verschiedenartigsten, oft nicht schmeichelhaften Persönlichkeiten unbedingt erfodert. Und doch kommen in den Annalen der ungarischen Theatergeschichte vielfach Namen vor, deren Träger fast mit der Zähigkeit der fixen Idee eines Wahnsinnigen dem Thespiskarren nachliefen, entweder durch große Opfer der Familienbande ihren endlichen Sieg erkaufend, wie z. B. der jetzt berühmte Tragiker Gabriel Egressy, dann Megyeri, Szentpéteri, Szigeti; oder durch Aufgebung ihrer höhern Gesellschaftsstellung,

wie der eben zur deutschen Bühne übergetretene Graf Nikolaus Bethlen, genannt Bolnay; oder auch, und das ist die dritte Kategorie, junge Leute, die dann in andern Fächern, besonders als Schriftsteller, zu Ruf gelangten, lange Zeit aber ihr wirkliches Talent verkannten und um jeden Preis Helden der Bühne werden wollten, so die Dramatiker Katona und Czakó, der Romancier Dobsa, der Lyriker Johann Vajda, der große Epiker Arany — und vor allem Ungarns größter Dichter Petöfi, von dessen Theatermanie noch genugsam in diesen Blättern die Rede sein wird.

Also Petöfi war in Pest, wurde aber bald gezwungen ein Gassenjungenleben zu treiben, da dem Knaben natürlich aller sonstiger Erwerb, wie die Mittel und Kenntnisse zu einem solchen fehlten. Theils aus Fanatismus fürs Komödienspielen, theils aus Noth, und endlich aus Furcht, ins Vaterhaus zurückzukehren, trat er zum Theater über. Als Schauspieler? Nein, er begnügte sich, den Laufburschen zu machen, Abends die Costüme in das Theater und die Stühle und Tische auf die Bühne zu tragen. Romanhafte Geschichtschreiber erzählen Aehnliches von Shakspeare.

Das ging so eine Weile, bis der Vater erfuhr, wo sich das Söhnchen umhertrieb. Da kam denn der wackere Fleischer nach Pest, packte Sándor ohne weiteres auf den Bauerwagen, und als der junge Künstler auf halber Heimreise wieder entwischen wollte, erfuhr er eine recht harte Züchtigung. Seine gute Mutter jedoch küßte ihm die Schrammen heil, und schon damals war sie die Einzige,

welche ganz sicher in ihrem einfachen bäuerlichen Mutterherzen wußte, daß ihr Sohn zu Großem bestimmt sei — vielleicht sogar zu einem Herrschaftsfiscal oder Hußarenlieutenant!

Lady Bulwer sagt irgendwo: „Jeder junge Mann beurtheilt das ganze weibliche Geschlecht, je nachdem er eine Mutter hat.“ Es liegt viel Tiefe in diesem Satze, und es ist ein eigenthümlicher Zug, daß fast alle großen Dichter, ja überhaupt die meisten wirklich bedeutenden Charaktere der Geschichte, viel inniger an ihren Müttern hingen, denn an ihren Vätern. Die allgemeine Literaturgeschichte weist genug solcher rührender Beispiele auf, so bei Sophokles und Virgil, bei Dante und Wolfram von Eschenbach, bei Shakspeare, Petrarca, Voltaire; neuerer Zeit bei Goethe, Jean Paul, Byron, Heine, Lenau. Die Dichter des Orients vor allem trieben die Liebe zur Mutter gleich einem Cultus, was um so bedeutsamer bei Völkern ist, wo das Weib sonst die niedrigste Stufe der Achtung einnimmt.

So oft Petöfi von seiner Mutter sprach oder sang, war er frei von aller Affectation, und in seinen Gedichten waltet in Bezug auf sie die liebevollste und zartsinnigste Kindesliebe, wie sie noch je ein Poet ausgesprochen. Sein Vater dagegen tritt stets als trocken-humoristische Figur auf, als ein Mann, der durchaus kein Behagen daran hat, daß sein Sohn solch ein poetisirender „Cantor“ geworden, und mit dessen Erfolgen er sich erst später aussöhnte. Im Hintergrunde steht dann immer das liebe Gesicht der Mutter, die für den Liebling nur Thränen und Küsse hat.

Unser Dichter war aber auch ein braver Sohn. Er machte wol während seiner Entwickelung seinen Lieben argen Schmerz und Verdruß, denn es gibt nun einmal Charaktere, welche durchaus nur sich selbst ihren Durchbruch verdanken müssen, soll es zum Durchbruch kommen, hijos de sus hechos, wie Napoleon sagte; aber als er später zu schwindelndem Ruhme und zu etwas Vermögen gelangt war, nahm er seine armen alten Aeltern zu sich, pflegte sie treu, und als Beide rasch nacheinander, und kurz vor des großen Lyrikers eigenem Tode, im Frühjahre 1849 starben, besang er ihr Andenken in einer rührenden Elegie. Sein Jugendfreund, Petrics-Orlay, zeichnete die beiden guten Alten in Crayon, und wie man sagt, sehr ähnlich, welche Blätter der Schreiber dieser Zeilen sich erst unlängst copirte.

Zurückgekehrt ins Vaterhaus, hielt es aber das vierzehnjährige Genie in so engem Kreise nicht lange aus. Der Alte wollte durchaus aus ihm einen Menschen nach seinem Schlage machen; der Junge hatte jedoch den dunkeln Trieb in sich, auf irgend eine Art etwas mehr als ein gewöhnlicher Mensch zu werden. Man behielt ihn nur mühsam bis nach der großen Donauüberschwemmung 1838 daheim in Kunßentmiklós, dann wurde er zu einem Verwandten nach Oedenburg gegeben, wo er mit Beginn des Schuljahres das dortige Lyceum besuchen sollte.

Aber 1839 in Oedenburg angekommen, ging Petöfi statt zu dem Verwandten geradewegs nach der Kaserne, und wurde Soldat. Er stand nun als Gemeiner Wache, kritzelte das Schilderhaus mit Versen voll und wurde

von seinen Kameraden als „gelehrter Soldat“ bespöttelt und sich selbst überlassen, wie etwa um gleiche Zeit in einem andern Theile der Monarchie der unglückliche Joseph Emanuel Hilscher, Byron's genialster Uebersetzer.

Petöfi machte übrigens schon als Schulknabe zu Schemnitz Gedichte, die Jedermann gefielen, nur seinem Professor nicht. Dieser sagte ihm einmal direct ins Gesicht, er glaube nicht, daß Sándor jene Verse gemacht. Aufgebracht verlangte der Knabe eine andere Aufgabe, und dichtete sie vor den Augen des Lehrers um. Als er später öffentlich als Dichter auftrat, gab es auch nur Einen Kritiker, Franz Császár, welcher selbst die inhaltslosesten Verse schmiedete, und doch glaubte, Petöfi sei kein Poet, und Petöfi haßte Niemanden trotziger und leidenschaftlicher als diese „Excellenz“, auf die er überaus witzige Knittelreime circuliren ließ, und deren prachtvoll gedruckte Gedichtsammlung er sich um sauer erworbenes Geld kaufte — um das Exemplar eben nicht in Ehren zu halten.

Das Soldatenleben ward ihm übrigens bald zur Last. Weshalb war er jedoch, und zwar freiwillig, Soldat geworden? Einfach, weil er dachte, das Regiment werde nach Tirol marschiren. Und dann? Dann hatte er den festen Vorsatz, einmal in Tirol, nach der nahegelegenen Schweiz zu desertiren! Petöfi's Jugend fiel eben in die Zeit der politischen Wiedererwachung Ungarns. Die parlamentarische Rhetorik eines Nagy, Wesselényi, Széchényi, Balogh u. s. w. summte in Aller Ohren. Schon als Knabe war er von vaguen politischen

Stimmungen beeinflußt. Und dann hatten, allein von allen andern Studien, die alten Classiker tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht; er träumte von antiken Republiken, und sehnte sich, Luftschlösser bauend, nach der freien Schweiz.

Allein er täuschte sich mit seinen Fluchtplänen. Das Regiment ging nicht nach Hofer's Heimat, sondern — nach Kroatien. Cromwell wollte bekanntlich nach Amerika, als ein Befehl Karl's I. alle Häfen sperrte; Mirabeau befand sich bereits auf dem Schiffe nach Isle de France, als er Schulden halber verhaftet und nach Schloß If gebracht wurde, — welche Folgen hatten diese beiden Internirungen! Und nicht zu gering anzuschlagende Folgen hatte es für die ungarische Literatur, daß jenes Regiment nicht nach Tirol ging!

Petöfi diente fast zwei Jahre als gemeiner Soldat; seine Starrköpfigkeit machte ihm zudem das Leben nicht angenehm, und endlich erkrankte er. Da erwirkte ein humaner Regimentsarzt des armen Verirrten Entlassung.

Er ging nun 1841 nach Pápa, um dort weiter zu studiren, lernte jedoch nicht zu fleißig, trieb sich lieber in den unter den Studenten gebildeten Vereinen umher, wo man sich gegenseitig Gedichte vorlas, und gewann einmal auch einen Preis von zwei Ducaten für eine Elegie. In Pápa schloß er sich eng an zwei Gleichgesinnte an. Es waren dies Samuel Petrics-Orlay, welcher durchaus Dichter, und Maurus Jókay, welcher durchaus Maler werden wollte, während Petöfi keine größere Leidenschaft kannte, als Schauspieler

zu werden. Das wirkliche Leben tauschte die Rollen dieser drei Jünglinge ganz entgegengesetzt aus. Petrics ist heute ein recht talentvoller Historienmaler, Jókay der fruchtbarste und populärste Romanschriftsteller, Ungarns Dumas, und Petöfi wurde der größte ungarische Lyriker. Letzterer begriff übrigens seine eigentliche Mission erst spät, damals dachte er nur an Thalia, nicht an Apollo, und so verließ er denn 1842 auch Pápa wieder und lief „unter die Komödianten“. Wie es ihm früher als Soldat und nun als Schauspieler erging, hat er genugsam in humorreichen Gedichten beschrieben. Er trieb sich jetzt weit und breit im Lande bei den ziehenden Truppen umher, noch am längsten in Kecskemét ausharrend. In den ersten Tagen seiner theatralischen Laufbahn begann auch seine literarische. Im J. 1842 erschienen drei Lieder von ihm in der trefflichen Wochenschrift „Athenäum“, redigirt von Vörösmarty, Bajza und Dr. Toldy. Sie erregten bei den vertrautern Lesern des Journals wol ein leichtes Interesse, Niemand ahnte jedoch, welch ein mächtiger Geist da hervortrete.

Wie alle seine damaligen Bekannten es noch heute aufrichtig bestätigen, war Petöfi ein absolut talentloser Schauspieler, und es ging ihm daher auch sehr schlecht. Von unansehnlicher Erscheinung auf der Bühne, declamirte er zudem überaus lächerlich falsch, und hatte die Manie «to out-herod Herod», wie Hamlet sagt. Im J. 1843 kam er zum zweiten male nach Pest, und trug einige Gedichte zu Bajza „mit einer schönen Empfehlung von Petöfi, der sie durch ihn schicke“. Man

fragte nicht, wer dieser „Petöfi" sei, denn man hielt den Namen für ein Pseudonym, und Bajza wie Vörösmarty prophezeiten einen guten Dichter.

Der Pseudonymus wußte aber hiervon nichts, und war zu einer Truppe nach Preßburg abgegangen. Bald wurde sein Name bekannter, aber nicht als Schauspieler, sondern als Poet. Die Tagesschriften brachten zahlreiche Gedichte von ihm.

Merkwürdig jedoch, sogar Petöfi selbst hatte nicht den Muth, gleich anfangs seine so rasch zündenden Volkslieder, jedenfalls seine genialsten Schöpfungen, anzuerkennen, er ließ sie einzeln unter dem Namen Pönögei Kis Pál, d. i. Paul Kisch von Pönöge, abdrucken.

Und natürlich. Es gibt kaum eine Literaturgeschichte, die gleich der ungarischen so andauernd eine Unterdrückung alles Allgemeinmenschlichen, des sogenannten Volksthümlichen, zu Gunsten einer exclusiven Bildung aufweist. Wol bei allen Völkern ist dies vorgekommen, wo zweierlei Bildung, die nationelle und die fremde, die natürliche und die gelehrte, in Conflict geriethen. In der alten Welt waren die einzelnen Völker mehr ein geschlossenes Ganzes, eine Welt für sich, daher bei den Griechen auch ihre abstractesten Ideengänge nationell blieben, allgemein und nicht blos für Eingeweihte verständlich waren. Bei den Römern, wo die Sieger dem geistigen Einfluß der Besiegten unterlagen, zeigte sich schon dieser Conflict; die uns überkommene officielle römische Poesie ist ein künstliches Gewächs, welches die uns bis auf wenige Spuren völlig verloren gegangene römische Volks-

poesie, bis zur Zeit des Ennius, vollständig überwucherte und erstickte. Die Griechen hatten keine eigentlichen Volkslieder im heutigen Sinne, denn selbst die Oden Pindar's und die Skolien des Sokrates waren noch Volkslieder, nicht Producte einer exclusiven Kunstzunft. Aber Ovid und Virgil, Tibull und Properz waren Dichter der Gesellschaftskaste Roms, außer Rom nur mit Hülfe römischer Sprache und Denkart verständlich. Im Mittelalter erwies sich dieser Gegensatz noch deutlicher. Alle einzelnen Stämme, die Celten, die Angelsachsen, die Normannen, die Franken, die Germanen, die Faröer, die Cantabrer und die Gälen, sowie die Kymren, als auch die Gelbrussen, die Weißrussen, die Ukrainer, wie die Czechen, die Serben, die Lechen und Wenden, sie hatten alle, je nachdem sie in der Geschichte auftraten, ihre ausgesprochene Volkspoesie, welche jedoch sogleich verdorrte und versengt wurde unter dem Golfstrom der über sie dahin wehenden Christianisirung, die ihre Centralisation mit Hülfe Einer Sprache und Einer Denkungsart durchsetzte, und so oft auch der nationelle Drang bei den einzelnen Völkern zeitweise ein Emporstreben versuchte, es gelang nur auf Momente; so die Perioden des walesischen Sagenkreises, die der Longobarden, der französischen Trouvères, der Provenzalen, der Bretagner, der deutschen epischen und lyrischen Romantik, des Maurenthums, oder des Helden Marko, die sogleich wieder von abstracter und exclusiver Bildung erdrückt und verwischt wurden. In Spanien, wo die Literatur überhaupt eine originelle, von außen weniger beeinflußte Richtung nahm, brach

sich das Volksthümliche früher und durchgreifender als irgendwo, nämlich schon im 16. Jahrhundert, Bahn, und der Romancero des Martin Nucio verdrängte bald die bis dahin üblichen Canconieros der Kunstdichter; und obgleich letztere die «Rusdicidad de vocablos» stets angriffen, hatte der Geist wie die Form dieser nationellen Volksdichtung doch so viel Einfluß und Macht, daß ihre Metrik sogar auf die großen Dramatiker überging und der Romanzenton zur allgemeinen poetischen Nationalform wurde. Aber der Einfluß der französischen Afterclassicität unterdrückte im 18. Jahrhundert soweit diese gesunde Anschauung, daß man sich förmlich dieses eigenen Reichthums schämte und ihn nur mehr den untern Volksschichten überließ, und Quintana, als er 1796 wieder wagte mit solch einem Romancero antiguos hervorzutreten, diesen Versuch so linkisch und befangen zu entschuldigen strebte, gleich Einem, der Strohbündel in einen Salon trägt. Und in der That verdanken die heutigen Spanier die Erhaltung dieser kostbaren Reliquien auch nicht ihren Landsleuten, sondern Deutschen, nebst Herder besonders Jakob Grimm, Depping und Ferdinand Wolf. In England war Addison der Erste, welcher 1720 eine schwache Ahnung bekam, daß neben der officiellen Poesie auch noch eine traditionelle existire und von einigem Werth sei, bis denn Bischof Percy 1765 durch seine Ueberreste altenglischer Dichtung diese Ahnung zur Gewißheit erhob. Im gleichen Jahre geschah die Auffindung der Nibelungenhandschrift durch Bodmer, aus welcher Thatsache sodann die zu Tageförderung des ganzen deutschen

Volksdichtungsschatzes und später die jene Auffindung systematisch betreibende Schule der Germanisten hervorgingen. Bischof Brynjolf entdeckte zwar schon 1643 den Pergamentcodex der Edda, die aber erst 1787 veröffentlicht wurde und in Skandinavien zu ernsten Forschungen auf dem Gebiete der Volkspoesie führte. Die entschiedenste, für ganz Europa zur Losung gewordene Proclamation zu Gunsten des Volksliedes ging jedoch von Herder 1782 aus, und er richtete dadurch nicht nur das deutsche Streben auf welthistorische Zwecke, sein Beispiel brachte auch alle andern Völker zum Erwachen und zur Wiederauffindung ihrer bis dahin misachteten Schätze. Von großem Einfluß auf Herder war übrigens sowol die Sammlung Percy's, wie besonders die 1780 gemachte Entdeckung Ossian's durch Macpherson, welche jedoch erst 1807 durch die dubliner Ausgabe den rechten Werth erhielt. Schon 1796 wies Abbé Fortis auf die serbischen Epen hin, welche Wuk Stefanowitsch 1814 gesammelt vorlegte. Im J. 1804 fand man die Wladimirsagen des Kirscha Daniloff; 1817 entdeckte Hanka die Königinhofer Handschrift, und W. v. Humboldt die baskische Dichtung; 1824 gab Faurriel die neugriechischen, 1829 Villemarqué die bretagnischen Volkslieder heraus; 1840 machte Lönnrot mit der finnischen Kalevala bekannt, 1843 Rhesa mit der lithauischen und 1850 Neus mit der esthnischen Volkspoesie; 1846 gab Rückert die vormohammedanische Volksdichtung der Araber heraus, und es existirt nun kaum mehr ein Volksstamm, bei welchem die solange verachtete und übersehene Nationaldichtung nicht schon gehoben wäre,

und der Charakter, den die gesammte moderne Kunstdichtung Europas trägt, ist aus der Auffindung jenes Quells der Verjüngung hervorgegangen.

Gleiche Schicksale hatte das Volksthümliche, Nationelle der ungarischen Literatur durchzumachen, nur noch andauernder, und nicht allein durch den Gegendruck der Christianisirung, sondern auch durch Ursachen, welche im Nationalcharakter selbst und seiner historischen Entwickelung ihre Begründung hatten. Die ungarische Nation war eine Adelsnation, deren gesammte Glieder, von den Anführern bis herab zum Kriegsknechte, im Augenblicke der Reichsconstituirung auf europäischem Boden aus Einer Familie und staatlich gleichberechtigt bestanden. Die Gegensätze von Adeligen und Nichtadeligen ergaben sich erst durch die Unterjochung oder Aufnahme fremder Völkerschaften und Individuen, und letztere galten nicht nur als nichtadelig, sondern gleichbedeutend als nichtungarisch. Dann trat der zweite, aus dem Geschichtsproceß sich ergebende Factor hinzu, das Gefühl und die Erfahrung des Isolirtseins, der Bedrohung, als kleine Insel inmitten großer sie umgebender Volksmeere, durch die Flut des allgemein andrängenden Geistes westlicher Cultur weggeschwemmt und übersandet zu werden. Diese Ursachen machten geschichtlich den ungarischen Charakter zu einem ernsten, spanischsteifen, puritanischen, pathetischen und aristokratischen, der es unter seiner Würde und für unmännlich hielt, Andern zur Erheiterung zu dienen, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, in lyrische Stimmungen zu gerathen, etwa gar mit dem ordinären Volke zu tanzen, zu

jubeln und zu singen — er war, stets auf dem Kothurn des Heroismus stehend, jeden Augenblick bereit, wüthend in die Schlacht zu stürzen und für das Vaterland zu verbluten, somit konnte er auch in den Augenblicken der Ruhe seiner Rolle nichts vergeben. Fremde, nicht so aristokratischer Race Angehörende, die Böhmen, die Zigeuner, die Walachen, waren da, ihm ihre Lazzis vorzumachen, ihn durch einschmeichelnde Künste zu zerstreuen, und er verzog dabei den Mund nicht einmal zum Lächeln — so lange die Gesellschaft nüchtern war. Und nicht blos der Adel, der letzte Bauer sogar, mehr Krieger als Landmann, hatte diese Ansicht von Schicklichkeit, dies Bewahren des Nimbus, und nur die Weiber, die Mädchen, die Jungens, so lange sie noch im ersten Liebesfieber standen, sie nahmen sich ein Recht heraus, leise zu singen. Noch mehr führte die Reformation diesen Puritanismus durch. Sie wandte sich zwar an die Volkssprache, um sich recht populär zu machen, raubte dadurch aber der Dichtung den letzten Hort. Der Katholicismus unterdrückte die Volkssprache, vermischte sie aber nicht mit seinen Vorstellungen und Ideen, zu deren Begriff er ein fremdes Idiom, das Lateinische, aufzwang. Der Reformatismus jedoch dehnte seine didaktischen Bestrebungen auch auf dies bisher natürlichem Wachsthum überlassene Feld aus, vertilgte emsig das „Unkraut“ der weltlichen Sängerei, und impfte die Anschauung ein, nur das Nützliche sei schön, also die Poesie habe sich blos mit Moral zu beschäftigen. All' das war übrigens noch nicht Hemmniß genug, es mußte noch die Josephinische Periode kommen,

und als die Nation den Todesschreck erlebte, sich ohne den Prozeß gespürt zu haben, schon halb erstorben zu finden, da griff sie voll Bangen und Eifersucht zu dem Präservativ, den etwa nochmals möglichen Fall durch Durchdringung aller Ideen vom abstracten Nationalbegriffe unmöglich zu machen, und setzte dies Experiment mit einer Hast und einem zähen Eifer durch, deren Endresultate in der Geschichte großartig dastehen, deren einzelne Symptome aber weder tadellos, noch stets ohne Lächeln anzusehen waren. Wir Ungarn können uns dies heute schon eingestehen, denn unsere Errungenschaften sind gesichert, der Kampf ist vorbei; wir bilden zwar keinen selbständigen politischen Staat mehr, aber der bornirteste Gegner wird es uns heute doch nicht mehr abstreiten, daß wir eine Nation sind, eine Thatsache, die trotz des selbständigen Staates nach dem Tode der Maria Theresia sehr in Frage gestellt war.

Es würde viel zu weit führen, all' diese Anschauungen durch Citate zu erhärten und zu erläutern; hier soll nur flüchtig nachgewiesen werden, wie sehr das eigentliche Volkselement, also das Allgemeinmenschliche, bis zu Petöfi in der gesammten ungarischen Literatur fehlte, oder besser, nicht zur Herrschaft gekommen war, und dieser Nachweis ist nöthig, eben um die hohe Bedeutsamkeit jenes Dichters und seiner Erfolge würdigen zu können, den man aus vorliegenden Zeilen bisher erst als trotzigen Schuljungen, gemeinen Soldaten und vagabundirenden Komödianten kennen lernte, und der, an der Schwelle seiner Mission, selber noch nicht den

Muth hatte, für diese Mission mit seinem Namen einzustehen.

Bevor daher dieses Mannes abenteuerliches Leben und Streben weiter erzählt wird, muß, besonders für das Ausland, die Situation geschildert werden, in welcher sich bei seinem Auftreten die Geisteswelt Ungarns befand und welche Genesis der Volksgeist in ihr durchgemacht hatte.

* * *

Die Spuren einer ungarischen Nationalpoesie reichen bis zum Beginn der ungarischen Geschichte zurück, lassen sich aber blos aus Traditionen der spätern Zeit und Schriftsteller nachweisen. Am deutlichsten erkennbar finden sich noch Spuren der Hunnensage, sodann des Sagenkreises über Álmos, und die Sagen über Árpád, welche bis ins 10. Jahrhundert reichen. Das Mittelalter, vor Erfindung des Buchdrucks, weist schon Sängerzünfte auf, sogenannte Joculatoren, welche wol mit den Troubadours, den Trouvères und den deutschen Minnesängern in einiger Verwandtschaft gestanden haben mögen. Ihnen dürfte die Toldisage, jene über Pannoniens Eroberung, über die Schlacht von Kenyérmezö, und über den Riesen Lóránt zu verdanken sein, und aus ihrer Zeit finden sich auch schwache Spuren eines Volksschauspiels. Aber die officielle Literatur, die Didaktik, das Kirchenlied und die Legende paralysirten schon mächtig den Einfluß des Volksthümlichen, und als unter Matthias Corvinus (geb. 1443, gest. 1490) der Buchdruck erfunden und durch

diesen großen König fremde Kunst und Wissenschaft nachhaltiger denn je eingeführt und protegirt wurde, war es um die national-ungarische Volkspoesie gethan. Das ganze 16. Jahrhundert repräsentirten Hunderte der sogenannten „Reimchronisten", welche ihre Stoffe theils aus den römischen Gestis, aus dem Decameron, dem Sagenkreise der Longobarden, Karl's des Großen, Alboin's, theils aus den Classikern (so die Trojanische und die Alexandersage) entnahmen, und in derselben Art zugleich die ungarische Geschichte benutzend (wie die Geschichte des Banus Bánk, der Tatareneinfälle, der Hunyaden, des Matthias und der ersten Kämpfe mit den Türken), auch der biblischen Epik und der Lehrdichtung sich zuwandten. Diese Reimchronisten Ungarns gleichen in ihrer Poesielosigkeit etwa den deutschen Meistersängern, und verwahren sich, wo sich hierzu eine Gelegenheit ergibt, ausdrücklich, daß sie ja nicht „den Mären und Sagen des gemeinen Mannes nachsprächen", sondern sich auf gelehrte Anschauungen stützten. So kam denn auf jenes Jahrhundert neben den zahlreichen Historikern und Didaktikern nur ein einziger Lyriker, der Graf Balassa, und er auch dichtete mehr nach fremden Mustern, als nach national-volksthümlichen.

Es ist nun ohne Zweifel, daß es trotzdem damals eine reiche Volkspoesie gegeben haben muß, denn wo man einen künstlichen Garten anlegt, dort ist ja früher auch schon eine natürliche Vegetation, die man nur eben, als Unkraut sie annehmend, nicht näher betrachtet. Wurde bisher schon dieser natürliche Factor unterdrückt

und negirt, so geschah dies noch mehr durch Entdeckung des Buchdrucks und Einführung der Reformation. Ersterer spielte die Herrschaft über das Geistesleben des Volks ganz in die Hände der exclusiven Gelehrsamkeit, und letztere, wie gesagt, das Volksidiom zum Medium ihrer Bestrebungen machend und so auch den Katholicismus zwingend, ihr auf dies Feld nachzufolgen, um den Streit auszufechten, hatte um so üblere Folgen auf den volkspoetischen Drang. Derselbe Protestantismus, der die Zungen löste, hemmte ihren freien Gebrauch durch seinen abstracten Doctrinärismus, der ihm damals als Opposition gegen einen sinnlichen Cultus natürliches Bedürfniß war, um die sittlichen Begriffe zu stärken. So entstand der Parasit einer jeden Poesie, die Didaktik, welche nirgend mehr als in der ungarischen Literatur Wurzel schlug. Ueberblick.n wir von nun an alle einzelnen Führer der ungarischen Literaturbewegung während der letzten drei Jahrhunderte, so finden wir sie alle bemüht, einen abstracten Heroismus, einen abstracten Sittlichkeitsbegriff, und später einen abstracten Nationalitätssinn herzustellen, möglichst gelehrt mit fremden Mustern zu experimentiren, allerartigen Tendenzen, nur nicht reinkünstlerischen nachzustreben, und jedes natürliche, unabsichtliche und untendenziöse Gefühl als eines Helden, eines Edelmannes, eines Christen und überhaupt eines Mannes unwürdig zu verleugnen, und es höchstens nur im Freundeskreise bei fröhlichem Becherklingen, ohne darauf Werth zu legen, durchtönen zu lassen. Ein dritter Factor endlich, der sich schon 1541 zeigte, aber erst im 18. Jahrhundert un-

beschränkt zur Herrschaft kam, die Uebertragung der antiken Metrik in die ungarische Dichtung, vollendete, was der Aristokratismus, die Gelahrtheit, die Kirche und die Moral begonnen hatten: die Zurückdrängung alles Volksthümlichen in der ungarischen Poesie. Im 17. Jahrhundert traten Graf Zrinyi, Baron Lißti und Stephan Gyöngyösi mit dem noch schwerern und unbeholfenern Kaliber langathmiger historischer Epen auf, Sklaven römischer und italienischer Muster, und Kinder in Bezug auf Selbständigkeit und Correctheit sowol der Sprache wie der Form. Die lyrischen Talente unter ihren Zeitgenossen, ein Rimay, Beniczky und Graf Kohári, gingen völlig in didaktischer Gnomistik unter. Der Anfang des 18. Jahrhunderts weist aber noch bedauernswerthere Beispiele jener Abneigung nach, sich in der officiellen Literatur volksthümlich vernehmen zu lassen. Graf Amade schuf in Fülle reizende Liebeslieder, er übergab jedoch diese nie der Oeffentlichkeit, blos seine geistlichen Lieder, und die weltlichen wurden erst ein Halbjahrhundert nach ihrem Entstehen aus seinem Nachlasse publicirt. Der Jesuit Faludy, der Schöpfer der ungarischen Profanprosa, war über 40 Jahre in allen Fächern der Literatur thätig, ohne Muth zu haben, mit seinen vortrefflichen Gedichten hervorzutreten, welche ebenfalls erst nach seinem Ableben die Nation geschenkt erhielt. Und beim Tode der großen Kaiserin entstand durch Bessenyei die sogenannte französische Schule, welche schon ihrer Natur nach den nationellen Volksgeist ausschloß und sich an die Aftergenre der Epistel, der Description, der Didaktik und des

rhetorischen Drama machte. Ihr gegenüber erhob sich die antikisirende Schule, von Baróti bis Virág und Berzsenyi, also von 1777—1824, blühend, aus welcher die Partei der Sprachregeneration, von Révai bis Kazinczy, hervorging, welche überhaupt mehr philologische als poetische Zwecke verfolgte.

In diesem ganzen Zeitraum hatte jedoch das National-volksthümliche einige male versucht, das Haupt zu erheben, aber nur wie zufällig, es fehlte ihm noch das Bewußtsein seines Rechts, das Vertrauen in sich selbst, und so verblieb es eben nur bei Spuren und Färbungen, welche sich in den Dichtungen des Piaristen Dugonics, des Advocaten Adam Horváth, des Baron Orczy und des General Gvadányi vorfinden. Selbst Csokonai, das größte Talent dieses Genre, wurde derart völlig von den Einflüssen des verbildeten Modegeschmacks seiner Zeit beherrscht, daß er öffentlich als äußerst langweiliger Nachahmer aller antiken wie modernen fremden Muster auftrat, und nur ganz geheim seine köstlichen Volkslieder schrieb, deren Zahl deshalb leider so gering und die ihn doch allein der Unsterblichkeit werth machten.

So standen die Sachen, als im Anfange unsers Jahrhunderts Alexander Kisfaludy auftrat.

Paul Gyulai, gegenwärtig vielleicht das einzige bedeutende kritische Talent Ungarns, schrieb eine vortreffliche Besprechung Petöfi's und seines Einflusses, aus der auch viele Ansichten des vorliegenden Aufsatzes geschöpft sind, worin er von dem ältern Kisfaludy sehr kennzeichnend sagt:

„Er war der Poet des Adels. Er besang dessen alte Burgen, Ritterlichkeit, Vorrechte, ländliche Freuden und alles Das, was in dessen Charakter schön und edel war. Er repräsentirte in seiner Poesie des Mitteladels zwar nicht freisinnigen, jedoch national-oppositionellen Geist gegen Joseph's II. Intentionen. Als jener König für die historischen Rechte philosophische Principien einsetzte und der Centralisation die Autonomie zum Opfer brachte, die lateinische Sprache der deutschen, griff die Reaction, die den Nationalgeist erweckte, mit religiöser Inbrunst nach Allem, was an die Vergangenheit erinnerte. Der Adel beanspruchte alle Rechte zurück, auch die ungerechten, da sie gemeinsam durch den Absolutismus gelöscht worden waren, und ihm daher jede, auch die vernünftigste Neuerung verdächtig erschien, weil er das Nationalleben dadurch bedroht glaubte. Dieses lebhafte Widerstreben mußte von Einfluß auf die Poesie sein, und der Dichter, den der Zeitgeist begeisterte, mußte die Vergangenheit wieder erschaffen, das alte, kraftvolle, von Leib und Seele ungarische Adelsthum auferstehen lassen, die verwitterten Burgen neu aufbauen, die ganze Herrlichkeit des Vasallenzeitalters glorificiren, um die in Verfall gerathene, doch eben wiedererwachende Nation zu entflammen und ihr den Glauben beizubringen: deine Zukunft liegt in deiner Vergangenheit, denn damals warst du Ungar und mächtig! Alexander Kisfaludy that dies in seinen „Sagen“, in seinen „Dramen“, und derselbe Geist weht in den „Liebesliedern des Himfy“. Er war Romantiker; doch würden wir irren, wenn wir in ihm jenen Mysti-

cismus der deutschen Romantik oder Chateaubriand's religiösen und mittelalterlichen Geist suchen würden. Die Folie seiner Poesie war weder die erschütterte Religion oder Gesellschaft, noch die des sogenannten Völkerbefreiungskrieges, sondern das erwachte Nationalselbstgefühl, welches von der Vergangenheit die verlorenen Nationaltugenden zurückerflehte."

„Der ungarische Mittelstand", sagt Gyulai weiter, „war einestheils völlig von lateinischer Bildung, und anderntheils mitsammt der Aristokratie durch die Goethe- und Schillerliteratur eingenommen und enthusiasmirt. Beide Richtungen fanden ihre Dichter. Die erste in Berzsenyi (dessen literarischer Charakter viel Aehnlichkeit mit dem später lebenden Platen oder Leopardi hatte); die zweite in Kölcsey, den Einbürgerer der Romanze und Ballade auf dem ungarischen Parnaß. Diese drei poetischen Haupttendenzen, obgleich sie in ästhetischer Beziehung untereinander in Vielem verschieden waren, hatten übereinstimmend die Belebung des Nationalgefühls, die rühmliche Vergangenheit und den Verfall der Gegenwart zur Basis, und flossen mit Kazincy's Bestrebungen zusammen, der durch Literatur und Sprachneuerung seine Nation regeneriren wollte."

Zwanzig Jahre nach Alexander Kisfaludy's Auftreten, 1801, erschien 1821 dessen jüngerer Bruder, Karl Kisfaludy, sich der Bühne bemächtigend, und in ihm äußerte sich sowol das Nationalgefühl mit seinen dunkeln Wünschen und unklaren Hoffnungen schon bestimmter, als er auch vielseitiger den Ton des Volksliedes anschlug, wobei ihm

jedoch mehr das singbare Bühnencouplet, als das eigentliche unabsichtliche Volkslied vorgeschwebt haben mag. Denn in jener Zeit, wo in Mitteleuropa die Literatur des Volksliedes schon im höchsten Flor stand und man bereits bei den vergessensten Stämmen diese Ader aufgestöbert hatte, bedauerte der erste Literaturhistoriker Ungarns in seinem 1828 erschienenen Quellenwerke, daß Ungarn allein keine Volkspoesie habe, als „blos jene Lieder, welche eines gefallenen Mädchens, eines hingerichteten Räubers gedenken“. Der praktische Engländer, John Bowring, jetzt Gouverneur von British-China, damals in Ungarn anwesend, um für seine «Poetry of the Magyars» Beiträge zu sammeln, bezeichnete ganz richtig eben diese Lieder als das Interessanteste, was er im Lande suche, und so erschien die erste Sammlung ungarischer Volkslieder nicht im Original, sondern in englischer Uebersetzung, da die officielle Literaturgeschichte Ungarns diese wundervollen Elegien als Volkspoesie anzuerkennen nicht geneigt war. Sie meinte wahrscheinlich, das arme gedrückte Volk thäte besser, sittsamlich Philo und Amaryllis, oder doch Zrinyi und Dobó zu besingen, Helden, die so wacker für die „officielle Nation“ gekämpft, statt daß sich das Volk blos um seine subjectiven Gefühle der Lust und des Wehes bekümmerte!

Und dies fortdauernde Verkennen des Volksgeistes war in der nun eingetretenen Zeit noch durch einen andern Factor erklärlich. Mit dem Reichstage von 1830 begann nämlich die politische Opposition (1790 entstanden) offen hervorzutreten, und war bisher in der ungarischen Poesie

das didaktische und descriptive Element vorherrschend, so gewann nun ein neues die Oberhand, das rhetorische. Der Geist der politischen Beredtsamkeit, sowie der immer mehr erwachende Enthusiasmus für einen abstracten Nationalbegriff, beeinflußte nun auch alle poetischen Stimmungen der Zeit, und der größte Dichter jener Periode, Vörösmarty, der „Olympier des ungarischen Parnasses", wurde der Rhetoriker par excellence! Ebenso alle Sterne zweiten Ranges, wie Bajza, Garay und Baron Eötvös. Nur der Benedictiner Czuczor und der aus dem Volke entstammende Erdélyi hatten wirklichen Drang, mit dem Volke fröhlich und unabsichtlich von andern Dingen zu singen, als von Nationalehre, Vaterland und Heldenthum. Aber auch diese Beiden fanden — wie einst Amade, Faludy, Dugonics, A. Horváth, Orczy, Gvadányi und Csokanai — nicht den Muth, dies öffentlich und energisch zu thun, sie waren officiell Dichter künstlerischen Genres, und ihre „Lieder" circulirten blos handschriftlich oder durch Tradition, ja Czuczor erkannte erst 1850 die seinen insgesammt unter seinem Namen an, während einzelne derselben, die er schon früher im Anhange der Ausgabe seiner Epen aufgenommen hatte, ihm eine ernste Ordensermahnung zuzogen.

„Bis dahin", sagt Gyulai, „würdigte man noch nicht sehr den volksthümlichen Ton, die kindliche Auffassung, die einfache, doch energische Composition. Die meisten Gedichte unterschieden sich wenig von den Leaders der damals von Kossuth redigirten, berühmten politischen Zeitschrift «Pesti Hirlap». Mehre unserer Dichter hatten

zwar Volkslieder geschrieben, doch merkte man an ihnen den gelehrten Geruch, die herrenhafte Herablassung, die Gezwungenheit; oder wenn einem der Besten ein solches Lied auch gelang, so hatte das ungarische Volk doch noch nicht jenen Dichter gefunden, der ganz sein eigen sein wollte. Der volksnationelle Factor war noch nicht in völliger Reinheit und Stärke erschienen. Die Symptome wiesen aber darauf hin, daß er sich bereits nähere. Die Zeit machte sich auf seinen Empfang bereit und bahnte ihm den Weg. Die neuere Kritik Ungarns ließ schon ein halblautes Wort zu seinen Gunsten vernehmen. Erdélyi erklärte sich theoretisch wie praktisch für dies Element, und begann seine ästhetischen Forschungen im Gebiete der Volkspoesie. Die Kisfaludy-Gesellschaft schrieb die Preisfrage aus: Was ist das Volksthümliche in der Poesie? Das ungarische Volksschauspiel, welches seitdem so üppig durch Gál, Nagy, Szigligeti und Szigeti emporschoß, war in der Entwickelung. Theater und Novellistik, in letzterer Jósika, Peter Vajda, Nagy, Kovács, Kuthy, Gál, wandten bereits die äußern Farben des ungarischen Lebens an. Im politischen Treiben spielte der Bauernadel schon eine große Rolle, und um bei den Wahlen die Stimmen der Masse zu erlangen, mußte man die Volksberechtigung anerkennen, ihr schmeicheln, mit den Bundschuhleuten trinken und singen. Der öffentliche Geist begann seit 1840 sich zwar langsam, doch entschieden den demokratischen Ideen zuzuwenden. Diese zeigten sich sogar in den Kleidermoden. Wie die Umgestaltung in der Politik vor sich ging, also auch in der Literatur.

Eines wirkte auf das Andere und schob es weiter vor. Der Wendepunkt war nicht mehr fern. Die Gegenwart war in Zerwürfniß mit der Vergangenheit. Da trat ihr Dichter auf, und seine unter angenommenen Namen veröffentlichten Volkslieder brachten die größte Wirkung hervor."

* * *

Petöfi fand es auch bei der preßburger Gesellschaft nicht nach Wunsch, obgleich sie eine der bessern und obgleich eben damals der Reichstag versammelt war, die Geschäfte also gut gingen. Unser Dichter trieb sich in großem Elend umher, theils als Schauspieler, theils als Schreiber beim Landtage sich kümmerlichst sein Brot verdienend.

So stand er eines schönen Abends am Donauufer zu Preßburg und schaute sich die bunte Menge an, wol nachdenkend, was und wo er nächster Tage speisen werde, als das von Pest kommende Dampfschiff landete, und unter den zugereisten Landtagsmitgliedern und deren Juraten sich auch ein junger Mann, Koloman Lißnyai, befand. Derselbe war bereits damals als Dichter ziemlich bekannt, während er seitdem durch seine 1850 erschienenen „Lieder der Palóczen" berühmt geworden ist, aber noch heute von der Journalistik „unser junger Dichter" genannt wird, welche Schmeichelei, soll es eine sein, er wol seiner niealternden zierlichen und eleganten Gestalt verdankt. Genug, Petöfi wurde durch Zufall mit Lißnyai

bekannt, der seine volle Börse mit ihm theilte, und ihn an Ignaz Nagy empfahl, indem Letzterer eben eine „Bibliothek ausländischer Romane“ herausgab. So kam denn Petöfi 1843 wieder und zum dritten male nach Pest, machte die Bekanntschaft mit den Schriftstellern Bérczy, Degré, Kerényi, mit den Gebrüdern Vachot, mit Dobsa und mit Pálffy, zog sich in das nahgelegene Gödöllö, und übersetzte für Nagy die Romane „Robin Hood“ nach James, und „Die Frau von vierzig Jahren“ nach Madame Bernard.

Aber seine Sucht Theater zu spielen schien unheilbar. Kaum hatte er sich durch diese literarischen Arbeiten einige Kreuzer erworben, als er im Sommer 1843 Pest verließ, nach Debreczin eilte, und dort im „Kaufmann von Venedig“ den brautwerbenden Fürsten von Marokko spielte. Er wurde wieder ausgelacht, weshalb man ihn nicht engagiren wollte. Nun schlug er sich zu einer aus mehren Unzufriedenen gebildeten Zweigtruppe, mit der er auf eigene Rechnung nach Székelyhid und Dióßeg auf Fahrten ausging, überglücklich, denn nun konnte er erste Rollen spielen!

Er kehrte jedoch schon im Herbste nach Debreczin und zwar krank, zerlumpt und verlumpt zurück. Er sprach bei Albert Pákh vor, den er noch von Oedenburg her kannte und welcher damals Hauslehrer in Debreczin war. Pákh machte später viel Aufsehen als geistreicher Feuilletonist in Kossuth's «Pesti Hirlap». Also dieser Schulkamerad versorgte damals in Debreczin unsern Dichter in einer Hütte vor der Stadt, bei irgend einem guten alten Weibe, und

garantirte für ihn. Dort hauste nun Petöfi bis zum Winter, genas langsam, lernte gründlich das Französische und wurde sich endlich bewußt, daß nicht die Bühne, sondern wol die Literatur seine Mission sein dürfte. Er schickte nach allen Richtungen hin Gedichte an Journale, und sein Entschluß stand um so fester, als plötzlich die Redaction der Wochenschrift «Életképek» („Lebensbilder") ihm von Pest aus eine Auffoderung zum Mitarbeiten zukommen ließ und wirklich Honorar versprach. Jetzt war Pest der Zielpunkt seiner Wünsche! Er hatte einen ziemlichen Band Gedichte zusammengeschrieben, es galt nur Geld zu erlangen, um eben von Debreczin aus die 35 Meilen nach der Hauptstadt des Landes zurücklegen zu können. Pákh theilte mit Petöfi sein Vermögen — zwei Gulden!

Und dieser junge Mann, eben zwanzig Jahre alt, ging nun aus, die Welt zu erobern. Mit drei Silberzwanzigern in der Tasche, das Manuscript unter dem Hemde auf die Brust gebunden, die Stiefel gut mit Bettstroh auswattirt und einen Knittel in der Hand machte sich Petöfi im December 1843 auf die Reise von Debreczin nach Pest, zu Fuße, den Kopf voll von großen Plänen. So nahte der Genius der ungarischen Poesie dem Sitze der ungarischen Intelligenz.

Petöfi gelangte aber erst im Frühjahre 1844 nach Pest. Die Schneeverwehungen auf den Pußten, das schlechte Wetter, die Kälte und endlich die Ueberschwemmungen der Theiß hatten ihn gezwungen, von Hortobágy aus den Umweg bis hinauf nach Tokay zu machen und dann hinab nach Erlau zu gehen, wo er von dem Dichter

Adalbert Tárkányi, damals Kaplan und Secretär des Erzbischofs J. L. Pyrker, sowie von den jungen Klerikern freundlichst aufgenommen wurde und mit nicht geringem innern Stolze bemerkte, daß man bereits seinen Namen, wie einzelne seiner schnell zündenden Lieder kenne. Hier schrieb er, der Protestant, katholische Gastfreundschaft genießend, sein berühmtes „Erlauer Trinklied".

In Pest angekommen, die Hauptstadt nun zum viertenmale begrüßend, fand er gastfreundliche Aufnahme bei einem ungarischen Schneider. In den nächsten Tagen ging er zu dem gefeierten Vörösmarty; dieser empfing den unscheinbaren, nichts weniger als elegant gekleideten jungen Mann höflich doch kühl, und als dieser sein nicht sehr saubres Liederheft aus der Tasche zog, deprecirte der etwas unzugängliche Dichterfürst gegen das unvermeidliche Vorlesen. Petöfi las aber doch und Vörösmarty schwieg sublim; nach Beendigung der Vorlesung sagte der gefeierte Poet ruhig zu dem nach Urtheil lechzenden Schüler: „Sie sind der einzige wirkliche Lyriker, den Ungarn je hatte, mich mit eingeschlossen; für Sie muß gesorgt werden." Von diesem großen Moment an, der an eine ähnliche Scene zwischen Dr. Johnson und dem jungen Goldsmith erinnert, hing Petöfi an Vörösmarty wie ein Sohn an seinem Vater, widmete ihm auch später die erste Gesammtausgabe seiner Dichtungen und nur der politische Fanatismus der Revolution trennte leider auch dies schöne, in der Literaturgeschichte einzig dastehende Verhältniß. Einen zweiten Mäcen fand Petöfi an dem greisen Aesthetiker und Literaturforscher Paul Szemere,

welcher sogleich dies ungewöhnliche Talent erkannte und in nächster Folge heftig für dasselbe gegenüber der Kritik Partei nahm. Petöfi schrieb an Szemere eine seiner schönsten Episteln.

Damals gab es in Pest einen Verein von meist radical gesinnten Freunden des ungarischen Fortschritts, welche Gesellschaft den Namen Nemzeti Kör (Nationalkreis) führte und in der fast alle Intelligenzen der Hauptstadt vertreten waren. Dieser Gesellschaft wurde Petöfi durch Vörösmarty vorgestellt, und dieser Verein zahlte dem jungen Dichter ein Ehrenhonorar und die Druckkosten für die Herausgabe seines ersten Buchs. So erschienen denn die «Versek, irta Petöfi Sándor» („Gedichte von Alexander Petöfi", Ofen 1844).

Von noch größerm Nutzen war es aber für den nun endlich im Hafen des Glücks eingelaufenen Odysseus ungarischer Lyrik, daß er bald mit Emrich Vachot bekannt wurde. Dieser, als Novellist und Dramatiker fruchtbar, wirkte und wirkt aber viel ersprießlicher noch als glücklicher und gewandter literarischer Speculant. Solche Leute sind für die Verbreitung und Vielseitigkeit der Literatur sehr von Nutzen. Eben damals gab Vachot ein Modejournal «Divatlap» heraus und engagirte Petöfi sogleich als Haus-, Hof- und Leibpoeten, und zudem als — Corrector. Die Mühen des letztern Amtes schuf sich Petöfi zu Privaterheiterungen um, indem er, den Schalk im Nacken, verschiedene höchst lächerliche Druckfehler in den guten Satz hineincorrigirte, bis die arglosen Leser sich endlich dagegen feierlichst verwahrten. Also Petöfi war nun

Redactionsgehülfe. Da ging's denn los! Nicht nur daß jede Nummer ein neues Lied des rasch und enthusiastisch Anerkannten brachte, Vachot's Speculationsgeist bot auch die Hand, weitere Gedichtsammlungen veröffentlichen zu können. So erschienen denn in eiliger Folge: «Ujabb költemények» („Neuere Gedichte", Pest 1845); die komischen Epen: «Helység kalapácsa» („Der Dorfhammer", Ofen 1845) und «János vitéz» („Der Held Jaa-nosch", Ofen 1845); «Czypruslombok Etelka sirján» („Cypressenblätter vom Grabe Etelka's", Pest 1845); «Szerelemgyöngyei» („Liebesperlen", Pest 1845) und «Felhők» („Wolken", Pest 1845). Später — um hier gleich auf einmal mit dem bibliographischen Apparat fertig zu werden — gab er noch einzeln heraus den Roman: «Hohér kötele» („Der Strick des Henkers", Pest 1846) und das Drama: «Tigris és Hyäna» („Tiger und Hyäne", Pest 1846), sowie «Lapok naptáromból» („Tagebuchblätter", Pest 1848) und Shakspeare's «Coriolan» (Pest 1848). Von der Gesammtausgabe seiner Dichtungen wird besonders die Rede sein.

„Und so erwachte Petöfi denn", sagt Gyulai, „eines Tages und fand, daß er der populärste Dichter sei, welchen Ungarn jemals gehabt. Wo er ging und stand, sang man seine Lieder; er schlief des Abends ein, indem er sie hörte, und erwachte am Morgen, da man sie auf der Straße sang."

Aber auch die Art wie er, den so viele Hemmnisse bisher gehindert hatten, als Dichter aufzutreten, zu solcher Volksthümlichkeit gelangte, sollte keine leichte sein, wenig-

stens vergällte man ihm den ungestörten Genuß daran. Es war ganz wunderbar, wie rasch seine Lieder in den Volksmund übergingen, und besonders die Jugend des Mittelstandes in den Städten und auf dem Lande, die Juraten, Studenten, Herrschaftsbeamten, Theologen, die Soldaten, die Schauspieler, die jungen Kaufleute und Handwerker, vorzüglich auch die Frauen und die „Landfräulein" waren sogleich für Petöfi enthusiasmirt, und handschriftlich wie gedruckt circulirten seine Lieder tausendfach. In das eigentliche Volk, in den Bauernstand, drang er erst später und natürlich nicht mit allen, nicht mit den höhergehaltenen Gedichten. Die officielle Gesellschaft aber und obenan die officielle Literatur und Kritik, sie nahmen anfänglich von ihm gar keine Notiz, darnach eine oft impertinent vornehme. Blos ein einziger schon genannter Kritiker war bornirt genug, Petöfi überhaupt für keinen Dichter zu halten; die Uebrigen gaben zwar zu, es sei ein „hübsches Talent", das „vielleicht" noch einmal Lesbares produciren könne, aber vor allem müsse es sich hobeln lassen und soviel Bildung erlangen, um anständige Worte zu wählen und nicht jene „gemeinen" Volksausdrücke; es sei doch zu störend, wenn so ein „Bauernlümmel" plötzlich mit „nackten Füßen" auf dem Parquet des Salons umhertanze. — Petöfi nahm das sehr übel auf und antwortete durch einige leidenschaftliche, ja grobe Verse, so unter anderm mit dem Refrain: „Ich bin eine wilde Blume der unbeschränkten Natur." Bald verstummten jedoch die kritischen Gegner, übertäubt durch die immer prächtigern Lerchentriller dieses Poeten, aber

nicht überzeugt; denn, wenn es auch heute Niemanden mehr in Ungarn gibt, der Petöfi nicht für einen „vortrefflichen Lyriker“ wenigstens hielte, so existirt doch auch jetzt noch ein kleines Häufchen — gelehrte Literaturhistoriker und Akademiker —, welche das goldene Zeitalter ungarischer Poesie mit den beiden Kisfaludy und mit Vörösmarty für abgeschlossen und Petöfi blos als einen talentvollen Epigonen, aber durchaus für keinen Dichter im höhern Sinne angesehen wissen möchten, — schrieb er doch nicht in antiken Metern! — und diese guten alten Herren bleiben bei ihrer Meinung, obwol sie Gefahr laufen, daß hitzige Patrioten für derartige Aeußerungen sich leibhaft an ihnen vergreifen. Nun, „auch solche Käutze muß es geben!“

Uebrigens trug der persönliche Charakter dieses merkwürdigen Sängers ebenfalls nicht wenig zu seiner Popularität bei, wie denn auch seine ganze Poesie in seinem Charakter wurzelte. Trotzigen und unabhängigen Gemüths, ein Sohn des Volks, durch eine herbe und vielseitige Lebensschule gegangen, dabei von einer Ruhmsucht entflammt, die ihn nie ruhen ließ und sein Wesen vielfach «too exciting to be pleasant» machte, fühlte er sich kaum auf festem Boden des Daseins, als er schon seinen Charakter markirt und, in allen seinen Schattirungen Aufsehen machend, hervortreten ließ. Nicht groß von Gestalt, doch asiatisch elastisch und fein gebaut, körperlich gesund und abgehärtet, war seine Erscheinung eine entschiedene. Sein Kopf gehörte nicht eben zu den schönen, war jedoch ebenso interessant als frappirend.

Er hatte schwarzes, schroff emporstehendes Haupthaar, doch so wenig Flaum an den Lippen und am Kinn, daß er ein spanisches Bärtchen tragen mußte. Dazu funkelten seine Augen tief und streng, und sein Aussehen war mehr ein ascetisch-mageres, wenn auch durchaus nicht krankhaftes, als ein behäbig freundliches. Manche dachten sich wol bei seinem Anblick mit Cäsar «I would he were fatter». Stolz bis zur Nervösität und bis zur fixen Idee eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, suchte er in den kleinsten und kleinlichsten Dingen des Alltagslebens Symbole seiner spartanischen Anschauungen. Er rühmte sich, nie einen Frack getragen zu haben, und ging im ungarischen Schnürrocke, im „Attila" oder im „Zrinyi" daher, wie man diese Costüme benennt, trug ungarische enge Stiefelhosen, sogenannte Csißmen, und einen runden Bauernhut, wol auch eine schwarze Lammfellmütze, eine blühende Rose darangesteckt. Man wies auf der Straße oft mit Fingern nach ihm. In seiner politischen Gesinnung durch und durch Demokrat, sich mit seiner Abstammung von einem Fleischer brüstend, war ihm nichts verhaßter als der altconstitutionelle ungarische Adelsbegriff, die feudalen Vorrechte und die Unterthanenschaft. Er besang auch nie einen nur irgendwie Mächtigen, der ihn hätte protegiren können, und sprach es trotzig aus „daß er das Volk zu seinem Mäcenas erwähle"; nun, und dieser Mäcen machte ihn denn auch wirklich zu einer Macht. Mit Geld ging er sehr haushälterisch um, und im Bezug auf Schulden war er von einer krankhaften Empfindlichkeit; er machte selten welche, und verkaufte seine liebsten Bücher, um nur

pünktlich bezahlen zu können, auch wenn er gar nicht gedrängt wurde.

Am merkwürdigsten war sein Verhältniß zu den Frauen. Alle Dichter der Welt wendeten die ihnen verliehene Weihe der Begeisterung an, nicht so sehr um sich selbst, als um jene weiblichen Wesen unsterblich zu machen, welche die edelsten poetischen Stimmungen in ihnen hervorgebracht. Durch Meleagros kennen wir den Namen Zenophila, durch Rufinos Thodoklea; Ovid verherrlichte Fulvia, Tibull die Sulpicia, Catull seine Lesbia und Horaz die Lydia. Dante machte Beatrice, Petrarca Laura Odiberto, Abelard die Heloise unsterblich. Hafis besang seine Suleika, wie jetzt Béranger seine Lisette. Raynal und Sterne haben den Namen Eliza Drapper sublim gemacht. Mit Tasso's Namen lebt der der beiden Leonoren. Seit Gongora nennen sich die meisten spanischen Mädchen „Antilla". Goethe's Begegnisse mit Friederike von Sesenheim, mit Charlotte Buff, wie später mit Bettina sind zu Nationalerinnerungen geworden, wie Schiller und Laura, Bürger und Molly. Wer Novalis' Gedichte liest, trauert um Sophie von Kähn, und an Ernst Schulze's Poesien kann man nicht denken ohne Erinnerung an Cäcilie Tychsen. Byron's Verhältnisse zur schönen Fornarina wie zur Gräfin Guiccioli sind bekannt.

In Petöfi's Gedichten nun spielen „Zsuzsi" oder Suschen, „Etelka" und besonders „Julie" eine große, von allem Nimbus der Poesie umkleidete Rolle.

In einigen seiner frühesten, im Volkston gehaltenen Liedern besingt er „Suschen", eine Liebschaft, wahrscheinlich

noch aus der Zeit im Vaterhause her. Dann lernte er in Pest ein kaum funfzehnjähriges Mädchen aus adeliger Familie „Etelka" flüchtig kennen, und sprach kaum einige male mit ihr, als sie plötzlich starb. Beim jähen Erblicken ihres Leichnams wurde er sich erst bewußt, daß er dies zu früh geknickte Kind geliebt, und da die Todte so frisch und rosig aussah, wonach ein Scheintodfall zu fürchten war, so blieb sie noch eine Nacht länger über der Erde, und diese Nacht soll zu den qualvollsten des schmerzlichst erregten Dichters gehört haben. Während dieses Wachens am offenen Sarge schrieb er die meisten der „Cypressenblätter". Er verbrachte dann noch manche Nacht einsam auf dem verwilderten Friedhofe, sich mit einer Leidenschaft abquälend, die vielleicht mehr seiner Phantasie, denn seinem Herzen entsprang. Etelka war die jüngere Schwester der jetzigen Gattin des Dichters Alexander Vachot, welch letztere unter ihrem Familiennamen Marie Csapó erst unlängst einen Roman veröffentlichte.

Bald darauf verliebte sich Petöfi in eine gesellschaftlich höherstehende Dame, deren Name nie bekannt wurde, da seine Minne keinen Erfolg gehabt zu haben scheint, vielleicht kaum ernstere Bezügnisse. Dieser uns Unbekannten widmete er die „Liebesperlen". „All Dies", sagt Gyulai, „waren Ueberströmungen eines leidenschaftlichen Herzens, das die Wollust der Gefühle etwas blasirt machten, doch das seine tiefern Empfindungen treu hütete und mit der ganzen Glut seiner ungestümen Natur nach einem Gegenstande suchte." Endlich fand er seine nach-

herige Gattin „Julie", und nun quoll ihm der reichste Liedersegen aus dem Herzen. Es ist wol noch keine Frau von ihrem Gatten so glühend und unaffectirt besungen worden! Uebrigens hofirte er im Allgemeinen nicht sehr der Damenwelt. Er war etwas linkisch und etwas angewildert, machte wenig Bekanntschaften und huldigte zu wenig. Er war weder ein hübscher noch ein so gesprächiger junger Mann, mit welchen Frauen sich gern unterhalten. Aeußerst charakteristisch ist es jedoch, daß Petöfi's Wesen durch und durch zu den schamhaft sittlichen zählte und ihn nichts mehr in Wuth bringen konnte als Zoten, die man sich in seiner Gesellschaft erlaubte. Auch hierin glich er Lenau. Sodann lebte in ihm ebensoviel romanhafte und abenteuerliche Sehnsucht, als Gefühl für stilles Familienleben. Einsam und verlassen, fühlte er sich stets höchst unglücklich und wehmüthig gestimmt.

In der Freundschaft war er treu und fest, doch zugleich sehr schroff und in Liebe herrschsüchtig, weshalb er sich fast mit jedem seiner ältern oder spätern Freunde, sogar mit Vörösmarty und Jókay, auf das leidenschaftlichste zerwarf und nur schwer wieder versöhnte. Auf jüngere Freunde, besonders auf literarische Mitgenossen, übte er einen bannenden Zauber aus, und so entstand denn auch, von ihm begründet, im Kaffeehause von Pillvar, der nachherigen „Revolutionshalle", eine eigene Gesellschaft, genannt der „Bund der Decemviren"; dessen Mitglieder waren: Petöfi, der schon genannte Pákh, der in Amerika verstorbene Kerényi, der Novellist Bérczy, der neuestens fruchtbare Ro-

manschriftsteller Degré, der Lyriker Lißnyai, sodann Maurus Jókay, der nachherige Prediger und Dichter Tompa, der in der Revolution berühmt gewordene Satiriker Pálffy und der erst unlängst der Haft entlassene Lyriker Sárossy. Diese zehn Jünglinge, das „Junge Ungarn", bildeten denn auch eine gewaltige literarische Partei, welche nach und nach die ganze ungarische Literatur „petöfisirte". Wenn sich jetzt noch Zwei dieses Bundes begegnen, so sprechen sie miteinander wie Invaliden von den einstigen Feldzügen.

Petöfi war im Ganzen ein sehr ernster, oft trüber Mensch, doch mit einer Brust voll Lerchen. Er galt Vielen für grob und misanthropisch, da er stets seine Meinung offen heraussagte und nicht sehr nachsichtig in seinen Urtheilen war; aber Niemand konnte ihm das geringste sociale oder moralische Unrecht nachsagen. Sein herber Hohn und seine Bizarrerien verletzten Viele; jedoch sein gerader Charakter, seine kindliche Liebe, seine freundschaftliche Opferbereitwilligkeit, sein leidenschaftliches Erglühen für alles Schöne und Große geboten Achtung auch vor dem Menschen in ihm. Zudem hatte er bei allem Herben und Absonderlichen im Umgange eine so bezaubernde Kindlichkeit und Poesie des Blickes wie des Ausdruckes, und in gewissen Augenblicken solch tiefe Herzenstöne, daß ihm Niemand auf die Dauer gram sein konnte. Sein Charakter hatte hierin Aehnlichkeit mit jenem Byron's und auch mit dem Börne's.

Das war die Persönlichkeit jenes damals dreiundzwanzigjährigen Dichters, welcher noch kaum drei Jahre vorher ein

elender armer Vagabund gewesen, und der nun der Liebling der Nation geworden, der populärste und ungarischeste Dichter, den es je im Lande gab! Seine materiellen Verhältnisse besserten sich auch insofern, daß er vom Honorar für seine Gedichte leben konnte; das erste Beispiel dieser Art in Ungarn. In den fünf Jahren seiner öffentlichen Laufbahn und hinzugerechnet den Erlös für seinen literarischen Nachlaß, mögen seine Gedichte wol 10,000 Gulden Honorar eingetragen haben. Im Frühjahr 1845 gab er seine Mitarbeiterstelle auf und ging auf Reisen. Seine Freunde feierten ihm zu Ehren ein glänzendes Abschiedsmahl. Der Ruf seines Kommens eilte ihm voran. Er wollte Oberungarn sehen. In Eperies wurde er offenen Armes, in Késmark mit einem durch die Jugend veranstalteten Fackelzuge empfangen; das Comitat Gömör ernannte ihn zum „Gerichtstafelbeisitzer". Er besuchte Kerényi und Tompa und ließ sich mit ihnen in einen poetischen Wettkampf ein. An Kerényi hing er besonders vertraulich, der ein zerrissenes Gemüth war, als Sohn eines Kaufmanns eine deutsche Erziehung genossen hatte und sich doch mit allen Fibern seiner Seele an den Magyarismus anschmiegte, bald deutsche, bald ungarische Gedichte versuchte, sich jedoch in keiner der beiden Sprachen so recht „eingeboren" fühlte und dann nach der Revolution, als Flüchtling in Amerika, und zwar im Wahnsinn, verstarb. Michael Tompa dagegen, nun nächst Petöfi und Arany der dritte Liebling der Nation, dessen „Volkssagen", „Blumenmärchen" und sonstige Gedichte so großen und verdienten Beifall fanden,

wurde 1847 Prediger zu Hamva, wo er noch lebt und wo ihn Petöfi später nochmals besuchte.

Von 1845 an entwickelte sich die erstaunliche Fruchtbarkeit dieses unsers größten Lyrikers erst im höchsten Maße. Es wimmelte an allen Orten und Enden von Petöfi'schen Gedichten, und zugleich schrieb er öffentlich und privatim Hunderte gereimter wie ungereimter Briefe. Sein Ruf stieg fortwährend, sein Name wurde täglich mehr allgemeines Stichwort. Dies Glück konnte nicht ungestört fortdauern. War auch jene vornehmthuende abweisende Kritik verstummt, so erhob sich nun eine, welche systematisch und gründlich zu Werke gehen wollte. Sie nahm ihren Ausgang von der Wochenschrift «Honderü» („Heimatsfrühroth"), dem eigentlichen Salonblatte, voll von wässerigen Stilübungen und aristokratischen Alluren. Der Redacteur derselben, der nun auch schon verstorbene, kleine und buckelige Lazarus Horváth von Petricsevics, war der Herausfoderer und Champion, und um Petöfi zu stürzen, stellte er eine bis dahin unbekannte Dichtergröße auf, welche sich „Hiador" nannte und in gespreizter krankhafter Sentimentalität irgend eine anonyme hochgestellte Dame der Wirklichkeit oder der Abstraction besang. Dieser „Hiador" — hinter welchem man später den jetzt in Paris als Flüchtling lebenden Pfarrer von Jankovácz, den Uebersetzer von Tiedge's „Urania", Paul Jámbor entdeckte — war der reine Gegensatz der Petöfi'schen Muse, affectirt, schwülstig, unnatürlich und ungesund in jedem Zuge, zudem Großes immer nur versprechend, also ein echter „Platenide" im Heine'schen

Sinne; er trug daher nur dazu bei, den Werth Petőfi's erst recht herauszuheben. Aergere Wunden schlug unserm Dichter jedoch eine gründliche, ausführliche, anerkennende, aber äußerst strenge, ja harte Kritik von Seite des Volksliedsammlers und Aesthetikers Johann Erdélyi, auf welche dann, zu Gunsten Petőfi's, der als Publicist, Staatsmann und Romanschriftsteller bekannte Baron Eötvös sehr ruhig, doch sehr entschieden antwortete.

Der junge Petőfi war aber, wie sein guter alter Herr Vater, ein „harter Schädel": er ließ sich nicht nur in seiner Mission nicht irre machen, er konnte auch einmal gefaßte fixe Ideen aus besagtem hartem Schädel nicht loswerden, nämlich die Sucht des Komödiespielens, und kaum war er im Fahrwasser, als er sie neuerdings zu befriedigen suchte. Er trat im Herbste 1845 im „Deserteur" von Szigligeti auf der pester Nationalbühne auf, das letzte mal, denn der gefeierte Dichter machte als Schauspieler derart stilles Fiasco, daß ihm für immer die Lust verging, nochmals zu hamletisiren.

Im Jahre 1846 überraschte er plötzlich die Lesewelt mit den „Wolken", „Sternenlose Nächte", rhapsodische Epigramme, welche er gedichtet, nachdem er zu Szentmárton eine Weile einsam gehauset und Byron wie Shelley studirt hatte. Damals übersetzte er auch Einiges von Béranger, Shelley, Moore und Hegesippe Moreau. Er studirte überhaupt viel und mehr als man von einem sogenannten Volksdichter erwartete. Béranger hielt er am höchsten. „Man spreche nur mit Ehrfurcht seinen Namen aus", pflegte er zu sagen, „denn das ist der

größte Dichter der Welt!" Von Goethe, gegen den er schon aus politischen Gründen eine stete Abneigung hatte, meinte er: „Sein Kopf ist ein Diamant, sein Herz ein Kiesel; es lebte in ihm keine Liebe, auch war er kein Patriot." Dagegen blieben Heine und Lenau, Byron und Moore seine besondern Lieblinge, und nicht minder Boz. „Dickens", sagte er, „ist ein Wohlthäter der Menschheit, denn während er die Narrheiten derselben lächerlich macht, weiset er Freude und Tugend auch in der ärmsten Hütte und in den Höhlen des Elends nach." Um jene Zeit verstand Petöfi bereits Deutsch und Englisch vollkommen und sprach das Französische correct, was er Alles nur von sich selbst gelernt hatte. Im letzten Jahre seines Lebens wandte er sich auch dem Spanischen zu. Italienisch war ihm ohnehin mit Hülfe des Lateinischen verständlich.

Umkränzt von Ruhm, überschüttet von Anerkennung und populär wie noch kein Dichter vor ihm, trat nun sein Genius in eine neue Phase. Er sang von da ab seltener als Sänger des Weins, der Liebe, der Natur und der einfachen Freude des Volks; er hält sich selbst dafür und wird zum Seher; im Auge die Thräne, an der Stirne dunkeln Schimmer, wendet er sich den großen Fragen seiner Zeit wie seiner Nation zu. Seine bisherige Bahn schien ihm nun blos Vorbereitung für die neue gewesen zu sein. Er habe Volkslieder geschrieben, so meinte er, und die Söhne der Pußten geschildert und die Hütten, und habe mit ganzer Energie das Volksleben farbig dargestellt, auf daß er das Volkselement in die Poesie bringe und es herrschend in ihr mache, was dann

nicht ohne Folgen auch für alle andern Verhältnisse bleiben konnte. Nun sei die Zeit da, mit Ideen hervorzutreten und zu einem Dichter zu werden, dessen Lieder ihren Refrain in den Sälen der Politik, der Gesetzgebung, der Volksvertretung fänden.

Nur für kurze Zeit riß ihn die Liebe aus diesen Träumen und jetzt las das Publicum wieder allwöchentlich ein neues Liebeslied von ihm, und zwar diesmal die schönsten, die je seiner Seele entblüht.

Im Herbste 1846 veranstaltete er die erste Gesammtausgabe seiner Poesien: «Petöfi Sándor. összes költeményei» (Taschenausgabe in zwei Bänden, nebst Porträt in Stahlstich, Pest 1842—46), welche Ausgabe 1848 die zweite, 1850 die dritte und 1854 die vierte Auflage erlebte; zugleich erschien aber auch eine Ausgabe in Kleinfolio. Diese Sammlung enthält blos seine ausgewähltesten Gedichte aus einem Zeitraume von vier Jahren, innerhalb welchem er an zweitausend Lieder geschrieben und einzeln veröffentlicht haben mag.

Darauf ging er aufs Land. Er hatte sich, mit der ganzen Leidenschaft seiner stürmischen Natur, zu Szathmár in ein junges Mädchen, Julie Szendrey, verliebt, fand wärmste Gegenliebe, aber ein volles Jahr lang verweigerten die Aeltern — der Vater war Herrschaftsbeamter — die Einwilligung zu diesem Bunde. Endlich, im September 1847, besiegte Petöfi auch diesen Widerstand und führte seine Braut heim. Die Hochzeitsnacht hielt er in einem Wirthshause zu Groß-Bánya. „Ich bin nicht umsonst der Dichter der Csárden", schrieb er

darüber. Sein Gemüth erfuhr durch diese Heirath eine völlige Umwandelung. Aus dem wilden, ruhelosen Jungen wurde ein stiller, getreuer, bis zur Pedanterie sorgsamer Gatte. Er sah selten mehr Freunde, und es freute ihn nicht, wenn ihn welche aufsuchten. Er lebte tief zurückgezogen, liebte seine Frau leidenschaftlich und vielleicht auch eifersüchtig, und es schien, als interessirten ihn auf Erden nur mehr das Lächeln seiner Julie und seine politischen Träumereien.

Die Flitterwochen brachte er zu Koltó, bei seinem Freunde, dem jungen Grafen Alexander Teleki, zu. Wie, ein Graf der Freund Petöfi's? Es war der einzige Aristokrat, mit dem er je umging und ein Charakter vielfach dem Petöfi's ähnlich. Dann reiste unser Dichter über Klausenburg, wo er wieder durch einen Fackelzug begrüßt wurde, nach Pest zurück.

Auf dieser Tour kehrte er in Szalonte ein, um seinen großen Rivalen, Johann Arany, persönlich kennen zu lernen. Arany hatte 1847 anonym das Volksepos „Toldi" an die Kisfaludy-Gesellschaft eingesendet und bald munkelte man Geheimnißvolles von einem neuen, noch größern Dichter denn Petöfi. Zugleich hegte man aber den Verdacht, es könne doch nur Petöfi der Autor sein. Als dieser das hörte, rief er ärgerlich: „Soll denn schon jede Eselei von mir sein?" und rannte nach dem Bureau der Gesellschaft, um die gepriesene Handschrift zu lesen. Er ward tief erschüttert, und nachdem er die Lectüre beendet, schrieb er sogleich einen Brief an Arany und veröffentlichte ein Gedicht auf denselben, in welchem er ihn als ebenbürtigen

Genossen begrüßte. Schadenfrohe machten nun Petöfi darauf aufmerksam, daß ihm hier ein gefährlicher Nebenbuhler erwachse. Er aber fragte blos hastig, wie alt Arany sei? und als man ihm sagte, schon an die Dreißig, lächelte er und meinte: „Ich fürchte mich nicht!“ Dieser Ausruf charakterisirt Petöfi sehr. Er gestand freiwillig seine Hochachtung gegen Den ein, welchen er für seinen Rivalen hielt, verheimlichte aber nicht, wie sehr er sich selbst, seiner Jugendkraft vertraue. Seine Eitelkeit zeigte sich oft vereint mit Anerkennung Anderer. Doch diesmal ging sie in der Freude auf, daß die größte Thatkraft, welche in der Neuzeit neben ihm emportauchte, sich zur Volksdichtung, also zu jenem Genre schlug, das ja er selbst und allein geschaffen hatte.

„Und“, sagt Gyulai, „Beide gingen doch nur hierin eines Weges. Prüft man das Verhältniß tiefer, so leitete sie nicht derselbe Stern. Arany ist Epiker, und in der Conception der Fabel, im architektonischen Aufbau, sowie in der Plastik und Charakteristik der Gestaltungen nicht nur groß, sondern auch so objectiv wie kein zweiter ungarischer Dichter. Petöfi dagegen ist Lyriker, der Poet zufälliger Gemüthsstimmungen, der Sänger seiner selbst wie seiner Zeit, und seine Subjectivität, obgleich sie die vielseitigste genannt werden muß, ist so vorschlagend und stark, wie seine Leidenschaftlichkeit im persönlichen Leben. Sobald er den Kreis der Idylle verläßt, die geliebten Pußten und die verfallenen Hütten, wo ihn das reelle Dasein und die Reize der Natur begeistern, oder wenn er es aufgibt, mit seinem unnachahmlichen Humor die bunten Eindrücke

seiner Wanderschaften zu schildern, dann trägt er schon den Kainsstempel der ruhelosen und sich empörenden Grübelei an der Stirne, wie ihn jene Byron's aufwies, und ihn hetzen, fieberisch aufzehrend, die Liebe, die Hamletfragen und die Freiheitsschwärmereien, bis er das Opfer des Schmerzes, des Zorns und des Hasses wird. Dagegen steht Arany dorten, ruhig, zum Frieden mit sich selbst gelangt, geschützt durch den Idealismus seines Herzens und erbaut mit der Naivität eines mittelalterlichen, doch zugleich mit dem künstlerischen Bewußtsein eines modernen Dichters die Prachthallen seiner nach großen Dimensionen strebenden Phantasie, und bevölkert sie durch originelle, reelle und gesunde Charaktere, welche nicht die luftigen Geburten der tendenziösen Idee, sondern die Schöpfungen eines fertigen Genius sind."

Petöfi hatte aber auch nichts zu fürchten. Für die Menge besaß er jenen Zauber, der ihn so überaus populär machte, daß der genialste Epiker, Romanschriftsteller oder Dramatiker nicht hoffen durfte, für seine größern Kunstwerke den Enthusiasmus zu finden, welcher solch einem Lerchenliede zu Theil wurde. So kam es denn, daß diese beiden sogenannten Rivalen, bis zum Untergange des einen, die treuesten, sich gegenseitig beinahe anbetenden Freunde blieben.

Doch das nun kommende Sturmjahr riß den großen Lyriker aus den Armen der Liebe und der Freundschaft, und machte ihn zu seinem Opfer.

Alles jetzt Folgende muß kurz erzählt werden, theils weil nähere Daten über diese Periode fehlen, theils weil

Vieles, aus Rücksicht auf noch lebende Personen, nicht veröffentlicht werden darf.

Als die Märztage von 1848 kamen, begrüßte sie natürlich Petöfi mit einem Jubelschrei. Unter seiner Anführung bestürmte die Kaffeehausjugend die Heckenast'- und Landerer'sche Buchdruckerei, und Petöfi's „Aufruf" wurde in Ungarn als erstes censurfreies Blatt gedruckt. Danach zog der ganze Sturmpetitionszug nach der Festung Ofen und befreite den dort in Haft gehaltenen demokratischen Schriftsteller Stancsics. Im April und Mai hielten Petöfi und sein ihm darin weitüberlegener Freund Vasváry öffentliche Reden, theils in den Straßen, theils vor dem Nationalmuseum. Als der neue Reichstag in Pest zusammentrat, wollte sich Petöfi in denselben wählen lassen, seine Wahl wurde jedoch durch Intriguen von Seiten seines politischen Rivalen vereitelt, worauf unser Dichter diesen sonst völlig namenlosen und unbedeutenden Gegner fordern ließ, welcher sich aber nicht stellte. Diese ganze Zeit über bis zum nächsten Frühjahre erschienen nun zahlreiche politische Gedichte und Kampflieder von Petöfi, welche nur theilweise im Original in den zu Leipzig erschienenen «Hangok a multból», und übersetzt in den „Ungarischen Nationalliedern" von Vasfi und Benkö, gesammelt sind. Inzwischen machte er viele kleine Ausflüge bis hinab nach Debreczin, meist in Begleitung seiner Frau, welche an Allem lebhaft Antheil nahm, auch selbst politische Gedichte schrieb und deren Porträt mit seinem auf einem Blatte damals in allen Bilderläden prangte. In dieser Periode geschah es,

daß er einmal durch ein Dorf fuhr, wo man ihm die Pässe abverlangte, da schon ein Cordon gezogen war. Unser Dichter sagte kurz dem Dorfrichter: „Ich heiße Alexander Petöfi!" — „Freut mich", erwiderte der Mann, „jedoch ich habe nicht die Ehre diesen Namen zu kennen." In seiner Eitelkeit verletzt, reichte ihm der Chansonier grob den Paß hin, und gab auch im nächsten Dorfe seine Legitimation schweigend dem Pfarrer, einem halbblinden, weißhaarigen Greis; dieser setzte seine Brille auf und las, doch plötzlich rief er jubelnd: „Wie, Alexander Petöfi, der größte Poet unsers Vaterlandes in meiner armen Hütte? Nun, Herr! lasse deinen Diener eingehen in die ewige Ruhe, denn seine Augen haben ihn gesehen, der der Stolz unsers Volkes ist!" Und es hätte wenig gefehlt, so würde der Dichter selbst mit seinem ehrwürdigen Bewunderer geweint haben, welchem die hellen Thränen über die Wange liefen und der für diesen Abend den theuern Gast durchaus nicht mehr weiterziehen lassen wollte.

In Debreczin warteten sein aber noch größere Ehren. Als Petöfi im Theater daselbst in seine Loge trat, erhob sich das gesammte Publicum von den Sitzen und blieb todtenstille stehen, bis unser Dichter Platz genommen hatte, dann aber brach das Haus in einen Sturm von Éljenrufen aus. Und das geschah demselben jungen Mann, welcher vier Jahre vorher eben dies Theater nicht mehr betreten durfte, da er an Kleidung und Aussehen so herabgekommen, daß er von der Laune der dicken alten Billetrice abhängig war!

Im October 1848 trat Petöfi in die Kämpferreihen. Er wurde Hauptmann im 27. Honvédbataillon und nahm

an den Vorgängen an der untern Donau und im Banáte lebhaft Antheil. Im Januar 1849 stieß er zu Bem nach Siebenbürgen, der ihn wie ein Vater den Sohn liebte, dessen Adjutant er wurde und dessen französische Correspondenz er führte. Nun stand er oft im Feuer der Schlacht und stets muthig und verwegen; beim Rückzuge von Hermannstadt auf Déva zeichnete er sich besonders aus; bei Mühlbach heftete ihm Bem eigenhändig den Tapferkeitsorden an die Brust. Doch infolge eines Streites mit dem Kriegsministerium nahm er plötzlich seine Entlassung und ging nach Klausenburg und Debreczin. Aber im Juli traf er wieder mit Bem in der Moldau zusammen und kam mit ihm nach Marosvásárhely. Und nun trat die räthselhafte Katastrophe seines Verschwindens ein.

Es war am 31. Juli 1849 als die Schlacht bei Schäßburg von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends wüthete, wobei von einer Seite der Flügeladjutant des Zaren, General Skariatin, den Tod fand, von anderer Seite Bem vom Pferde stürzte und nur mit Mühe gerettet werden konnte, während sein Generalstab zersprengt wurde. Unter letzterm befand sich Petöfi. Man sah ihn während der Schlacht an mehren Punkten theils kämpfend, theils anordnend, und als die Attake endlich geendet, ging Petöfi mit zwei oder drei Andern quer über den Kampfplatz einem Welschkornfelde zu, — seit jenem Augenblicke hat ihn Niemand mehr gesehen, er ist verschollen!

Κεῖται παρ᾽ ὑλεέσσι νεκρὸς ἄκλαυστος ἄθαπτος!

Die Liste jener Gefangenen, welche die Russen oder Oestreicher machten, liegt ebenso genau vor, als die der bei Schäßburg Gefallenen. Daß er glücklich ins Ausland entkommen sei und dort weilen sollte, ist schwer anzunehmen; denn erstens läge es durchaus nicht in Petöfi's Charakter, sobald er in Sicherheit gelangt wäre, zu schweigen, und da zudem von Seiten der k. k. Regierung nie ein Urtheil über ihn, auch nicht in contumaciam gefällt wurde, der Generalpardon heute aber bereits ertheilt ist, was würde ihn hindern, sich zu melden? Zweitens hat man ein genaues Verzeichniß aller im Auslande weilenden ungarischen Flüchtlinge, Petöfi ist nicht darunter.

Aber das Volk kümmert sich um solche zwingende Logik nicht. Es ist besser von der Sachlage unterrichtet und diese besteht darin, daß Petöfi noch lebt, verborgen, und zwar in Ungarn selbst verborgen. Diese fixe Idee ist eine so durchgängige, daß dem Schreiber dieser Zeilen ganz nüchterne hochachtungswerthe Männer versicherten, ihn mit eigenen Augen gesehen zu haben, ihm persönlich begegnet zu sein, und sogar sein Verleger ließ sich von dieser Annahme täuschen und harrte lange vergeblich auf die Rückkehr des Verschollenen. Ja, es kamen seitdem schon mehre Industrieritter zu ältern Freunden Petöfi's, als von ihm abgesendet, um Hülfe an Geld und Gut zu erlangen, wurden aber genügend entlarvt. Von allen Muthmaßungen nun stellt es sich am wahrscheinlichsten heraus, daß Petöfi, auf der Flucht in die siebenbürgischen Gebirgspässe gerathen, von den sogenannten

„Bergmotzen", einem wilden Walachenstamme, durch herabgerollte Felsenstücke, gleich so vielen Andern, zerschmettert wurde! Daß Vasváry diesen Tod fand, weiß man bestimmt.

Petöfi's junge Witwe dagegen scheint doch genau von seinem Ableben überzeugt und im Besitze eines Todtenscheines zu sein, denn sie verehelichte sich bereits 1850 neuerdings und zwar mit dem Professor der Heraldik an der k. k. Universität Pest, mit Árpád Horváth, dem Sohne des weiland Reichshistoriographen Stephan Horváth. Aus der Ehe mit Petöfi lebt ein Sohn, im Jahre 1848 geboren, dessen Versorgung die Witwe veranlaßt haben soll, den Trauerschleier abzulegen. Wie dem immer sei, sie und ihr jetziger Gatte ehren den Geist Petöfi's fast mit fanatischem Pietismus, sind treue Hüter und Pfleger seines Kindes und im Besitze seines literarischen Nachlasses. Dieser Nachlaß enthält erst den „echten" Petöfi, das Bedeutendste und Vielseitigste, was er je geschaffen, liegt aber der Nation noch nicht vollständig vor, denn der Verleger desselben nahm auch solche Gedichte in jene Sammlung auf, welche sogar die liberalsten Preßgesetze nicht passiren lassen könnten. Nun ist das Buch, in der großen Ausgabe 630 Seiten stark, bereits seit 1850 gedruckt, liegt aber confiscirt. Es enthält die reizendste poetische Erzählung, welche Petöfi je gedichtet, den „Bolond Istok;" sodann die historischen Erzählungen „Maria Szécsi" und „Das Horn des Lehel", und endlich ein noch größeres, rhapsodisches Gedicht „Der Apostel", eine Apotheose des Königsmordes, voll von

einzelnen prächtigen Stellen, doch in ganzer Tendenz und Ausführung so wüst und geradezu empörend, daß es die nachsichtigste Kritik im Namen der Sittlichkeit wie der Aesthetik verdammen müßte, gäbe auch das Preß-bureau diese Misgeburt einer großen, doch bis zur Cari-catur verzerrten Phantasie frei. Uebele Folgen wären übrigens durch das Werk nicht zu fürchten, denn es begeistert nicht, reizt vielmehr zum Lachen; es bleibt jedoch immerhin ein Fehler, genanntes Opus in diese Ausgabe mitaufgenommen zu haben, denn die weitere, weitab größere Hälfte jenes Bandes enthält die wun-dervollsten und harmlosesten Liebeslieder und Natur-schilderungen — daraus Proben in dieser Uebersetzung gegeben sind —, und dieser Liederschatz darf nun wegen Zusammendruck mit jenem Afterapostel auch nicht das Licht der Welt erblicken! Man brauchte also vielleicht blos diesen kaum 100 Seiten füllenden Stein des An-stoßes aus der Nachlese zu scheiden und deren Herausgabe stünde kein Hinderniß mehr im Wege. Es muß sehr bedauert werden, daß dies bisher unterlassen wurde, denn die Frage dreht sich nicht blos um geschäftlichen Privatverlust, es ist vielmehr ein Unrecht gegen die Nation und ein Verbrechen an dem Geiste des großen Dichters, seine herrlichsten Seelenblüten der Oeffentlichkeit so lange vorzuenthalten; denn es bleibt durchaus nicht gleichgültig und ohne Nachtheil, ob ein Dichter in seiner eigenen Zeit erscheint oder erst 50 Jahre darnach, und z. B. Schiller's „Räuber“ 1830 statt 1782 veröffentlicht, hätten wahrscheinlich eine ganz andere Aufnahme gefunden und

eine viel geringere Wirkung erzielt, als 52 Jahre vorher. — Einige Entschädigung gewährt es nun freilich, daß seit den sechs letzten Jahren in Ungarn fast kein Journal, Sammelwerk, ja sogar kein Volkskalender erscheint, ohne nicht einige neue Gedichte aus jenem versiegelten Nachlasse mitzutheilen, und dies beständige und zahlreiche Auftauchen Petöfi'scher Lieder mag das Volk noch mehr in jenem theuern Wahn bestärken, daß der Dichter noch leben müsse.

Freilich lebt er noch, und wird fortleben, so lange es noch ein ungarisches Volk gibt! „Ueberlaßt es mir", sagte Fletcher von Saltoun, „die Lieder eines Volks zu machen, und überlaßt es dann wem Ihr wollt, die Gesetze zu machen!"

* * *

Es gibt viele bunte Lebensschicksale der Dichter, und die Geschichte der Literatur weist davon wunderliche Beispiele bei allen Völkern und in allen Zeiten auf. Lasset uns nur einige dieser Züge in Erinnerung bringen:

Aesop soll ein buckeliger Sklave gewesen sein; Horaz war der Sohn eines Freigelassenen, Pindar der eines armen Flötenspielers; Plautus mußte sich sein Brot durch eine Handmühle verdienen; Terenz wurde in Afrika noch als Kind unter die Soldaten verkauft und ging dann mit den Schätzen des Menander bei einem Schiffbruche zu Grunde. Saadi half seinem Vater betteln, erlebte ein Alter von 116 Jahre und begann erst im sechzigsten

zu dichten. Rabelais war ein Wirthssohn, Shakspeare der Sage nach Wilddieb, sein Freund Ben Johnson lange Maurergeselle, Molière Tapezirerlehrling, Metastasio verdankte sein Dasein einem armen Soldaten und Lomonosoff einem armen Dnieprfischer. Hans Sachs lebte bekanntlich wie Jakob Böhme als Schuhmacher, Rosenplüt als Wappenmaler; Broekhuizen war Apothekergehülfe, Jean Baptist Rousseau Schusterjunge, sein berühmter Namensvetter Jean Jacques Uhrmachersohn, welcher später seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickte. Holberg war der Sohn eines Gemeinen, der es nach und nach bis zum Obristen brachte, und Dershawin war selbst Gemeiner und endete als Justizminister. Die Karschin hütete Gänse und ehelichte dann einen Schneider; Richardson Retif de la Bretonne und in unserer Zeit der Schneidersohn Béranger waren Buchdruckergehülfen, Helmers Apothekergehülfe, Pope der Sohn eines Leinwandkrämers, wie später Moore der eines Wirthes, Burns, der Zolleinnehmer, Sohn eines armen Gärtners, Hebel der eines Bauern, Hogg das halbe Leben hindurch Schäfer zu Ettrick und Cunningham Maurergeselle. Seume ebenfalls Bauernsohn, wurde durch hessische Werber nach Canada verkauft, nach dort zurückgelegten Dienstjahren in Bremen neuerdings gepreßt und nur durch Zufall vom Erschießen gerettet, worauf er dann seine berühmten Fußreisen nach Syrakus und später nach Rußland und Schweden machte. Kollar's Vater war ein armer Drahtslowak, Kolzow Sohn eines Viehhändlers der Steppen, Lady Morgan die Tochter eines wandernden Schauspielers, Andersen Sohn eines Schuhflickers, Freilig-

rath gehörte mit wenig Unterbrechung stets dem Kaufmannsstande an, Reboul ist noch heute Bäcker, wie Jasmin Friseur.

Boccaccio, die außereheliche Frucht eines großen Herrn, wurde durch sein Liebesverhältniß mit der natürlichen Tochter Robert's von Neapel berüchtigt. Miß Norton stand vor den Geschworenen, von ihrem Gemahl eines sträflichen Verhältnisses mit Lord Melbourne angeklagt, doch durch die Jury freigesprochen.

Als die Boten des Schahs endlich in Tus anlangten, um für Firdusi die Belohnungen zu bringen, trug man eben seine Leiche aus dem Thore; Camoens, der schwimmend nichts als sein Gedicht rettete, lebte von Dem, was sein Diener in den Straßen Lissabons erbettelte; Cervantes verlor den rechten Arm bei Lepanto und war Sklave in Algier; Jodelle, das Haupt der französischen Plejade, verhungerte; Goldsmith verkaufte sich dem Verleger Griffith gleich einem Tagelöhner; Goldoni starb in höchster Noth, Bürger ebenfalls, Gellert hatte kaum mehr Mittel für Nahrung, Sheridan sowie Hood wurden noch auf dem Sterbebette Schulden halber verhaftet; Foscolo mußte auf fremde Kosten begraben werden, Imbert Gallois, Hegesippe Moreau und Elise Mercoeur endeten im Hospital.

Ovid war zehn, Dante neunzehn Jahre im Exil, Heiberg für immer aus Schweden verbannt, wie Moratin aus Spanien, und die Polen Wegierski, Garczynski, Niemczewicz, Brodzinsky und Miczkiewicz sahen nie wieder ihr Vaterland, während Victor Hugo auf Jersey internirt,

Pierre Dupont nach Cayenne deportirt ist und Lachambaudie infolge Verurtheilung von 1851 nur mit genauer Noth gleichem Schicksale entging.

Chaucer mußte im Tower schmachten, Voltaire saß sechs mal in der Bastille, Schubart zehn Jahre auf Hohenasperg, Liscow starb im Gefängniß, Rouget de Lisle schmachtete in den Revolutionskerkern, Silvio Pellico auf dem Spielberge, Mahlmann in Erfurt, Christian Contessa in Spandau; Béranger wurde zu dreiviertel Jahr Haft verurtheilt; Leigh Hunt büßte eine Satire zwei Jahre lang ab; Theodor Hook mußte eines Deficits wegen noch längere Untersuchungshaft dulden; Quintana war sechs Jahre lang eingekerkert, und Kinkel, politischer Ansichten wegen verurtheilt, entsprang aus dem Zuchthause.

Chiabrera flüchtete infolge eines Duells aus Rom; Stanislaus Trembecki bestand deren an dreißig; Puschkin und Lermontoff fielen im Zweikampfe.

Im Alter wurden blind: Milton, Delille, Wolcott, Gleim, Jean Paul und Parini; Pfeffel war es ein halbes Jahrhundert hindurch und Ronsard, nebenbei bemerkt aus ungarischer Familie stammend, war stocktaub wie Beethoven.

Lucretius wurde durch einen Liebestrank wahnsinnig, Tasso zu Onofrio als irrsinnig gehütet; Poliziano endete im Trübsinn, Gilbert rasend im Hotel-Dieu; Swift, Legouvé, Cowper, der junge Lenz, Hölderlin, Southey, Bernatowicz, Basil Hall und Lenau starben im Wahnsinn; Gozzi sprang im Fieberparoxismus aus dem Fenster.

In Folge des Trunkes gingen zu Grunde Parnell, Bellmann, Nicander, Stagnelius und Grabbe.

Die Sappho stürzte sich vom Felsen, Sonnenberg zu Jena aus dem Fenster; Chatterton nahm Gift; Heinrich Kleist erschoß sich; Luise Brachmann sprang in die Saale, Enk in die Donau; Leßmann und neuestens Gerard de Nerval fand man erhängt, Lätitia Landon todt neben einem Fläschchen mit Blausäure; Shelley ertrank im Meere; Larra endete durch eine Kugel; Kotzebue wurde ermordet, Auffenberg in Spanien zu Tode verwundet und liegen gelassen; Graf Mailáth suchte mit seiner Tochter den Tod im Starnberger See.

Scarron nannte sich selbst den „Kranken der Königin"; Boileau siechte an langwieriger Brustwassersucht, die Deshoulières an Lähmung, Simon Dach ein halbes Decennium lang an Nervenzerrüttung dahin; Scott mußte seines gelähmten Beins wegen stets gebückt gehen; Musäus litt entsetzlich durch einen Herzpolypen, Pyrker am Gesichtskrampf; Heine starb zehn Jahre hindurch in seiner „Matratzengruft" allmälig ab und Julius Mosen liegt wol ebenso lange schon unheilbar darnieder.

Schiller's Gebeine waren bei der Uebersiedelung aus der alten in die neue Krypte nicht mehr als echt herauszufinden, und vielleicht liegt irgend ein obscures Menschlein nun in der Fürstengruft neben Karl August und Goethe.

Walter Raleigh, Surrey und Southwell endeten auf dem Blocke, Cazotte und André Chénier durch die Guillo-

tine; der Freiheitssänger Rhigas wurde von den Türken zwischen Brettern zersägt und Rylejew 1825 zu Petersburg gehängt.

Aeschylus focht bei Marathon und bei Salamis, eben als Euripides daselbst geboren wurde und der junge Sophokles um die Trophäen tanzte. Garcilosa machte den Kampf gegen Tunis mit, Cervantes gegen die Türken, Camoens gegen Marokko. Ewald Kleist starb an den Wunden, die er bei Kunersdorf erhielt; Coleridge diente als gemeiner Dragoner; Arndt, Schenkendorf, Immermann, Wilhelm Müller, Ernst Schulze, Follen, Eichendorff machten die deutschen Befreiungskriege mit, Zedlitz den Feldzug 1809; Körner verblutete bei Gadebusch; Harro Harring war beim Kampfe in Griechenland; Saavedra erhielt bei Ocaña elf tödtliche Wunden; Baratinsky mußte neun Jahre in Finnland als Gemeiner dienen, und Bestuschew, vom Garderittmeister zum Gemeinen degradirt, fiel gegen die Tscherkessen.

Moreto ging im Alter ins Kloster; Dryden wurde katholisch, wie später Fritz Stollberg, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und neuestens die Hahn-Hahn; Racine, und in unserm Jahrhundert Brentano und Manzoni, wie Lelewel, wurden fromm; Hafis dagegen verließ in seinem sechzigsten Jahre die Möncherei und lebte von da ab blos der Liebe und dem Weine.

Bis zu Ministern brachten es: Mendoza unter Karl V., Dimitriew und Dershawin unter Nikolaus I., Goethe unter Karl August, Martinez de la Rosa unter Ferdinand und der Christine, Lamartine in den Märztagen, d'Israeli

unter Victoria. Petrarca wurde zum Pfalzgrafen erhoben; Naruscewicz entwarf die erste Theilung Polens; Boscan war der Erzieher Alba's, Cats Gesandter in England, Opitz bei Bethlen Gábor und starb dann zu Danzig an der Pest; Prior lebte als Gesandter Englands in Paris. Dschami's Leichenbegängniß wurde zu Herat wie das eines Fürsten begangen und Calderon's Exequien dauerten drei volle Tage unter höchstem Pomp.

Als gekrönte Dichter kennt die Geschichte: Petrarca, der den Lorber auf dem Capitol erhielt, während Tasso noch vor vollzogener Ceremonie starb. In Deutschland gab es als Laureaten: Aeneus Sylvius, den nachherigen Papst Pius II., dann Celtes, Ulrich Hutten, Sabinus, Stignelius und Frischlin als lateinische Poeten, Opitz seiner deutschen Verse wegen. Spenser war Hofpoet der Elisabeth, Metastasio, Casti und Monti unter Maria Theresia und Kaiser Franz, und Southey in England, dessen Nachfolger nun Tennyson ist.

Ariost war zwei mal mit Hippolit d'Este in Ungarn, als dieser daselbst Primas wurde; Olearius und Paul Flemming machten die ihrer Zeit berühmten Reisen nach Moskau und sogar nach Persien; Smollet trieb sich in Westindien umher, wo neuestens die Hemans und Therese von Struve verstarben; Defoe lebte, wie sein Robinson, eine Weile verschlagen auf einer wüsten Insel; Saint-Pierre war in Indien, Amerika und in Rußland; Chateaubriand in Amerika und Asien; Lamartine in Syrien; Byron in Spanien, Afrika, Italien und in Griechenland, wo er

sein Ende fand; Platen starb in Sicilien und Chamisso umsegelte die Welt.

Auch die ungarische Literatur ist reich an ähnlichen Beispielen. Baron Balassa, der älteste ungarische Lyriker, fiel 1594 bei Gran; Batizi und Erdösi studirten zu Wittenberg unter Melanchthon; der fruchtbare Heltai war Buchdrucker; Rimay, unser ältester Didaktiker, war 1608 als Gesandter in Konstantinopel; Graf Zrinyi, der Enkel des Szigether Helden und Dichter des Epos „Die Zrinyiade", wurde 1664 von einem Eber auf der Jagd zerrissen. Graf Koháři saß von 1682—85, von Tököli gefangen genommen, im tiefen Kerker. Gyöngyösi unterhandelte 1685 mit Caraffa; Baron Lißti, der Epiker, wurde 1659, unerhörter Gräuelthaten wegen, hingerichtet; Paul Ráday war als Gesandter in Warschau bei Peter I., bei Friedrich I. und bei Karl XII. in Bender. Der Jesuit Faludy lebte fünf Jahre in Rom, in welcher Zeit er die ungarische Prosa zu schaffen begann; Baron Orczy kämpfte für Maria Theresia; Barcsay focht unter Loudon bei Belgrad. Bessenyei trat 1779 zum Katholicismus über und der Paulaner Ányos starb aus Gram über seine verkehrte Lebensstellung. Graf Joseph Teleki war 1761 persönlich bei Rousseau, wie Péczeli 1781 bei Saussure und Dr. Balogh 1830 bei Goethe. Der berühmte Révai kämpfte sein lebelang mit Noth, und Rainis war mehrmal daran zu verhungern. Graf Gvadányi machte den Siebenjährigen Krieg mit. Infolge der Verschwörung des Abtes Martinovics starb Szentjóbi 1795 auf Kufstein; Bacsányi saß ein Jahr, Kazinczy sieben Jahre und

Verseghy gar neun Jahre in Brünn, Kufstein, Graz und Munkács; auch lebte Bacsányi, welcher die Proclamation Napoleon's an die Ungarn übersetzt hatte, von 1814—43 zu Linz internirt. Dayka war Schneiderssohn und starb, erst 28 Jahre alt, während Virág im hohen Alter eines grauenhaften Todes verblich. Csokonai ging frühzeitig im wüsten Leben unter. Alexander Kisfaludy, der ungarische Petrarca, war französischer Gefangener in Avignon und Vaucluse. Des Piaristen Dugonics Mutter wurde in Ungarn als die letzte Hexe verbrannt. Kölcsey war einäugig, Johann Kis der Sohn eines Bauern und dann in Adelstand erhoben. Berzsenyi verfiel in Misanthropie. Döbrentei studirte unter Pölitz in Wittenberg. Vitkovics war ungarischer und zugleich serbischer Dichter. Karl Kisfaludy machte den Feldzug in Italien und in Deutschland 1805—9 mit. Ladislaus Tóth vergiftete sich; der Dramatiker Czakó erschoß sich 1847, und Therese Ferenczy machte auf dem Grabe ihres Bruders 1850 ihrem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Peter Vajda, Bauernsohn aus dem bakonyer Walde, wurde seiner freien Ansichten wegen von den Professuren zurückgewiesen. Garay, Barándy und Sükei starben im größten Elende, Obernyik als Opfer der Furcht vor der Cholera. Bajza und Alexander Vachot sind gemüthskrank. Bozzai unterlag dem Dienst als Zwangssoldat. Infolge der letzten Revolution, während welcher Eötvös Minister war, saßen in längerer oder kürzerer Haft: Czuczor, Erdélyi, Gál, Nemellay, Lorenz Tóth, Jókay, Dienes, Vörösmarty, Tompa, Lißnyai, A. Vachot und Sárossy; Pálffy war in

Böhmen internirt, während Jámbor und Baron Jósika im Auslande als Flüchtlinge leben und Kerényi im Wahnsinn in Amerika verstarb.

Aber was sind all diese Schicksale, verglichen mit der abenteuerlichen und großartigen Laufbahn, welche Petöfi durchgemacht!

Sohn eines armen Fleischers, während der ersten zwanzig Jahre seines Lebens Gassenjunge, Vagabund, gemeiner Soldat, Student, herumziehender Komödiant, oft dem Hungertode nah, fast aufgezehrt von Elend, Noth und Ehrgeiz — und während der nächstfolgenden fünf Jahre Liebling der Nation, ihr größter Dichter, populär, wie nie einer vor ihm, Umformer und Befruchter der Sprache, Schöpfer eines ganz neuen Elements in der heimischen Poesie, vielseitig und fruchtbar wie Wenige seines Gleichen in der Weltliteratur, dazu im bürgerlichen Leben in behaglicher Gesellschaftsstellung, die er sich durch eigene Kraft errungen, glücklicher Gatte, dann Volksredner, Parteiführer, endlich Held auf dem Schlachtfelde, und endlich, endlich, erst 25 Jahre alt, in der Vollkraft seiner Jugend und seines Genies, verschollen, am Abend nach der Schlacht in Nichts zerronnen, wie ein Flugstern vom Himmel schießend, zur Mythe im Volksmunde werdend!

Dies Leben ist selber ein Gedicht!

* * *

Die moderne Literaturgeschichte geht nicht mehr von der Anschauung der sogenannten romantischen Schule aus, als sei jeder große Dichter direct vom Himmel gefallen und aus keinerlei Bedingungen seiner Zeit, seines Landes, seines Volks, seiner Vorgänger wie der Zeitgenossen hervorgegangen. Die moderne Literaturanschauung will nicht blos, zu künstlerischem Behagen am Resultat, die Blüte abgepflückt und isolirt vorgelegt haben, sie verlangt, gleich dem Botaniker, die ganze Blume, mitsammt ihrem Stengel, ihren Wurzeln, ihren Dornen und ihren Blättern, und fragt nach allen anderweitigen Ursachen ihrer Entstehung, dem Klima, dem Boden, dessen Humus, u. s. w.

Ich habe es daher versucht, kurz die Zeit zu schildern, aus der Petöfi hervorging und deren poetischer Abschluß er war; ich wies die Ursachen nach, weshalb das durch ihn in die ungarische Literatur nachhaltig gebrachte Element des Volksthümlichen so rasch zündete und begriffen wurde, und endlich gab ich eine Uebersicht des äußern und innern Lebens, wie Einsicht in den Charakter jenes Dichters, der so Großes in so kurzer Zeit vollbrachte, auch wodurch er den Stoff dazu in sich hatte und wodurch die That ihm gelang.

Es ist jetzt nur noch übrig, speciell von dem Werthe, der Schwere, der Tiefe und der Vielseitigkeit dieser Dichtererscheinung an sich zu sprechen.

Petöfi vereinigte in sich Eigenschaften, wie solche in gleichem Grade kein ungarischer Dichter vor ihm besessen. Erstens, seine incarnirt nationale Wesenheit — er ist der ungarischeste aller ungarischen Poeten; zweitens, die überaus große Wahrheit und Unmittelbarkeit

aller seiner Gefühle, auch der krankhaften und scheinbar affectirten; drittens, seine außerordentliche Fruchtbarkeit, und viertens, in dieser Fruchtbarkeit seine erstaunliche Vielseitigkeit. Diese Eigenschaften wurzeln alle in ein und demselben Grunde, in jenem urwüchsig und unabweisbar Lyrischen in ihm, weshalb man sagen könnte, nicht er habe Poesie, sondern die Poesie habe ihn gehabt.

Ich weiß nicht, ob der fremde Leser aus der in vorliegender Uebersetzung getroffenen Auswahl den richtigen Begriff vom „ganzen Petöfi" erhalten dürfte; ich bemühte mich wenigstens, eine möglichst vielseitige Auswahl zu treffen, die aber immerhin kaum ein Zehntel des im Original vorliegenden Stoffes repräsentirt. Die hier folgenden Anschauungen basiren sich auf dem ganzen Petöfi und nicht blos auf die hier mitgetheilte Sammlung seiner Gedichte.

Zuerst, was Petöfi's Sprache und Formgewandtheit betrifft, so läßt sich die Frage dem Ausländer annähernd durch den Vergleich mit Goethe oder Heine begreiflich machen. Wie Goethe und Heine als Lyriker — ganz abgesehen also von den sonstigen Seiten ihrer Productivität, — ihrerzeit gerade dadurch jene gewaltige Wirkung hervorbrachten, aber zugleich die heftigste Opposition wachriefen, daß sie von der conventionellen Dichtersprache und ihren conventionellen hölzernen Formen abwichen und die Sprache wie die Prosodie auf die subjectiveste, scheinbar willkürlichste und für pedantische Ohren erschreckliche Weise behandelten, sie bogen, kneteten und von sich schnellten, Alles mit einer Virtuo-

sität und mit einem feinen innern, psychischen Gehör, einem Instinct für höhere und natürliche Euphonie, daß die verblüfften Gegner darin statt höchster Virtuosität und freiester Beherrschung anfänglich gerade das Gegentheil davon sahen: Unbeholfenheit, Mangel an künstlerischem Verständniß, Armuth im Ausdrucke wie in der Formgewandtheit, — so erging es auch Petöfi. Daß Goethe einen ähnlichen Proceß in der deutschen Literatur hervorrief und selbst durchmachte, ist allbekannt. Goethe war aber immerhin nie so launisch subjectiv wie Heine, der seine Kühnheit bis zur herausfodernden Caprice und nicht immer mit souveräner Berechtigung der Ursprünglichkeit trieb. Welche Wirkung Heine durch diese scheinbar gedankenlose Ungebundenheit der Sprachweise, des Ausdrucks wie der Form hervorbrachte, davon können wir uns Alle noch Rechenschaft geben und entsinnen uns, wie er anfänglich zwar für einen sehr geist- und poesiereichen, aber leider sehr incorrecten, das Ohr für Melodie entbehrenden Dichter galt, und der zugleich keinen rechten Takt für sprachliche Färbung habe, daher die vulgärsten, sogar unreine Worte im Gemische mit den erhabensten und mit den als poetisch patentirten gebrauche, — nun, und heute hören wir diese Vorwürfe als ebenso viele Vorzüge der Heine'schen Dichtersprache bezeichnen. Bei Petöfi fand das Alles in noch viel höherm Grade statt, umsomehr, als ihm eine Sprache zugebote stand, welche die biegsamste, vielseitigste, noch im lebendigen Wachsthum begriffene und formenfähigste aller modernen Sprachen ist. Sie besitzt von jeher im

Volke eine Fülle von bezeichnenden Detailworten, war aber bis zu Petöfi in ihrem Reichthum nur halb erkannt und durch schon erwähnte Einflüsse in einem bis zu den gewöhnlichsten Gesellschaftsausdrücken herabreichenden rhetorischen Pathos erstarrt. Gyulai, eben einer der ungarischesten Handhaber des Ungarischen, sagt hierüber: „Wenn man unter Form nicht blos die Technik im Aeußerlichen versteht, wie es denn auch sein muß, sondern die Einheit der Auffassung und Durchführung, also die Bedingniß des Stils, so ist Petöfi eben in der Form sehr stark. Seine Lieder sind Selbstschöpfungen und sie lassen durchaus nichts von Unsicherheit, Unklarheit oder Schweiß der Mache an sich merken. Es ist, als wären seine Ideen zugleich mit und in ihren Formen geboren, und als könnte das Gefühl, das in dem Dichter glühte, nur so ausgesprochen werden. Finden wir in Petöfi's Liedern nur eine Zeile überflüssig? Benutzte er seine Stoffe um ein Handvoll Gefühle, Bilder oder Ideen an sie zu kleben, die nicht mit ihnen in engster Nothwendigkeit zusammenhängen, ja erst durch sie hervorgerufen wurden? Stört irgend Etwas die Einheit der Stimmung? Seine Unbesonnenheit wie seine Kindlichkeit, seine scheinbare Zerrissenheit wie seine Ungebändigtheit, stimmen sie nicht überein? Und was das Höchste ist, erschöpft er nicht meistens, wie jeder echte Dichter, ein einzelnes Gefühl, jeden einzelnen Vorwurf bis zur tiefsten Tiefe, um sie völlig und in der charakteristischen Form zur Anschauung zu bringen? Wir dürfen natürlich, sobald wir Petöfi's Lieder beurtheilen, nicht vergessen, daß

er ungarischer Volksdichter war und darin so originell, weshalb er gerechterweise nur aus sich selbst zu beurtheilen ist. Die Frage muß sich eher darum drehen: hat Petöfi in seinen Gedichten Das auch ausgeführt, was er wollte, und führte er es nach jenem Principe aus, welches Folge seines poetischen Geistes war und ihm als solches vorschweben mußte?"

„Was die äußern Formen betrifft", sagt Gyulai weiter, „so verstehe ich ebenfalls nicht den Grund der Anklage von Seite seiner Gegner. Petöfi vermochte es sogar über die schwersten Formen zu siegen, und seine Versification ist manchmal so leicht, als wäre sie blos hingehaucht. Die Ursache dieses Vorwurfs steckt also anderswo. Volkslieder dichtend, verwarf er die gewohnten jambischen und trochäischen Füße, und obgleich er selbst nicht singen konnte, traf er doch meist bewunderungswürdig richtig die musikalischen Maße unserer wirklichen Volkslieder. Das Publicum jedoch, wie ein Theil der Kritik, fanden darin nicht die bisher gewöhnliche Befriedigung beim Lesen mit dem Auge, sie sollten mit dem innern Ohr hören, worauf Petöfi zielte, und beschuldigten ihn daher der Uncorrectheit. Aber das Volk fand es sanglich. Dies beweist, daß seine Versificirung aus nichts weniger als leerem Trotz oder aus Gedankenlosigkeit hervorging. Wenn jene Dichter, welche bei uns die griechischen und lateinischen, die französischen und deutschen Versmaße einbürgerten, Dank verdienen, da sie die systematische Disciplin unserer Sprache durchführten und ihre vielseitige Biegsamkeit erhöhten, verdient Der nicht

noch mehr Dank, welcher die original ungarischen Metern wiedererweckte, sie der Nation unabweisbar zum Bedürfniß machte und dieselben für sich selbst als würdigstes Kleid seiner Ideen ansah? Ferner fühlte Petöfi heraus, daß das ungarische Volkslied oft Reime gebrauche, welche zwar keine reinen sind, doch äußerst gut ineinanderstimmen und ein eigenes System untereinander haben. Er benutzte daher die Assonanz mehr als sie bisher im Gebrauche war, aber stets concis. Er fühlte, daß für die Stoffe, welche er besang, nicht immer die ernstvornehme Sprache Vörösmarty's passe, oder jene überfeinerte und enervirte Diction, welche die Mittelmäßigkeit zur conventionellen erhoben hatte. Er begann volksthümliche Worte, Ausdrücke, Kürzungen und Sprachwendungen zu gebrauchen, aber stets mit jenem angeborenen Geschmacke des Genies. Er machte es ebenso wie Vörösmarty, welcher Kazinczy's poetische Ausdrucksweise nicht völlig gebrauchen konnte, daher zu Zrinyi und den ältern Sprachdenkmalen zurücklangte und sich daraus eine eigene Sprache bildete. Petöfi wendete sich einem bis dahin noch nicht angebrochenen überaus reichen Schacht zu, der Volkssprache, und schuf sich aus ihr eine seiner Poesie würdige und natürliche Sprachfarbe. Er erweiterte die Grenzen unserer beschränkten Literaturausdrucksweise um Beträchtliches und goß die poetische Sprache in eine neue Form, welche ebensoviel an Schönheit für sich hat, als jene Vörösmarty's und in unserer literaturgeschichtlichen Entwickelung nothwendig auf jene Vörösmarty's folgen mußte. Er zeigte, wie man einfach, kindlich, allgemein verständlich

und doch hochpoetisch, wie man ungarisch und charakteristisch von Dingen sprechen könne, von welchen man bisher gezwungen oder fremdartig sprach. Nach unsern bisherigen Anschauungen ist demnach seine Sprache immerhin nicht allemal correct, es pulsirt jedoch der Nationalgenius in ihr, sich durch Ausstoßung aller fremdartigen Wortfügung äußernd. Petöfi gelang es die Ausdrücke und Sprachwendungen des Volks mit solch einem Zauber zu überhauchen, daß diese plötzlich zu poetischem Werthe erhoben waren. Das, was von der Lippe des Volks ohne Sinn, schwankend, geschmacklos klang, gewann bei ihm Begriffe, wurde entschieden und verschönte sich. Es ist nun nicht sein Fehler, wenn seine Nachfolger unsere Dichtung mit Provinzialismen überschwemmen, die Literatursprache zum Patois zu erniedrigen streben und statt sie durch treffliche Wendungen, durch Leichtigkeit und Vielseitigkeit zu bereichern, die unberechtigte Launenhaftigkeit, das Formlose und die Geschmacklosigkeit zum Principe erheben!''

Was diese Nachfolger und Nachahmer, auf welche hier Gyulai zielt, betrifft, so muß nebenbei auch von ihnen ein Wort in Kürze gesprochen werden.

Die ungarische Sprache ist seit dem Erscheinen dieses ihr eigentlich erst die Zunge lösenden Genies im vollen Sinne des Wortes petöfisirt und petöficirt worden, sowol in der Prosaliteratur, wie in der poetischen, als auch nicht minder bis herab ins conventionelle Alltagsleben. Alles strebt nun nämlich, die Meisten ohne es selbst zu wissen, dahin, statt wie bisher möglichst pathetisch, rhetorisch und dunkel, jetzt möglichst einfach, natürlich und

deutlich sich auszudrücken Es gab eine Zeit, wo man ganz ernsthaft und mit Weihe sagte: „Mein Herz blutet, indem ich mich stolz — vom Corpus juris losreiße!“ Heute spricht man mehr idiomatisch und proverbisch. Um diese Wandelung und ihre Art durch Beispiele aus der deutschen Sprache erklärlich zu machen, stelle man sich vor, daß man etwa jetzt statt Aurora — Morgenroth, statt Tempel — Kirche, oder statt zwo — zwei sagt. Aber es gibt nun in Ungarn eine Partei, welche gleich mit der Thür ins Haus fällt, statt leichterer Scandirung gleich zur unscandirten Prosa überspringt, statt Assonanzen überhaupt gar nicht mehr oder nach bloßer Laune reimt, und, um bei deutschen Sprachbeispielen zu bleiben, sich nicht begnügt, das Jungschwein Ferkel zu nennen, sondern gleich Spansau sagt, und etwa vom Salonausdrucke Blumentopf sich bis zum Grünzeugscherben versteigt. Besonders aber kennzeichnet sich diese moderne Gruppe, indem sie die wenigen und nicht wesentlich, meist blos durch die Aussprache der Vocale von der Literatursprache sich unterscheidenden Dialekte des Ungarischen, das Patois der Székelyer, der Palóczen und der Kemenescher ohne alle poetische Nothwendigkeit und ohne künstlerisches Verständniß herbeizieht und anwendet, als wenn man im Deutschen statt Leben Löben oder Liben sagen würde, wie die Thüringer statt Schmerz Schmarz sagen. Zu dieser Partei gehören besonders der humorreiche, doch oft im Ausdrucke rohe Dorfnovellist Vas Gereben; der phantasievolle, doch oft bis zur kindischen Wortspielerei ausartende Lyriker Lißnyai und der völlig poesielose Sze-

lestey. Eine andere Gruppe bilden jene neuern Dichter, welche zwar nicht bis ans Patois der Sprache gerathen, aber Petöfi noch sklavischer in den Ideen, Bildern und poetischen Manieren nachahmen, seine graziöse Burschikosität oder seinen poesievollen Weltschmerz als Lümmelhaftigkeit oder Zerrbild wiedergeben, obendrein aber nichts mehr leugnen, als daß sie Nachahmer Petöfi's seien, vielmehr auf ihn wie auf einen „überholten Standpunkt" mitleidig vornehm herabblicken, da er doch nur unklar geahnt, was sie sich klar bewußt geworden! Zu dieser Abtheilung gehören fast alle nachpetöfischen Poetlein, obenan der nicht talentlose, doch äußerst unselbständige Koloman Tóth, sein Namensvetter Andreas Tóth, dann Székely, Johann Vajda, Berecz, Balogh u. s. w. Nun, Gott sorgt schon selber dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und solche Erscheinungen zeigen sich ja in jeder Literatur als nachwogender Wellenschlag hinter dem Ereigniß. Die Heineisten denken ja auch, viel vortrefflicher zu sein als ihr Urbild, und wehren sich mit Händen und Füßen gegen die Zumuthung, daß sie Nachahmer seien, und so war es bei Goethe und Schiller, bei Byron wie bei Victor Hugo.

Die zweite besondere Eigenschaft Petöfi's bleibt die tiefe Wahrheit und Innerlichkeit all seiner Aeußerungen und Stimmungen. Er war eben durch und durch Lyriker, Dichter der Gelegenheit, und wie er in seligen, guten und reinen Momenten selige, gute, reine und freudige Töne fand, so war er roh in ärgerlicher Stimmung, leidenschaftlich in erregter, bitter höhnisch in verletzter, affectirt und sich

übernehmend in eitler, krankhaft in sentimentaler und schwulstig oder trivial in Augenblicken leerer rhetorischer Stimmung, aber nie lügend, nie bewußt kokettirend mit Ansichten und Gefühlen, die er als unrecht erkannte; wenn er sie aussprach, so fühlte er sie eben in jenem Moment als recht, erwiesen sie sich auch später als Irrthümer. Und selbst diese Fehler sind so gering vorhanden im Vergleiche mit seinen hohen Vorzügen der Gesundheit und des Seelenadels, und nie werden sie zu Lastern. Es wurde schon gesagt, wie sittlich schamhaft er war, und in den Tausenden seiner Gedichte findet sich nicht eine Zeile, ja kein Wort, welches nicht jedes Mädchen hören könnte. Leidenschaftlich nationell gesinnt, hat er doch nicht eine Silbe, wodurch er fremde Nationalitäten verletzen wollte, und das ist bei einem Ungar nicht hoch genug anzurechnen! Durch die vulgärste und nicht immer reinlichste Lebensschule gegangen, zudem kaum mit dem höhern Gesellschaftston vertraut, findet sich bei ihm doch nicht Ein Zug von Roheit oder Flegelhaftigkeit, sowol in der Gesinnung wie in den Bildern, oder im sprachlichen Ausdrucke; er ist vielmehr allen und selbst den am eleganteſten erzogenen Dichtern weit an natürlichem Takt, an Grazie und Noblesse der Anschauungsweise wie der Mittheilung überlegen, durch und durch ein geborener Cavalier. Endlich, von der ganzen Schwere der socialen Ungerechtigkeit persönlich bedrückt, mit glühendem Gefühl für Recht und Billigkeit, und fanatisch bereit, demselben alle traditionellen und historischen Milderungen zu opfern, kennt er doch keine Regung subjectiven Neides, des Hasses, der bös-

artigen Rachsucht, und am wenigsten die Gier nach fremden Rechten und Besitzthümern: er verachtet die Reichen, wenn sie nur auf ihren Mammon pochen, er haßt die Mächtigen, wenn sie ihre Macht ungerecht anwenden — er beneidet sie aber nie!

Seine Fruchtbarkeit dagegen ist, besonders in Berücksichtigung des kurzen Zeitraums, noch erstaunlicher. Er schrieb in den fünf Jahren, von 1844—49, an 3000 kleinere Gedichte, von denen freilich kaum erst ein Zehntel gesammelt und gedruckt ist; dann die größern Dichtungen und poetischen Erzählungen: „Der Dorfhammer" (1844), „Der Held János" (1845), „Ein Zaubertraum" (1846), „Salgó" (1846), „Der Liebe Fluch" (1846), „Szilay Pista" (1846), „Maria Széchi" (1847), „Das Horn des Lehel" (1847), „Bolond Istok" (1848) und eine unvollendete Dichtung „Dózsa" (1848); dazwischen gab er heraus die Liedercyklen „Cypressenblätter" (1845) und „Liebesperlen" (1845), sowie die Aphorismen „Wolken" (1846) und „Sternenlose Nächte" (1846); ferner den Roman „Des Henkers Strick" (1846) und sechs „Novellen" in Prosa (1847—48) in den «Eletképek» abgedruckt, wie auch die Dramen: „Tiger und Hyäne" (1846) und «Zöld Marczi» (1847); sodann seine politisirenden „Tagebuchblätter" (1848) und die „Reisebriefe" (1848), während er in diesem Zeitraume zugleich an tausend Privatbriefe nach allen Seiten hin schrieb, bei welchen er, nebenbei bemerkt, die Gewohnheit hatte, fast in jedem eine Unanständigkeit oder Impertinenz anzubringen, „auf daß es", wie er meinte, „einem

literarischen Schnüffler nicht einmal beifalle, sie zu sammeln und zu veröffentlichen". Endlich übersetzte er die beiden Romane des James und der Bernard, dann Shakspeare's „Coriolan" und einzelne Lieder nach Béranger, Moore, Shelley und Moreau.

„Jeder Nerv in ihm", sagt Gyulai, „war Dichter. Er dichtete in der Schule, im Schilderhause, hinter den Coulissen, auf der Straße, auf Wanderzügen, im Kaffeehaus, auf Bällen, im Lager, mitten im Schlachtenfeuer, im höchsten Elend und bei größter Unbequemlichkeit, wie im Glücke und bei möglichster Behäbigkeit. Dies war sein Reichthum in der Armuth. Morgens klagte er seine Schmerzen, Abends sprudelte bereits ein heiteres Lied von seinen Lippen. Sein an Widerwärtigkeiten reiches Leben gab ihm unerschöpflichen Stoff zu immer neuen und neuen Liedern. Sein stählerner Gemüthszustand verlor nie seine Elasticität. Es war, als geschähe mit ihm Alles nur deshalb, damit er es besinge. Fast hatte er blos alle Gefühle durchlebt, auf daß sie ihm zum Liederborn werden sollten. Er machte wirklich aus Allem Verse. Oft nahm er die schalste Launenhaftigkeit für Poesie. Jedoch in seinen schwächsten Gedichten ist er immer noch interessant, geistreich, originell."

Diese Fruchtbarkeit ist aber durch ihre Vielseitigkeit eine noch erstaunlichere. Ich will versuchen, die Genres einzeln zu bestimmen, welche der Petöfi'sche Geist in der ungarischen Literatur entweder überhaupt neu schuf und erfand, oder die er wenigstens so neu und erschöpfend behandelte, daß sie nun seinen Stempel tragen und Manieren für sich sind.

Erstens das sogenannte Volkslied. Er hat hiervon zwei Species. Das eine ist erotisch-zarter, tändelnder Natur, voll epigrammatischer Grazie und ohne allen Bezug auf Ungarn, ohne irgend welche Localfärbung, sodaß es, gut übersetzt, bei jedem Volke als Original eingebürgert werden kann. Beispiele dieser Art sind in vorliegender Ausgabe Lieder wie „Der Strauch erzittert, weil", „Diese Welt, wie groß sie ist", „Ach, ich bin verliebt" u. s. w. Die zweite Art ist das speciell ungarische Volkslied, mit bestimmter Scenerie und Localton, dem Nichtungar etwas fremdartiger anklingend, wie „Im Dorfe die Gasse entlang", „Kurz hab' ich gefaßt die Zügelstange" oder „Büngözsdi Bandi". Der Unterschied der Petöfi'schen Volkslieder von jenen seiner Vorgänger, Adam Horváth, Csokonai, Vitkovics, Lorenz Tóth, Gál, Erdélyi, Czuczor u. s. w., besteht in einem brillanten Spiel mit Antithesen, wie auch im logischen Anknüpfen der Phantasie an irgend einen sinnlichen, äußern Gegenstand der Natur oder des Lebens, ein Zug, der sowol beim ungarischen, wie beim deutschen und slawischen Volkslied vorkömmt. So heißt's im erstern „Vom Aste tropfet Thau, ich weine auch", während manches deutsche Lied mit „Was steht dort auf dem Berge?" und manches slawische mit der Verneinung „Nicht Regen fiel, ich weinte" beginnt. Charakteristisch der ungarischen Volkspoesie dagegen ist es, daß sie meist dramatisch vorgeht, während die deutsche überwiegend lyrisch, die slawische episch ist, vielleicht weil das deutsche Gemüth in der Zukunft, das slawische in der Vergan-

genheit, das ungarische naturalistisch in der Gegenwart lebt. Im ungarischen Volksliede spricht der Sänger immer mit irgend wem, und antwortet auf Fragen, die man erst durch die Antwort kennen lernt. Findet sich keine andere Dialoggelegenheit, so spricht er wie der Araber oder der Serbe mit seinem Roß, oder wie der Schotte mit seinem Hund. Ein tiefungarischer Zug ist endlich jenes beständige Ueberspringen aus Moll in Dur und umgekehrt, sowol hinsichtlich des Ideenganges wie in der Stimmung, was sich denn auch am charakteristischsten in der ungarischen Musik wiederfindet, und welche Eigenheit Karl Beck so schön in den Zeilen bezeichnete:

Ich höre Ungarlieder, lustberauschend, wild,
Und traurig wie ein regnerischer Tag!
Man möchte jauchzen wie der Vogel frei,
Und möchte weinen wie ein Kind dabei.

Das Alles hat Petöfi mit einer Wahrheit und Sicherheit getroffen, und auch in den Formen und Ausdrücken in der Originalfarbe gehalten wie nie Einer vor ihm. Aber er begnügte sich nicht blos mit dieser Holzschnittmanier allein, er hat sie zugleich geadelt und lebendig gemacht durch seine Gabe galanter Epigrammatik, wodurch ganz wundervolle, erfreuende Ueberraschungen entstehen. Die Weltliteratur weist wenige derartige unmittelbare Volksliedbichter auf; in Frankreich ist, außer dem ältern Olivier Basselin, nur Béranger zu nennen. Deutschland hat gar keinen ausgesprochenen Volksliedpoeten, denn von Simon Dach, Schubart, Claudius, Bürger, Usteri, Brentano, Arndt, Herloßsohn u. s. w. sind wol einzelne Lieder

populär geworden, jedoch blos zufällige Productionen, ohne bestimmte Absicht, ihre meisten übrigen Gedichte gehören der höhern Literatur an, während die sogenannten Dialektdichter Hebel, Grübel, Kobell, Castelli, Bornemann, Stelzhamer, Seidl, Klesheim u. A. — blos Klaus Groth macht hiervon eine Ausnahme und höchstens noch Distelli — weniger ins wirkliche Volk drangen, als sie literarisch bekannt sind. In Schottland dagegen gehören Burns, Johanna Baillie, Cunningham, der Ettrickschäfer Hogg, auch Ramsay und Bruce zu den wirklichen Volksliederdichtern in diesem Sinne, wie im Einzelnen bei den Dänen Andersen, bei den Schweden Atterbom, besonders aber die Polen Karpinsky und Vincenz Pol, der Serbe Milutinovics und der Tscheche Celakowsky. Italien und Spanien weisen nichts dergleichen auf.

Zweitens die sogenannte Volksromanze, ein vor Petöfi in der ungarischen Poesie noch nicht vorhandenes Genre, und von ihm unnachahmlich schön durchgeführt; es sind dies objectiv abgerundete Bilderchen, bei denen das landschaftliche Element die Stimmung abgibt, und deren Figuren meist dem wirklichen Volksleben entnommen sind. In der mitteleuropäischen Malerei lieferten Skizzen ähnlicher Art: Meissonier, Spitzweg, Hosemann, Pettenkoffen oder Ludwig Richter. In der Poesie erinnern derlei Croquis an das „Adonisfest“ des Theokrit, an Béranger's „Rothe Lene“, Burns' „Kiltgang“, Goethe's „Müllerin“, Uhland's „Der Wirthin Töchterlein“, Lenau's „Drei Zigeuner“, Beck's „Rothes Lied“, oder auch „Knecht und

Magd", Puschkin's „Woiwode" oder die „Balladen" des Rhangawis.

Drittens stehen jene Genrebildchen mit der Volksromanze in Verbindung, welche ich unter der Abtheilung „Gestalten" zusammenstellte und in denen weniger die urwüchsige Natur als vielmehr die sociale Philisterhaftigkeit komisch charakterisirt werden, wobei also das Landschaftliche weniger als das Psychologische und Physiognomische vorwiegt, etwa wie in den humoristischen Figuren des Martial, des Lucilius und Meleager, des Gresset, Béranger oder Jasmin, des Chamisso, Gaudy, Kopisch oder Mörike. Wie künstlerisch durchdacht Petöfi solche Bildchen zu geben weiß, sind nicht nur der „Juhász", der „Péres", das „Schenkenbild" deutliche Beweise, sondern auch „Das Tintenfaß", „Csokonai", „Meister Paul". In Betreff des letztern sagt Gyulai: „Paul schiebt zuerst übermüthig lustig den Hut beiseite, nachdem er ausgeklügelt, daß er sein Weib fortjagen wolle. Später bleibt der Hut unberührt, als er seine That bereut, und darüber grübelt, wie seine Habe nun im Schwinden sei. Dann wirft er ihn wieder übermüthig zur Seite, als er zu dem Schlusse kommt, der Gram nütze doch nichts, er wolle nun schon weiter vergeuden. Zuletzt zieht er sich verbittert den Hut übers Gesicht, als er nichts mehr hat und den Entschluß faßt, sich aufzuhängen. Hierbei ist der Hut stets auf das künstlerischeste benutzt, und daß der grübelnde Meister Paul Alles voraussagt, was daraus folgen muß und es doch thut, das ist eine der tiefsten psychologischen Auffassungen!" Wenn man so genau

jedes einzelne Lied Petöfi's durchprüft und dessen Organismus zu durchgründen sucht, dann findet sich erst rechtes Verständniß und echter Genuß.

Viertens, knapp neben dem Volkscharakterisirenden steht sein außergewöhnliches Talent der landschaftlichen Description. Er ist es, der dies Genre in Ungarn erst und besonders alles Ungarische in demselben erfand. Die zahlreichen frühern ungarischen Dichter hatten nur allgemein überkommene Schilderungsmethoden des Sonnenaufgangs und des Abendroths, des Wälderdunkels wie des Blickes hernieder vom Gebirge. Es waren dies aber so allgemein und conventionell gehaltene Bilder, wie man sie eben aus den mitteleuropäischen Dichtern seit drei Jahrhunderten gelernt hatte, ebenso gut auf Thüringen, die Pyrenäen oder Schottlands Waldzüge anwendbar. Ungarisch-charakteristisches hatte die poetische Landschafterei durchaus nichts gefunden, und wo sie es ahnte, vermied sie oder verkannte sie es. Die moderne Weltliteratur hatte unterdessen schon allerlei Farben für ihr Prisma der vielseitigen Naturanschauung gewonnen; die Gletscherwelt, das ewige unendliche Meer, das farbenüppige Italien, die krystallene Atmosphäre von Hellas, Caledoniens dunkle Seen, die maurischen Kunstüberreste Spaniens, wie die Eisfelder Rußlands, die Steppen der Ukraine, die kalte Pracht der Fjällen, Norwegens Mitternachtssonne oder die wilden Ufer des Pontus Euxinus waren schon geläufige Begriffe, denen sich bald die Bilder der syrischen Wüsten, der Rosenhaine von Schiras oder der Ruinen von Memphis und Carnac hinzugesellten, und endlich entstand eine

ganz eigene Partei in den Fremdliteraturen, welche in Prosa wie in Vers unserer Phantasie die Erinnerung an den Niagara, die Urwälder, die Pampas und Prärien und an sonstige stark colorirte Skizzen aus der Neuen Welt einimpfte. In der ungarischen Landschaft allein war das Charakteristische und Tiefpoetische noch nicht aufgefunden. Wol hatten zwei Deutschungarn, Lenau und Beck, diese Seite schon angeschlagen, sie blieben einestheils aber der Nation sprachlich fremd und zudem dienten ihnen jene Landschaften blos zu Folien für ihre subjectiven Stimmungen. Lenau fand gleichen Stoff zu seinen Faustgedanken auf der ungarischen Haide wie im steierischen Gebirg, auf dem Weltmeer wie in den Urwaldungen. Er sah nur das Kakodämonische in aller Natur, während Beck's rhetorischer Hang sich mehr dem wildfreien Treiben und dessen Aeußerungen bei seinen Landsleuten zuwandte. Bemerkenswerth bleibt es aber jedenfalls, daß das halbe Recht der Priorität in diesem Genre zweien Halbungarn gebührt.

Da kam Petöfi, welcher bei seinem Auftreten infolge seiner bekannten Vorgeschichte und seiner anfänglichen Antipathie gegen deutsche Literatur sich nachweisbar vom Dasein eines Lenau oder Beck nichts hatte träumen lassen, und löste die Frage denn auch ganzer, nationeller und zugleich künstlerischer. Vor ihm hatte Jedermann die Pußta ebenso gut gekannt, als irgend einen andern Theil des Reichs; aber der bedeutendste Poet vor ihm sah eben gar nichts auf dieser leeren Fläche, und seufzte innerlich auf, daß es so Unpoetisches geben könne! Petöfi schwang

aber die Wünschelruthe, und plötzlich ersah man ein morphologisch wie an Farben reiches Tableau. Er wurde nicht blos wie Lenau beim Anblick dieser fahlen Einöden von Todesgedanken und Weltverachtung ergriffen, — im Gegentheil, er wies eine großartige, heitere und brillante Mannichfaltigkeit nach, sein Auge erblickte zuerst die fabelhafte Fata Morgana, und zugleich sagte er uns zuerst, daß das Volk diese Luftspiegelung Délibáb nenne. Ihm entrang sich das Schlagwort für die Unendlichkeit der Haide und ihres Himmels, und er brachte uns bei dem Gedanken an das ungebändigte, blitzschnelle und zufriedene Menschen- und Thierleben der Pußta das starke Gefühl von Freiheit bei. Und wie schnell verlor sich die Monotonie des Anblicks, nachdem er dessen zahllose Perspectiven in den Linien wie in den Farben nachgewiesen hatte. Daß er dem Ungar die Lust an einem Schatz und Hort wiedereinflößte, dessen Besitz sich derselbe zu schämen begonnen hatte oder für den er stumpf war, und daß er ihm eine erquickende, frische, stärkende Quelle und nicht salziges Thränenwasser der Melancholie aus dem dürren heißen Sand hervorsprudeln ließ, das zeigt eben eine Gesundheit der Seele, wie sie nur die größten Dichter hatten! Nebenbei bemerkt kommt dieser Zug jetzt fast in allen europäischen Literaturen vor, von Goethe schon in dem „Willst du ewig in die Ferne schweifen? Sieh, das Schöne liegt so nah" ausgesprochen. Nachdem die Poesie sich Jahrhunderte lang die Mühe gegeben, die Unzufriedenheit mit dem Dasein zu steigern, um dieser Krankheit dann den Balsam ihrer Ideale reichen zu können, und

hierbei zuletzt naturgemäß in die krankhaften Zerrbilder überspannter Subjectivität hineingerieth, scheint sie endlich wieder zur Logik der Gesundheit zurückzukehren, indem sie ihre Zaubermacht anwendet, das Dasein selbst poetisch zu zeigen, im Unbedeutendsten oder Albernsten sogar das Versöhnende nachzuweisen, und uns dadurch zufriedener zu machen, als es die genialsten Träume je gekonnt. Es ist dies der Weg, den die Manier Dickens' und die deutsche Dorfnovellistik angebahnt, und durch welchen wir im letzten Jahrzehnd unstreitig an poetischer Anschauung der Realität ungleich reicher wurden, als wir es je bisher waren. Jean Paul theilweise, dann St. Pierre, noch mehr Scott, hatten nach dieser Richtung hin die ersten Signale gegeben, und Auerbach, Gotthelf, Stifter, George Sand, Gabriel Ferry, Sealsfield, Malczewski, Turgenew und Edgar Poe sie mit Entschiedenheit betreten.

Was nun Petöfi betrifft, so sagt Gyulai: „Seine Landschaften, Stillleben und Genrebilder bleiben das Classischeste der ungarischen Poesie. Sie können sich auch mit dem Besten der Weltliteratur messen. Wenn Maler dieselben lesen, so vermögen sie es nicht, die sozusagen schon fertige Composition unbenutzt zu lassen. Er verstand das Geheimniß des Malerischen wie bei uns Niemand vor ihm. Er hat ein reges Gefühl für jene Grundtöne und Hauptzüge, welche der Phantasie und dem Gemüth des Lesers das Bild sogleich begreiflich machen. Er versteht es, wie man durch hingeworfene, kaum bemerkbare Pastosen, welche an sich unbedeutend erscheinen, Cha-

rakterisirungen hervorzubringen vermag, die man nie wieder vergißt. Er weiß Licht und Schatten, Farbe und Grundton zu vertheilen, Lichter aufzusetzen, auszusparen und zu dämpfen, daß man nur Das sieht, was er gesehen haben will, und nur in solcher Beleuchtung als es eben die Stimmung erfodert. Die Idee und das Gefühl tauchen bei ihm stets aus dem Bilde selbst hervor und reflectiren auf dasselbe zurück, nie aber sind sie willkürlich danebenstehend oder in dasselbe hineingelogen. Wir gewinnen die Ueberzeugung, daß, wenn wir die Gegenden zu sehen bekommen, wir sie vedute-genau copirt finden, zugleich aber auch, daß wir sie um so künstlerischer in natura betrachten werden, nachdem er sie uns durch seine Stichworte bezeichnete. Ist die Langeweile und Verlassenheit poetischer verkörpert, als in der «Wüsten Csárda», und klingt nicht aus jeder Zeile der «Ruinen der Csárda» eine Elegie, während wir frische Luft einzuathmen meinen, wenn wir sein «Ungarisch Flachland» lesen; ja wir fühlen die Glut der Mittagssonne, wenn wir «Kleinkumanien» recitiren, ebenso sinnlich vorstellbar, wie die Kälte des Winters und die Wuth der Elemente bei Lectüre der «Pußta des Winters» oder der Eingangsschilderung von «Winterwelt». Petöfi hat bewiesen, daß in der beschreibenden Dichtung nicht sowol die Gegend das Hauptsächlichste ist, sondern der Seelenzustand des Dichters, und nicht das Bild, das reell vor ihm liegt, sondern jenes, welches sich davon in seiner Seele wiederspiegelt."

Welch hohe künstlerische Naturanlage dafür in Petöfi vorhanden war, können wir aus nichts so schlagend er-

kennen, als aus den Resultaten seiner Nachahmer. Sie haben ihm völlig die Manier abgesehen; aber in ihrem Dünkel, ihn zugleich weit überholt zu haben, carikiren sie ihn, man sieht der vielen Bäume wegen schon keinen Wald mehr. Es ist jetzt in der ungarischen Poesie die Epidemie ausgebrochen, ellenlange Naturschilderungen zu machen; diese Dichter haben alles Zeug dazu, nur nicht die Hauptsache, das künstlerische Maß. Während Petöfi acht ganze Strophen hindurch monoton und absichtlich alltäglich bleibt, um plötzlich und unversehen durch ein kleines prächtiges Bild, eine charakteristische Bezeichnung, einen „Drucker", wie die Maler sagen, dem ganzen Tableau einen jähen hellen Sonnenblick zu geben, überladen diese seine Epigonen jede Zeile mit Bildern und Ausdrücken der raffinirtesten und entgegengesetztesten Art, und glauben nun was Rechtes geleistet zu haben durch diese Ueberzuckerung und Ueberpatschoulirung!

Petöfi's zahlreiche Naturschilderungen zerfallen nun unter sich wieder in drei Hauptabtheilungen, und zwar in

1) das Genre speciell ungarischer Landschaft, von dem wir soeben des Ausführlichen gesprochen, und dessen Erfinder er allein ist. Arany allein hat ihn bisher in dieser Meisterschaft erreicht, theilweise sogar übertroffen;

2) in das Genre der allgemeinen Natureindrücke, des reinmenschlichen und subjectiven Empfindens der Einflüsse, die das äußere Bild auf das Gemüth des Beschauers macht, und er hat in dieser Art Stücke geliefert, die dem Besten eines Thomson, Goldsmith, Gray, den

tiefempfundenen Bildern der schottischen „Lakeschool", bessern Stellen im Delille, Bernard's traulicher Abendschilderung, Lamartine's Waldeinsamkeiten, Chiabrera's Frühlingsgejubel, Foscolo's Friedhofsbetrachtung, den Naturelegien eines Kleist, Matthisson und Salis, eines Lenau und der schwäbischen Schule, der Nachtbetrachtung des Ponce de Leon und Aehnlichem an die Seite zu setzen sind;

3) hat Petöfi noch ein naturschilderndes Genre, dem schwer eine concise Bezeichnung zu geben ist, eine Art Allegorisiren oder ein Symbolisiren der Natur, ein Personificiren der vorhandenen Naturelemente einestheils, wobei Wolken, Regenbogen, Thau, Sonnenschein, das Meer und das feste Land, die Farben und Töne, die Vegetation wie die geologischen Formationen menschliche Rollen spielen; anderntheils aber ein Hineinstellen einer fingirten in die reelle Natur, blühende Wolken, blaue Bäume, fabelhafte Blumen, Felsklippen mit Goldlocken und dergleichen. Er hat viele solcher Phantasiespiele geliefert, davon die besten „Der Liebe Fluch", „Das verliebte Meer", „Der Blitz und die Eiche", auch „Das Reich der Liebe", sind, von denen ich aber wenig Proben gab, da sie mir trotz aller unverkennbarer Genialität doch unerquicklich schienen und leicht in monotone und sinnlose Vorstellungen auslaufen. In der Weltliteratur hat dies Genre der „gemachten Blumen" oder besser der „kalten Phantasie" übergenug und oft ganz zierliche Muster angesetzt, von Spenser an bis zu Gongora, den pretiösen Spielereien Marino's oder Metastasio's, wie

neuerlich im Blumenmärchen-Genre des Putlitz und seiner zahlreichen Nachfolger bis herab zu Klesheim, und nicht minder in den Märchen Andersen's. Auch der Naturmysticismus, der sich von der Santa-Tereza bis zu Novalis' „Blauer Blume" und den abstracten Verzückungen eines Stagnelius in der Menschheitsgeschichte zeigte, dürfte hierher zu rechnen sein. In Ungarn war dies Genre bis zu Petöfi fast unbekannt, nur Vörösmarty hatte einige derartige Anklänge schon gegeben; seitdem ist aber eine ganze Schule daraus entstanden, welche Andreas Pap, Lißnyai, Pompéry und besonders der Dichter der „Blumensagen" Michael Tompa repräsentiren.

Diesen bisher genannten sieben Genren schließt sich noch ein achtes an, das des häuslichen Stilllebens, und man darf nur eine einzige Probe davon, das schon genannte Gedicht „Winterwelt" lesen, um an das Behaglichste und Wohligste erinnert zu werden, was wir in dieser Manier aus andern Literaturen kennen, z. B. an den „Achtzigsten Geburtstag" von Voß, an Burns' «Saturday night», Hebel's „Hafermus" und „Karfunkel", an Stellen aus dem „Pan Thaddäusz" des Mickiewicz, an Bilderdijk's „Schilderungen", Bellmann's „Dritte Epistel", oder an die längern Erzählungen des Klaus Groth.

Und nun zur höhern Erotik Petöfi's uns wendend, steht uns eine neue Ueberraschung durch die Vielseitigkeit seines Geistes bevor. Auch auf diesem Felde, der Erbweide wohlerzogener, geschulter Poeten, dem Parket der edeln Poesei, bewegt er sich unübertrefflich standesgemäß; es fällt ihm nie bei, ein etwas stärkeres Bild, einen nonchalanten

Ausdruck zu gebrauchen, während er allen Andern weit überlegen ist durch graziöse Natürlichkeit des Auftretens und Blütenreichthum der Ideen. Seine „Liebesperlen", besonders aber seine „Lieder an Julie" sind einestheils so voll von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, Humor und schmeichelndem Uebermuth, wie sich irgend Züge bei Anakreon, Hafis, Villegas, in den unflatfreien Quatrains eines Chapelle, Parny und Gresset, bei Vitorelli, bei Sjöberg, bei Christopulos oder Bogdanovicz, wie bei Goethe, Heine und Mörike finden; anderntheils weisen sie eine Tiefe des Gefühls und eine Pracht der Vergleiche auf, die an Ovid und Tibull, an Eschenbach und den von der Vogelweide, an Huerta, an den Schmelz der Sonette Petrarca's, Shakspeare's und Camoens', an die Seelentöne der Minne bei Immermann, Uhland, Lenau und Geibel erinnern.

Die Cypressenblätter gehören einer Kategorie der Weltliteratur an, aus der Kochanowski's „Thränen", der Badeaux sechs Elegien und neuestens Tennyson's «In memoriam», sowie Victor Hugo's «Contemplations» sich den meisten Ruf erwarben. Von Petöfi's Beitrag zu diesem Genre wurde übrigens, seines melancholischen Vorwurfs wegen, wenig in vorliegender Auswahl aufgenommen. Ida von Düringsfeld nannte diese Lieder „schöne Sterne in dumpfschwarzer Nacht".

Und dieser gemüthstiefe Volksliedsänger, farbenreiche Naturschilderer und so zartsinnige Erotiker ist zugleich auch der humorreichste, heiterste, leidenschaftlichste und sangbarste Trinklieddichter seiner Nation! Und auch

hierin, wie vielseitig! Vom derben Genre eines deutschen Burschenrundgesangs bis zum gourmandieusen Chanson an Lisette, von der Dionysosskolie bis zum echt ungarischen, von patriotischer Erinnerung wehmüthig gedämpften Aufjauchzen: «Sirva vigad a magyar!» (Weinend erlustigt sich der Ungar), wie das vaterländische Sprichwort sagt, oder wie Petöfi singt:

Ich setze mich, wo Patrioten das Glas erheben,
Vom Schicksal Glück erflehend für Ungarns zukünftig Leben,
Und leere aus das Glas, das volle, im tiefsten Sehnen, —
Wol schmeckt es bitter, denn mir tropften hinein die Thränen!

Natürlich war es Petöfi nicht, der in Ungarn das Trinkliedgenre überhaupt erst erfunden hätte; in einem Weinlande solch ersten Ranges und bei Begleitung der Zigeunermusik ergibt es sich von selbst, daß man beim Trinken singt, und in der That ist in der großen Sammlung der ungarischen Volkslieder, welche die Kisfaludy-Gesellschaft herausgab, die Abtheilung der Trinklieder eine der reichsten und poetischsten; auch haben alle Kunstdichter zur Vermehrung dieses Genre von jeher beigesteuert, besonders Csokonai, Adam Horváth, Vitkovics, Kölcsey, Kazinczy, Karl Kisfaludy und Bajza; aber freilich brachte es nur Einer darin zu wirklicher und bis dahin unerhörter Popularität, nämlich Vörösmarty durch sein vortreffliches „Fóther Lied“, beginnend: „Aufwärts steigt im Wein die Perle“ u. s. w.

Petöfi nun, in Nichts einseitig oder karg, begnügte sich nicht, gleich den Andern, ein ganzes Leben lang einmal auch ein solches Lied zu dichten, er warf auch hierin

gleich mit vollen Händen Dutzend auf Dutzend aus, und zwar in größtmöglichster Varietät sowol in Hinsicht auf Form wie Ideen. Von 1842—45 ist fast jedes zweite seiner Gedichte dem edeln Weine gewidmet, und erst von da ab verstummten diese Klänge, freilich zu Gunsten höherer und ernsterer. Er war also auch in diesem Genre fruchtbarer nicht blos als alle seine Landsleute, sondern wol als die berühmtesten der europäischen Trinklieddichter, der Schwede Bellmann, der Franzose Pannard, die Deutschen Gleim, Claudius, Goethe, Follen, Kopisch, Fallersleben u. s. w.

Ganz neu erschuf er in dieser Gattung in Ungarn das Béranger'sche Refrainchanson. Béranger und Heine waren überhaupt seine besondern und hoch in Ehren gehaltenen Lieblinge; er hat überaus viel von Beiden gelernt, und sie trotzdem niemals nachweisbar auch nur im geringsten Zuge imitirt, dazu war er selbst zu originell und reich. Da ihm aber, besonders in Hinsicht auf Heine, von bornirten Gegnern ganz trocken dieser Vorwurf gemacht wurde, so ist es hier wol am Platze, zu citiren, was Gyulai darüber sagt: „Es heißt, er habe von Heine das Kokettiren mit seiner Individualität gelernt. Doch, ist Petőfi ein Heine? Wahr ist es wol, daß sich schwerlich noch Dichter soviel mit ihrem lieben Ich zu thun machten, als diese Beiden; aber eben in ihren Individualitäten liegt ja der Unterschied. In Heine lebt, trotz seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, ein geheimer dämonischer Zug, der auf das Gemüth einen dunkeln, fast beängstigenden Eindruck macht, und seinem unbefan=

gensten Witze eine ätzende Schärfe gibt; aus Petöfi's Subjectivität dagegen sprudelt ein heiterer, gesunder und absichtsloser Humor, bei dem man höchstens durch etwas Schroffheit verletzt werden könnte. Heine's Poesie ist jene mächtige der Blasirtheit, des getäuschten Idealismus, der bittern Ironie; in Petöfi spricht das Kind der Natur, das inmitten Noth und Täuschung doch seinen Glauben bewahrte, und zu hoffen vermag, gedenkt es der Liebe, der Menschheit, der Freiheit. Heine windet sich während köstlicher Träume unter gräulichen Convulsionen und bewirft dann erwacht in katzenjämmerlicher Prosa alles Heilige mit Koth; Petöfi überschreitet nie eine gewisse Grenze, ist in seinem Innersten jungfräulich keusch und ergießt auf Alles die Wärme der Liebe. Alles, was bei Petöfi an Heine erinnert, reducirt sich auf einige Liedchen, die gefühlvoll beginnen und witzig enden. In allem Uebrigen ist weder das Gemüth, der Hohn und der Witz, noch die Wendung und die künstlerische Conception bei Petöfi jene Heine's."

Ein gleiches Verhältniß besteht zwischen Petöfi und Béranger, dessen Manier, oder besser dessen prosodische Formen er bei uns einbürgerte und derart zu herrschenden und ungarischen machte, daß viele der jüngsten Dichter, wie Karl Száß, Kolomar Tóth, Johann Vajda, Zalár u. A. heute fast nichts denn Refrainlieder schreiben; ja Petöfi übersetzte sogar wörtlich einige Lieder des großen Chansonnier, und hat ihn doch nie auch nur in einem Worte wirklich imitirt! Es ist dies eben ein nicht genug hervorzuhebender Beweis von Originalität, daß er überall selbst die

Quellen eingestand und sein Lied dann doch so selbständig aus sich herausgebar, daß nur von einer Forterzeugung, nicht von einer Nachahmung die Rede sein kann. Petöfi ist hierin um Vieles unabhängiger, als etwa Chamisso gegenüber Béranger, Puschkin im Verhältniß zu Byron, Freiligrath zu Victor-Hugo, oder Rückert zu den Orientalen.

Ein dreizehntes der durch Petöfi geschaffenen Genres ist jenes, welches er unter dem Titel „Wolken", „Sternenlose Nächte" zusammenfaßte und damit ziemlich richtig charakterisirte. Dunkle, philosophisch sein sollende, Shakspeare-artige Aussprüche über Welt und Leben und Gott und Unsterblichkeit, sowie abstracte Einfälle einer verdüsterten Phantasie, wie wir Züge davon bei Young, Cowper, bei Coleridge und Shelley, im „Hamlet", bei Grabbe, bei Leopold Schefer, in den Jamben des Barbier, im Tagebuche Belinsky's, oder in Krasinski's „Ungöttlicher Komödie" finden.

Aehnlich dieser Gattung ist demnächst die der Rhapsodien, eine Art fliegender Prosa, voll dithyrambischem Schwung und didaktischen Anläufen, in offenen Jamben, oft in Ueberschwänglichkeit der Bilder und in Steigerung der Satzbildung sich gefallend, wie Pindar's „Hymne an Hieron", Milton's „Allegro", Shelley's „Alastor", die Oden Leopardi's, neuestens Halm's „Italien", Karl Beck's „Auferstehung" und Aehnliches von Meißner und Titus Ulrich.

Als patriotischer Dichter endlich ist Petöfi nicht minder vielseitig, fruchtbar und farbenprächtig. Aber auch hierin hat er nicht blos auf hergebrachtem Wege sich

geübt, vielmehr zerfällt seine politische Poesie ebenfalls in drei wesentlich geschiedene Genres.

Voran steht das Genre speciell ungarischen Vaterlandsgefühls, wie es bisdahin von allen ungarischen Dichtern gepflegt wurde, und schon Benitzky und Rimay im 16. Jahrhundert haben dieselben Saiten angeschlagen, welche in den Volksliedern „Béla's Flucht" und „O Wien, von Westen gegen Osten zieht dein wilder Sturm daher!" aufächzen, wie in den Oden Berzsenyi's, in den Hymnen Kölcsey's, in den vormärzlichen patriotischen Gesängen eines Adam Horváth, Alexander und Karl Kisfaludy, Bajza, Erdélyi, besonders Vörösmarty u. A. m. Soweit nämlich unsere gedruckte Literatur zurückreicht, war Ungarn bereits im Verfall, im Schlaf, in der Entartung und Entfremdung und zugleich unter fremder Herrschaft, also blieb der Text eines jeden Patriotenliedes derselbe: „Ungarn, erwachst du nie wieder? Schämst du dich nicht in Erinnerung an deine Väter? Wirst du nie wieder wie ehedem frei, groß und glücklich?" Weiter reichten die Wünsche nicht, und in diesem Tone schrieb denn auch Petöfi in den ersten Jahren seines Auftretens einige Lieder von solcher Schönheit, daß sie sich nur den Sonetten Filicaja's und Cesarotti's, wie Leopardi's „Wehruf um Italien", den poetischen Zurufen an Polen eines Worenicz, Niemcewicz und Mickiewicz, den Zorngedichten eines Quintana, Zorilla und Espronzeda, und dem Besten eines Herwegh, Anastasius Grün und Prutz vergleichen lassen, und an jene tiefen Seufzer eines Justus Möser und Börne gemahnen.

Aber als Petöfi's Stimme schon Gehör fand, als die politische Opposition Ungarns sich soweit entwickelte, daß sich eine ganze Partei zu bilden begann, welche aus den speciell ungarischen Anschauungen herausgewachsen war, von da ab schuf unser Dichter ein Genre, welches über das specielle Vaterlandsgefühl hinauslangte, und ohne Ansehen der historischen Rechte wie des Nationalbodens reinmenschlich für jene unterdrückte Classe des Staates Partei nahm, welche die mitteleuropäische Demokratie unter dem Collectivnamen „das Volk" begreift, und dessen Berechtigung sie anstrebt. Und von da ab stoßen wir bei Petöfi auf Anschauungen, welche an Hood, Bary Cornwall, Ebenezer Elliot, Eliza Cook, Pierre Dupont, Berats, an Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" und Beck's „Lieder vom armen Manne" erinnern.

Endlich, nachdem die Revolution ausgebrochen war und Petöfi mitten im Lager weilte, schuf er das dritte Genre seiner politischen Poesie, die Revolutionsgesänge und Schlachtenlieder. Es existirt aus dem Zeitraum 1848—49 eine Unzahl solcher Lieder Petöfi's, und sie sind das Glühendste, Bilderreichste und Vollendetste, was in dieser Art die Verhältnisse zu Tage förderten; das Meiste davon ist im Original in den «Hangok a multból» und übersetzt in den „Ungarischen Nationalliedern" von Vasfi und Benkö gesammelt; doch konnten Proben dieses Genres aus leichtbegreiflichen Gründen keine Aufnahme in vorliegender Auswahl finden. Aber während die andern ungarischen Dichter dieser Periode — und es sind ihrer nicht wenige,

unter denen besonders der Sänger des „Riadó" nachfolgende Bemerkung auf sich beziehen lassen muß — mehr in ohnmächtiger Wuth fluchen, statt für eine ihnen gerecht scheinende Sache zu begeistern, geräth Petöfi kaum einmal in die niedere Region der Parteileidenschaft, vielmehr wird ihm Alles zum Freiheitshymnus, er sieht ehrlich in dem Gegner einen Feind, den er durch die Gewalt seines guten Rechts zu besiegen trachtet, den er aber nie mit Koth bewirft. Wenn man noch so sehr anderer Ansicht ist über den ungarischen sogenannten Freiheitskampf, man muß doch ein allgemein menschliches und speciell künstlerisches Interesse an diesen Oden an die Freiheit nehmen, ganz unwillkürlich von ihrem poetischen Zauber hingerissen, wie ein gleiches Gefühl uns die Lieder eines Arndt, Schenkendorf, Körner, Rouget de Lisle, Delavigne, die Rhigas-Ode, die Suliotenlieder, die Riego-hymne, Tollen's und de Laet's patriotische Gesänge oder Garczynski's Schlachtpoesien erregen, auch wenn uns der deutsche Befreiungskrieg, die französischen Revolutionen, die Erhebung Griechenlands, Spaniens Parteikämpfe, der Niederlande Befreiung oder Polens Tod historisch und in ihren Motiven anders vorkommen, als die jeweiligen Patrioten solche Fragen ansehen und ausbeuten.

Außer diesen siebzehn bestimmt zu markirenden Genres, welche Petöfi in der ungarischen Literatur entweder selbst geschaffen, oder so eigenthümlich neu und erschöpfend durchführte, daß ganze Schulen daraus entstanden sind, gibt es eine noch gute Zahl von Dichtungsgattungen, in denen er geherrscht, wovon ich diesmal

jedoch nicht aus allen Proben geben konnte. So die Epistolarpoesie, welche im 18. Jahrhundert durch die französische Schule Bessenyei's bei uns sehr in Schwung kam und welche Petőfi besonders erwünschte Gelegenheit bot, seine Individualität im liebenswürdigsten Lichte zu zeigen, wenn er solche gereimte Briefe an Paul Szemere, an Kerényi, an seinen Bruder Stephan, an Egressy, an einen ungenannten Schauspieler, an Alexander Vachot, Maurus Jókay, Balthasar Adorján, besonders gern aber an Arany und Tompa richtete.

Diesem Genre schließt sich das der persönlichen Bezügnisse an, und hierin war Petőfi ebenso erstaunlich fruchtbar, als verblüffend offenherzig. Er erzählte uns Alles. „Man war starr vor Staunen", sagt Gyulai, „als ein Dichter von sich selbst solche Dinge eingestand, dessen sich viele Menschen schämen. Doch konnte Niemand leugnen, daß, sobald er zu erzählen begann, wie er aus der Schule durchgegangen, als gemeiner Soldat und als Komödiant herumvagabundirt habe, wie er in Debreczin fror und hungerte, dagegen gute Tage beim Wein und im Freundeskreise zugebracht, welche Genüsse er in der Hauptstadt wie auf dem Lande gefunden habe, bis herab zum Geständniß, daß seine Stiefel zerrissen gewesen, wie er ohne Geld war und Schulden machen mußte, — dies Alles viel interessanter und poetischer erschien, als das Würdegefühl, die zarte Schamhaftigkeit und der hohe Ideenschwung manch anderer Dichter." Und ferner: „Man kann das Recht der Individualität für die Lyrik nicht leugnen. Es

fragt sich immer nur, ob diese Individualität genug interessant, genug poetisch sei? Jene Petöfi's war es, und äußerte sie sich, so geschah es in den poetischsten Bildern und Gefühlen. Er hatte viele Wege des Lebens beschritten, heute als Herr, gestern als Bettler; er erlebte Abenteuer, Schmerzen und Freuden, von welchen viele Menschen kaum einen Begriff haben. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling besaß er die Erfahrungen eines Dreißigers, ohne daß sein Gemüth die Elasticität verloren hatte. Seine Seele schützten einestheils eine gewisse Herbheit und anderntheils eine unerschöpfliche gute Laune."

Es dürfte nun hier Zeit sein, ein Wort von Petöfi's Humor zu sprechen. Dieser mußte doppelt stark wirken, aber zugleich einer eigenthümlichen Art angehören, um von einer Nation goutirt zu werden, welche durch ihre geschichtliche Entwickelung zu einem pathetischen Ernst, zu einer puritanischen Melancholie und einer sogar bis ins Volksleben sich erstreckenden, fast spanischsteifen Grandezza gekommen war, daß ihr jeder Witz als verletzend, als eine Entheiligung der gegenstandlosen Nationaltrauer und überhaupt als unmännlich, unritterlich, als unwürdig eines Helden und nur als Broterwerb eines verachteten Possenreissers erschien. Die wenigen Humoristen, welche die ungarische Literatur bis dahin besaß, Csokonai, Graf Gvadányi, Adam Horváth, Gál, Fazekas und Nagy Ignácz, sowie die Komiker der Bühne Megyeri und Szentpéteri zogen sich, so sehr man über ihre Lazzis auch unwillkürlich lachen mußte, doch innerlich diesen Vorwurf zu. Es mußte ein Humor kommen, welcher

einestheils alle Naivetät des Kindlichen und der Seelenreinheit für sich hatte, anderntheils aber stets auch gleich wieder in ernsten Muth und in herzwarme Begeisterung umschlug, um zu zeigen, daß er aus dem Herzen und nicht blos aus dem Verstande floß, daß es der Humor eines Mannes sei, der im Nothfalle auch Held ist und dessen Charakter daher Achtung einflößt und nie sich selbst, sondern blos die Situationen und Gegenstände lächerlich macht. Und dieser Humor ist überhaupt selten in der Welt. Die Literaturen aller Völker weisen wol genug sogenannte Humoristen auf, aber bei den meisten fehlt das Maß sowol der Aesthetik wie des Gemüths, und in den Satiren und Caricaturen eines Pulci, Aretino, Salvator Rosa, Tassoni, Casti, eines Massinger, Butler, Otway, Wycherley, bei Erasmus, Brandt, Murner, Rollenhagen, bei Grimmelshausen, Moscherosch, Kästner, Liscow, Rost, Ramler, Ratschky, Blumauer, Bürger, Langbein, bei Scarron, Crébillon, Retif und Pigault-Lebrun, sowie bei den Maccaronisten und Bambocciasten verletzt uns ein auffallender Mangel an Takt für Alter, Krankheit, Sitte und Pietät, auch besonders ein Verkennen alles Gesundvolksthümlichen. Es ist bei all den Genannten nicht jener edlere, von wirklicher Poesie kaum zu unterscheidende Humor eines Rabelais, Shakspeare, Cervantes, Sterne, Fielding, Gresset, Jean Paul oder Boz, welcher auf tiefer und liebevoller Menschenkenntniß beruht, Niemanden lächerlich, sondern blos einzelne Figuren belächelnswerth findet, den Starrsinn und die Verknöcherung in heitere Rührung auflöst, nicht auf den groben, brutalen, sondern auf jenen feinen Egoismus

Jagd macht, der sich über sich selbst täuscht, und im Helden nicht das Thier, sondern den Menschen, und im Lächerlichsten und Abstoßendsten noch eine Ader des Liebenswürdigen nachweist, mit einem Worte, der Humor, der aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe fließt und überall dem Idealismus sein Genüge thut.

Petöfi's Humor dagegen gehört zu jener seltenen Gattung; er ist kein Witzling von Profession und meint es leidenschaftlich ernst mit der Menschheit, und deshalb verachtet er ihre Laster, sieht aber nicht gleich Laster in ihren Fehlern und Gebrechen, und weil er sich selbst als Held fühlt, wahrt er nicht ängstlich seine Würde, es vermeidend, manchmal auch Kind zu sein. Stets ernst scheinende Menschen sind meist Dummköpfe.

Uebrigens wäre es ein durchaus falscher Standpunkt, Petöfi ausgesprochen für einen humoristischen Dichter zu halten, er ist überwiegend ein Poet der ernsten leidenschaftlichen Begeisterung, voll dithyrambischer Schwungkraft und tiefer Farbenglut, welche blos nebenbei durch den Sonnenschein des heitern Lächelns gemildert werden.

Unter seinen größern Erzählungen sind jedenfalls „Held János" und „Bolond Istok" die Perlen. In ersterer muß ein Juhász, János, der bösen Stiefmutter wegen von seinem Liebchen, Iluska, scheiden, welche Anfangscapitel voll der zartesten Gefühlspartien sind. Er zieht nun in die weite Welt, wird Hußar, geräth aber sogleich in das Reich der edeln Fabelei, erlebt märchenhafte Abenteuer mit Drachen, Türken, Lindwürmern und Hexen, verliert sich in die komischste Geographie, aus

Italien in das nahegelegene Indien, wo sein Pferd in den Sternen stolpert, und dann dicht an nach Frankreich, wo er das Königsfräulein errettet, deren Hand und Thron ihm als Lohn zufällt. Doch János denkt nur an seine Iluska, somit schlägt er alle Ehren aus und wandert heimwärts. Aber im Dorfe findet er blos das Grab der Geliebten. Von diesem pflückt er eine Rose, geht nach dem nahegelegenen See und wirft, um selbst nachzufolgen, die Rose in denselben. Doch es war dies der See der Vergessenheit, und kaum berührt die Blume den Wasserspiegel, als Iluska aus ihr entsteht, worauf sie sich in die Arme sinken, König und Königin des Feenreichs werden und — noch leben, wenn sie nicht gestorben sind. Ich verweise übrigens auf meine Uebersetzung dieses Märchens.

Noch künstlerischer durchdacht ist die Conception des „Bolond Istok“, welchen Adolf Dux vortrefflich übersetzte. Stephan der Narr, oder Bolond Istok, ein junger Mann, der voll heiterstem Humor die Welt durchzieht und vagabundirend auf der Pußta mit Wind und Regen Reden führt, wie der Narr in „Lear“ oder Figuren von Brentano und Arnim, stößt zufällig auf die wegabgelegene Hütte eines welt- und menschenfeindlichen alten Mannes, der anfangs dem rücksichtslos sich aufdringenden Burschen wortlos Lager und Speise anbietet, doch nach und nach durch dessen humoristische Philosophie derart oscillirt und weich gemacht wird, daß er vertrauungsvoll aufthaut, seinen dumpfen Groll fahren läßt, aber den heitern Genossen nicht mehr ziehen lassen will. Dieser führt nun eine Versöhnung zwischen dem Alten und seiner schönen

Enkelin, der Tochter seines verstoßenen Sohnes, herbei, kehrt des Brummbärs ganzes Haus um, macht es wohnlich und heiter und heirathet endlich das schöne Kind.

Der „Dorfhammer“ ist eine komische Dichtung schwächerer Art, die früheste Petöfi's, eine Kunkelstubenrevolution, mehr derb und komisch, als fein humoristisch erzählend, doch in dieser Art ein lachenerregendes, niederländisches Bild.

Der „Zaubertraum“ und „Der Liebe Fluch“ sind allegorische, „Salgó“, „Maria Szécsi“ und „Das Horn des Lehel“ sind historische Dichtungen, stellenweise voll der wunderbarsten Naturschilderungen. Maria Szécsi, welcher Wesselényi 1661 die Festung Murány durch List abnahm und hierauf die Besiegte heirathete, war 1846 von der Kisfaludy-Gesellschaft als poetischer Stoff ausgeschrieben worden, und sowol Petöfi, wie Arany und Tompa concurrirten Jeder mit einer gleichnamigen Dichtung um den Preis, welchen Arany gewann; doch sind die Arbeiten Petöfi's und Tompa's gleichfalls vortrefflich.

„Szilay Pista“, von Hartmann und Szarvady recht fließend übersetzt, gehört in das Genre des „Helden János“ und des „Bolond Istok“, ist jedoch schwächer als diese beiden.

Vom „Apostel“, seiner Tendenz, seiner Form und seinem Werthe war schon die Rede. Es ist dies die längste der größern Dichtungen Petöfi's.

Das Drama „Tiger und Hyäne“, die Geschichte des arader Reichstages unter Béla dem Blinden 1241 behandelnd, ist weder so schlecht, noch so undramatisch, als es

die Gegner bei der Leseprobe verschrien. Im „Zöld Marczi", der Name eines bekannten ehemaligen Schweinehirten und Räuber des Bakonyerwaldes, wollte Petöfi einen ungarisch-populären Karl Moor schaffen, scheint aber zu tief ins Holz geschnitten zu haben, sodaß er selber dies Monstrum der Aufführung und Veröffentlichung nicht für werth hielt. Doch soll es kräftige Volksscenen enthalten.

Eine Abnormität greulichster Art sind die pathetischen Stellen des Romans „Der Strick des Henkers", an Unsinn und Greuel fast Victor Hugo's „Bug Jargal" und Aehnliches übertreffend. Doch kommt in diesem Roman eine herrliche komische Figur vor, der alte Vagabund Kaspar Hiripi, welche zu dem Besten gehört, was des Dichters so fein charakterisirender Pinsel je geschaffen, und man wird versucht, wie manchmal aus einem alten Bilde einen einzelnen Kopf, blos diese Figur aus den Blättern jenes Romans sich herauszuschneiden.

Nun aber noch eine Bemerkung. Bekanntlich existirt in Ungarn eine Akademie, eine Gelehrten-Gesellschaft, gegründet 1830, welche bei all' ihrem sonstigen gehaltvollen und segensreichen Wirken doch dadurch sich besonders auszeichnete, daß sie, vornehmlich in Beginne, neben vielen höchst verdienten Männern, eine Zahl unbedeutener Leute zu Mitgliedern ernannte, um nur rasch die Stellen auszufüllen, oder aus Rücksicht auf bürgerliche und sociale Verhältnisse. Aber gerade diejenigen Zwei, welche im modernen Geistesleben Ungarns den größten Einfluß auf dasselbe hatten, gerade diese Beiden wurden

niemals Akademiker. Der Eine ist nicht gut zu nennen, da sein Name und mit Recht zu den verfehmtesten der Welt gehört, denn sein Egoismus hat das schwerste Unglück über sein Volk gebracht; jedoch immerhin sind seine blendenden, großartigen Geistesgaben und der tiefe Einfluß, den sie, besonders vor der offenen Revolution, ausübten, nicht zu leugnen, vor allem aber seine reformatorische Wirkung auf Sprache und Stil! Der Andere ist Petöfi! Es wäre sehr an der Zeit und gerechte Selbstsühne, wenn die Akademie noch nachträglich und nunmehr die Büste des größten ungarischen Lyrikers in ihren Sälen aufstellen würde, und es paßte hierzu völlig jene Aufschrift Saurin's, welche unter Molière's Büste gesetzt wurde, als man diese in den Saal der Vierziger brachte: «Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre.» Auch Arany ist nicht Mitglied der ungarischen Akademie, dürfte aber demnächst gewählt werden.

Petöfi besaß noch einen jüngern Bruder, Stephan, dessen Protector er in der Familie gewesen zu sein scheint, welcher selbst einige sangbare Volkslieder veröffentlichte, sich aber später der Revolutionsarmee anschloß und erst allerjüngstens der Haft entlassen wurde.

Bildnisse von Petöfi gibt es zur Genüge. In Oel, ganze Figur in verkleinertem Maßstabe, etwas phantastisch costümirt, fast wie ein deutscher Student mit Rappier und Schläger, malte ihn sein Jugendfreund Petrics-Orlay. Dann existiren zahlreiche Lithographien von Barabás; die erste und bestgetroffenste erschien 1845 als Beilage zu Vachot's Modezeitung; ferner jener Stahl-

stich, welcher die Gesammtausgabe seiner Werke ziert, und ein Steindruck, halbe Figur, mit umgürtetem Säbel und das ungarische Wappenschildchen der Märztage an der Brust; endlich Petöfi und seine Gemahlin auf einem Blatte.

Petöfi hatte eine äußerst saubere, kleine, deutliche und runde Handschrift, die auf viel Uebung im Schreiben hinwies.

* * *

Seit der Revolution fand nun dieser merkwürdige, liebenswürdige und so überaus originelle und bilderreiche Dichtergeist auch im Auslande einige Anerkennung, und wenigstens sein Name ist Literaturfreunden nicht mehr fremd.

In Frankreich schrieb St.-René Taillandier, bei Gelegenheit der Besprechung meiner Uebersetzung des „Held János", im Jahrgang 1851 der «Revue des deux mondes», begeisterte Worte über ihn. Neuerer Zeit wendete Thalès Bernard sein lebhaftes Interesse überhaupt der ungarischen Poesie und speciell Petöfi zu, dichtete eine sehr schöne Ode an ihn, welche dieser Ausgabe beigedruckt ist, und übertrug einige seiner Lieder, soweit dies der Geist der französischen Sprache zuläßt, vortrefflich. Bernard hat viel Sinn für Volkspoesie und trug sein Möglichstes dazu bei, seine fremder Sprachen unkundigen Landsleute mit den Dichtungen der Bretagner, Provenzalen und Gälen, der Deutschen, Engländer, Esthen, Letten und Finnen bekannt zu machen. Er ist zu-

gleich mit Béranger eng befreundet, und der greise Liederfürst schrieb an den Unterzeichneten: «Mr. Th. Bernard, mon ami, m'informe, Monsieur, qu'il se publie par vos soins quelques poésies, écrites par lui en l'honneur de la Hongrie. Permettez moi, de leur souhaiter un bon acceuil auprès des lecteurs et des critiques de votre nation; car je connais depuis trop longtemps notre ami commun pour ne pas m'interesser à sa poésie comme à sa prose.» Bernard ist es auch zu verdanken, daß Béranger überhaupt etwas vom Dasein seines Geistesverwandten und Bewunderers im fernen Osten erfuhr, und aus Bernard's Uebersetzung sogar einige Gedichte Petöfi's kennen lernte, über die sich der greise Chansonnier entzückt aussprach. Hätte das Petöfi erlebt! Es scheint übrigens, daß das Interesse für unsern Dichter in Frankreich in der Steigerung begriffen ist, denn auch Fertiault und Huet versuchten Nachbildungen, und in einem neuern Schreiben Béranger's an den Unterzeichneten heißt es: «On m'apprend, que Mr. Valmor fils prépare une traduction de ses oeuvres (de Petoefi) faite sur le texte hongrois. Nul doute, que votre glorieux compatriote n'acquiera la réputation, qu'il mérite à la fois par son talent, et par sa destinée.»

In England interessirt sich Edgar Alfred Bowring, einer der beliebtesten modernen Poeten, zugleich vortrefflicher Uebersetzer der Gedichte Schiller's und Goethe's, lebhaft für den „Schwan von Kleinkunság". Bowring ist der Sohn des jetzigen Gouverneurs von Britisch-China,

Sir John, des bekannten Polyglotten, welcher zuerst die Aufmerksamkeit vor Jahren durch seine «Poetry of the Magyars» auf Ungarn lenkte, Ehrenmitglied der ungarischen Akademie ist und noch heute, fleißig von Shangay und Hongkong aus an den Unterzeichneten schreibend, herzlichsten Antheil an Ungarn nimmt.

Auch in der polnischen Literatur dürfte bald der Name Petöfi bekannter werden, indem Lenau's Jugendfreund, der von seinen Landsleuten so gefeierte Nikolaus Boloz von Antoniewicz, glückliche Versuche der Uebersetzung Petöfi'scher Lieder machte.

Für Skandinavien hat Freund Asbjörnsen, mit Mon Herausgeber der von Tieck so angerühmten norwegischen Volksmärchen, die Mission übernommen, seine Landsleute mit diesem ihm so liebgewordenen Poeten bekannt zu machen.

In Deutschland ist der Kreis der Freunde Petöfi'scher Muse ein noch größerer, und die bisherigen Uebersetzungen eines Dux, Dudumi, Falke, Hartmann und Szarvady und theilweise auch die des Unterzeichneten haben freundliche Aufnahme gefunden. Heinrich Heine, welchem die erste Uebersetzung des Letztgenannten gewidmet war, fand so viel Freude an dem frischen Dichtergeist, daß er sich dadurch zu einigen sehr anerkennenden Briefen anregen ließ. Bettina's noch stets warmpulsirendes und großmüthiges Herz, voll von Theilnahme für alle leidenden Völker, ahnte sogar aus der unbeholfenen Sprache jener Dolmetschung heraus, in welch edler Gestalt der Dichter im Original dastehen und unsterblichen

Blickes in die sterbliche Welt blicken müsse. Sie besang ihn und schrieb ganze Briefhefte über ihn voll der freudigsten Begeisterung. Auerbach, Carriere, Fallmerayer, Gervinus, Gutzkow, Halm, Laube, Varnhagen, Zedlitz ließen sich ausführlich über Petöfi berichten. Julius Hammer, C. J. Horn, Holtei, Ohly, Prutz, Rellstab, Stahr, J. G. Seidl, Julian Schmidt, Semlitsch und Zeising schrieben öffentlich über ihn; Karl Beck, Daumer, Moritz Hartmann und Hauenschildt versuchten seine Lieder in ihrer Weise umzudichten. W. Constant, Dawison, Dieffenbach, Dingelstedt, Ida von Düringsfeld, Betty Dreyschock, Frankl, Fontane, W. Gerhard, Gerstäcker, Hebbel, J. Kerner, Kind, Franz Liszt, Ludwig Löwe, Mosenthal, Dionys Pruckner, Marie Seebach, Emilie Scholz, Stockhausen, Tempeltei, Uhland sprachen sich mit Wärme über diesen originellen Dichtergeist aus; Freiligrath las noch im Vormärz in London die ersten Versuche einer Uebersetzung seiner Lieder. Alfred Meißner hat die Herausgabe der ersten Verdeutschung ermöglicht. Selbst Humboldt gestattete sein so vielfach in Anspruch genommenes Interesse auch auf diese Erscheinung zu lenken. Friedrich Bodenstedt, der Meister poetischer Uebersetzungskunst und der so gewiegte Kenner besonders der slawischen Literaturen, schrieb an den Unterzeichneten: „Der überaus poetische Gehalt der meisten mir mitgetheilten Gedichte Petöfi's hat mich wahrhaft überrascht, und ich gestehe ein, daß Ihr mir etwas über-

trieben erschienenes Lob derselben wahrlich nicht übertrieben ist;" und sodann: „Jemehr ich mich mit Petöfi beschäftige, um so mehr komme ich in Versuchung, blos seinetwegen Ungarisch zu lernen."

* * *

Angesichts solch vielseitiger und erfreulicher Theilnahme durfte man es nicht bei den bisherigen, eigenen wie fremden, unzulänglichen, oder schwer auffindbaren einzelnen Verdolmetschungen der Producte eines so reichen und tiefen Geistes bewenden lassen. Für mich erschien es aber gegenüber dem Andenken an den Dichter doppelte Pflicht sein Dolmetsch in Deutschland zu werden. Ich hatte das Glück, Petöfi kurz nach seinen ersten Triumphen in Pest persönlich kennen zu lernen und von ihm freundschaftlichst geehrt zu werden. Erzogen in einer überwiegend mehr allgemein europäischen, als speciell ungarischen Bildung, las ich bis dahin lieber meine Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche, als meine dichtenden Landsleute, deren Poesie ich zwar nicht übersah, die mich aber kalt ließ, besonders im Vergleich mit jener des Auslandes, und noch mehr im Vergleich mit den Erinnerungen, die ich aus der Knabenzeit her, in der ich auf dem Lande gelebt, von dem ungarischen Volksleben, seinen Märchen, seiner Musik, seinen Tänzen und den Scenen im Wald und auf der Pußta hatte. Da führte mich ein origineller Zufall mit Petöfi persönlich zusammen, und ich hatte sogleich den Muth und dazu die Sicherheit im Blick, zu einer

Zeit, wo beides noch Vielen fehlte, die heute beim Petöfi-cultus mitbrüllen, diesen Dichter nicht blos vom ungarischen, sondern selbst vom europäischen Standpunkte aus für naturfrisch, tief und überaus bedeutend zu erklären. Und wie es mir in der Natur liegt, daß ich zwar selbst nicht viel zu leisten vermag, aber zu allem Großen unbedingt freudig und anerkennend emporblicke, und nach den Worten des Carlos: „Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu sein, entschloß ich mich, dich grenzenlos zu lieben!" mich allem Bedeutenden gegenüber verhalte, so war meine Anhänglichkeit auch an diesen geweihten Geist eine dauernde und liebevolle. Ich besuchte ihn fast täglich auf seiner kleinen Stube bei dem Lotteriesten in der Hatvanengasse, schleppte ihm deutsche Bücher zu, ermöglichte eine persönliche Bekanntschaft zwischen ihm und Karl Beck, welche von vornherein auf gegenseitige Achtung gegründet war, und als von Adolf Dux die erste Uebersetzung eines Petöfi'schen Liedes im „Wiener Sonntagsblatt" von Frankl erschien, machte ich meinen Landsmann darauf aufmerksam und forderte später in seinem Auftrage Dux auf, doch ein ganzes Heft solcher Uebersetzungen herauszugeben, wozu sich derselbe auch entschloß, und die vom Dichter als vortrefflich befunden wurden. Und als ich dann, es sind jetzt mehr denn zehn Jahre, den Wanderstab auf lange zur Hand nahm, hatte ich im schmalen Bündel blos den „Faust", die „Lieder Béranger's" und die „Gedichte Petöfi's". Und wenn ich im Mondenscheine auf den Lagunen dahinschwamm, oder von Genuas Felsen weit ins blaue Meer blickte; wenn

ich an der Pyramide des Cestius lehnte, oder von Ischia aus fast erblindend in die Farbenflut von Himmel und Erde starrte, während ich durch den Schnee der Alpen wanderte, oder vom Grabe Börne's aus auf die lichtumblitzte Lutetia schaute; oder auch, wenn ich von der Mansarde in Leicesterstreet aus den Wald der Schlote im ewigen Nebel Londons betrachtete; auf der Ostsee und im Riesengebirge, im Harz, in Thüringen, auf dem Milischauer, im Parke zu Weimar oder Muskau, im Taunus und am Neckar, auf der Burg zu Nürnberg, oder auf dem Kahlenberge — überall las und recitirte ich meinen Petöfi. Kein Wunder, daß ich's versuchte, ihn auch deutsch wiederzugeben, besonders wenn so viele fremde Menschen wissen wollten, was denn in dem für sie mit sieben Siegeln verschlossenen Buche stehe? Und so genügte ich wol schon lange, bevor ich officiell in die Literatur trat, dem Drange, Andern es wenigstens wortgetreu deutlich zu machen, was mir so schön erschien und so lieb war. Bald merkte ich aber, daß das nicht ausreiche, und daß ein in bestimmter Form Entstandenes nur auch in bestimmter Form wieder verständlich werde. Nichts leichter als dies, so dachte ich, man braucht es blos zu versificiren. So entstand die erste Uebersetzung, welche ich auch veröffentlichte, und die trotz unglaublicher Holperigkeit und sprachlichem Stammeln Freunde fand, welche noch in solcher Form vom Inhalte frappirt wurden, und es war doch nur wie eine Stickerei, die man von umgekehrter Seite betrachtet. Infolge anderartiger Studien kam ich endlich zu dem Entschlusse, mich völlig

der Vertretung der geistigen Fragen Ungarns gegenüber dem Auslande zu widmen. Der Wille war wol gut, doch das Fleisch ziemlich schwach, und erst die Uebung macht den Meister, sogar bei ausgesprochenen Talenten, und ich meinestheils besaß eben kaum mehr als den sehr guten Willen. Letzterer verlieh mir die Zähigkeit, keine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen, und wie ich stolz darauf bin, in der Heimat selbst einer der Ersten gewesen zu sein, welche mit sicherm Blick diesen neuen Stern so-gleich erkannten, so gebührt mir doch auch ein gut Theil des Verdienstes, beigetragen zu haben, daß sein Name auch im Auslande bekannt werde, und ich scheute diese Bemühung und Ausdauer nicht, in der Anhoffnung, da-durch Berufenere auf ihn aufmerksam zu machen und sie anzuregen, ihn in seinem vollen Glanze zu zeigen. Ich täuschte mich; einestheils hat die liebe Welt so viel zu thun, daß sie kaum nebenbei sich nach einer bunten Blume am Wege bücken kann, und anderntheils haben nicht alle Talente zugleich auch die Tugend der stillen Begeisterung. Ich hatte nun aber einmal auf Petőfi aufmerksam ge-macht, und konnte der Nachfrage weder aus eigener noch fremder Sammlung völlig und erfreulich genügen, und ich verdankte ja überhaupt der Beschäftigung mit diesem Geiste die Rückkehr zu den Studien über das gei-stige Leben meiner Nation. Ich fühlte es daher jahrelang als drückende Schuld gegen den Geist des edeln Verschol-lenen wie gegen den meiner Nation, es nicht blos bei jenen läppischen Erstlinrgsversuchen bewenden und sie die

alleinige Basis seines guten Namens im Auslande sein zu lassen.

So versuchte ich denn nochmals, und zwar diesmal mit aller Strenge gegen mich selbst und blos von ästhetischen Tendenzen geleitet, eine neue und vollständigere Uebersetzung der Gedichte unsers ersten Lyrikers. Als ich jene frühere Ausgabe 1848 besorgte, war ich auch im bürgerlichen Leben noch nicht großjährig; ich hoffe, man wird nun nicht minder an den geistigen Fortschritten erkennen, daß ich es bereits bin. Wer will es hindern, wer kann es tadeln, zu versuchen, eine Gewissensschuld abzutragen, einen Fehler gut zu machen, um der Gerechtigkeit willen zu streben, Unzulängliches besser zu geben? So habe ich denn während der letzten zwei Jahre meine Mußestunden dieser Aufgabe geopfert und nicht den Muth verloren, so oft ich auch schier daran verzweifeln wollte. Und so denke ich denn, den Freunden ungarischer Poesie und ihres originellsten Vertreters ein wenigstens annähernd befriedigendes Spiegelbild bieten zu können, läßt es auch immerhin nur zu viel noch zu wünschen übrig!

Aber verständigen wir uns. Uebersetzen heißt, sich selbst verleugnen, und es gibt wol keinen überzeugendern Beweis des Mangels aller persönlichen Eitelkeit, als ein solches Zurücktreten der eigenen Subjectivität zu Gunsten und zu Ehren einer fremden. Man sollte gegen Uebersetzer daher billiger sein als gegen Originalautoren. Und doch ist es gerade umgekehrt. Dem Originaldichter wagt man nichts vorzuwerfen; entwischt ihm ein falscher Reim, eine holperige Stelle, er will es nun einmal so;

man zweifelt nicht, daß er es besser könne, wenn er wollte, steht es ihm doch frei, aus ganzem Holze zu schneiden. Beim Uebersetzer dagegen ist es ein Majestätsverbrechen, man weiß bestimmt, daß ihm der Witz ausgegangen, und hätte er gekonnt, so würde er es besser gemacht haben. Es gibt auch Leute, welche ein ganzes dickes Buch Uebersetzungen sogleich als unlesbar aus der Hand werfen, sobald sie nur auf Einen Lapsum irgend welcher Art stoßen, und die eben nur die Flecken und durchaus nimmer die Vorzüge sehen und sehen wollen. Und dann sind Uebersetzungen auch nie für Jene vorhanden, welche deren Originalsprachen verstehen, denn man übersetzt doch nur für Solche, welche eben nicht in dieser Lage sind, und die mirakulöseste Uebersetzung bleibt doch immer unvollkommen verglichen mit dem Original. Wir sehen daher in der Literaturgeschichte auch jene Uebersetzungen vom größten Erfolg begleitet, welche aus Sprachen und Dichtern geschehen, die dem Publicum und der Kritik unzugänglicher sind, daher eine haarspalterische Controle aufheben und auf gut Treu und Glauben hingenommen werden müssen. Am besten ist es, man kümmert sich um den Uebersetzer gar nicht, sondern richtet seine Aufmerksamkeit direct auf das Original, welches, wenn es wirklich bedeutend ist, kaum so schlecht wiedergegeben werden kann, um nicht durch Feinfühlende in seiner Ursprünglichkeit erkannt zu werden. Ein Uebersetzer vermag keinen größern Erfolg zu erringen, als wenn man seiner völlig über den Dichter vergißt, den er repräsentiren will.

Somit habe ich zur weitern Empfehlung oder Entschuldigung dieser neuen Verdeutschung auch nichts zu sagen. Wol fühle ich es, daß ich stellenweise noch immer zu wortgetreu bin; aber zum Theil mag es mir doch gelungen sein, in freiern Fluß zu kommen. Wo es sich ohne Zwang ergab, blieb ich dem Originalmetrum getreu, was in den meisten Fällen geschah, oft aber auch nicht, je nachdem es sich fügte. Die Arbeiten meiner Mitstrebenden und Nachfolger — zum Vorgänger hatte ich blos Dux — benutzte ich vielfach, und gebe dies überall getreulich an. Es war dies aber kein Anlehnen aus Bequemlichkeit, um etwa nicht Alles selber versuchen zu müssen, sondern ein Anerkennen der Vorzüge Anderer, und indem ich nicht capricirt sein wollte, Etwas blos der Originalität wegen gut zu geben, was schon am besten und nach bester Möglichkeit gegeben war.

Und nun, Glückauf! The rest is silence.

Heiligenstadt nächst Wien, im Sommer 1857.

Kertbeny.

Petöfi dem Sonnengott.

Von

Bettina Arnim.

Wie Vögel, die kaum befiedert im Frühlicht flattern,
Nächtlich aufrauschen im Nest, — schlummertrunken, —
Wähnend im Schlaf sich zu heben gen Abend oder gen
Morgen:
So aus Träumen auffahrend, ungewohnt schwebender
Fühlung,
Nicht ihr vertrauend — sinket betäubt ihr zurück,
Schüchterne Vögel, Gedanken.
Nacht ist's! — Betheuert der Mond euch und glitzernde
Sterne,
Die Flügel verschränkt, duckt ihr zusammen im Nest;
Da schwellen Träume euch den Busen.
Aus der umfangenden Eos Saffranbinde
Windeln sich los — so träumt ihr — die Morgenwinde
und tragen
Goldbewimpelt glorreich durchs leuchtende Blau
Euer Gefieder Helikons Gipfel hinan
Zur schwankenden Flut, die sein Bild malt dem Narciß,

Und er liebt sich in ihr — nur des Liebenden Spiegel
ist Liebe —
Wie ihm — schönheitlusttrunken euerm Abglanz zu lauschen
Auf sonniger Welle — sendet lieblich der heitere Gott,
Euch umleuchtend, euer Antlitz zurück euch —
Träumende Vögel, Gedanken!
Und hymnenbeschwingt, durchrudert ihr rhythmusströmende
Lüfte,
Dem tönenden Schwan nach, der frei von der Sorge
Befleckung
Siegender Feuer kraftvoll — das trübe Leben, das sterblich
nur ist
Ueber die Alles schauende Zeit,
Zum hochwolkigen Zeus
Mit unsterblichem Liede hinauftönt,
Oder in wolkensammelnder Gewitter Sturmbett,
Ueber Donnergeprassel und wirbelnder Purpurglut
Getragen euch bringt mit sausendem Fittig.
Euch durchschauern nicht am nachtgedeckten Himmel
Die hintreibenden Winde. Denn warm eingehüllt ganz
In deiner Strahlen goldnem Schnee
Wenden das Antlitz sie dir zu, Apollon,
Der herablächelnd wieder sie anglühest, Phöbus Apollon!
Und tönest — so wähnen sie träumend und lauschen —
Zärtlichen Wiegengesang ihnen zu.
Willst du die Alles schauende Zeit nicht hinein haben,
so laß sie hinaus.
Und während Dunkel auf irrenden Pfaden
Der Menschen Geschicke umkreist,

Preisen den ahnungsvollen Tag sie
In sonnedurchschimmerter Nacht, dir geheiligt, o Taggott.
O wieder zu früh macht Geräusch ihr Päanszwitschern! —
Horche, Lichtspender! Eh' noch dein siegendes Lied
Mächtig dem Wiederhall ruft, dem Jo, im Traum dir
gesungen,
Süßer Zärtlichkeit voll, schlummerempfangen von dir.

Doch jetzt weckt Mondlicht sie,
Das jenseit der Haine scheidend herabsinkt;
Silbern leuchtet der Fluß durch Morgennebel,
Die bald du zertheilest, Himmelwandelnder!
Wie flockigte Heerden hinab zur Flut sie treibend.
Schon streift die frühe Schwalbe
Mit schneidendem Flug die kreiselnden Wasser, —
Durchkreuzt lustathmend deine Bahn.
In heiterer Bläue fängt ihr nächtlich Gefieder
Deiner Pfeile blitzenden Glanz auf,
Und am weiten Himmelsbogen erspäht sie
Allein nur deines Tempels Zinne, schützender Gott,
Ihr Nest sich zu bauen.

So, Leuchtender! der die Himmelsvesten durchmißt,
Ermesse an deines Tempels Gebälk
Mir den Raum — klein, wie ein Vöglein bedarf —
Wo ich schlafe, in Träumen dir nach mich schwingend,
Wo dein frühester Strahl mich weckt

Und wie die Schwalbe die Flügel ich netze im Quell
Zwischen Reigen golddumschleierter Musen
Silbern — dem Rossehuf entsprudelnd — hinab vom Gipfel,
Der von allen stolzen Gebirgen zuerst am Morgen
Den purpurhüllenden Mantel abwirft vom Nacken,
Deinem feuerküssenden Strahl.
Dann wie die Schwalbe durchkreuz' ich deine Bahn
Mit morgenfrischem Hauch, fort bis zum Abend
In deinem Licht, milder Gott, mich freuend,
Und beseligt, daß dein ich gehöre,
Berg' ich, beim Sternenlicht im Nest mich am Tempel,
Wo du, Wissender! der Menschen sterbliche Sinne
Unsterblich erleuchtest.
Da schlaf' süß ich — in Träumen schüchtern deiner Saiten
Spiel rührend,
Und mich freuet ihr Klang, wie wenn selber du anschlägst
das Erz.
Gewaltiger! — geheimnißvoll emporblühende Götter-
sprache strömend.
Dann im geträumten Zwielicht blitzet vergoldet der Hain
Des heiligen Lorber, und am wankenden Zweig
Bersten schwellende Knospen dem kommenden Tag.

Jüterbog, 16. Januar 1850.

A PETÖFI.

PAR

THALÈS BERNARD.

Puisqu'un fatal destin, te frappant avant l'heure,
  Brisa ta lyre d'or; en étouffant ta voix,
Ecoute, ô Petöfi, la France qui te pleure
  Saluer ton tombeau pour la première fois!

Vers la fosse inconnue où, grave, tu reposes,
  Ah! puissent ses accents pleins de regrets amers,
Arriver jusquà toi dans le parfum des roses
  Dont Mai, qui refleurit, couronne les hivers!

Car, aux jours où la neige engourdit la verdure,
  Les deux bras sur le sein, immobile, tu dors
Sans t'éveiller jamais au funèbre murmure
  Du saule languissant qui recouvre les morts;

Mais dès que la luzerne a verdi dans la pleine,
Dès que le rossignol parle avec le Zéphyr;
Que le jeune printemps, sylphe à la rose haleine,
Suspend à l'horizon son manteau de saphir;

Oh, tu dois t'élancer pour contempler, encore
Le coteau verdoyant où bondit le chevreuil.
Et le sombre taillis qui fait, avec l'aurore,
Siffler le merle noir et chanter le bouvreuil!

Tu dois, comme autrefois, suivre les routes vertes,
T'enivrant à longs traits des fraîches voluptés
Que le souffle des cieux verse aux forêts désertes,
Quand la nuit, qui descend, frissonne à leurs côtés!

Oh! si tu viens jamais, songeur, sur la colline
Regarder devant toi couler le bleu ruisseau
Et chercher dans ses eaux où le glaïeul s'incline,
L'étoile qui, jadis, luisait sur ton berceau;

Tourne tes yeux voilés vers la France lointaine,
Un frère t'y regrette, et murmurant tes vers,
Ne sent plus à son coeur peser la lourde chaîne
Qui le retient captif loin des cieux entr' ouverts!

Il suit ta Muse, ami, vers les saintes demeures
Où brille la splendeur des mondes enchantés,
Et, comme elle, voudrait, ne comptant plus les heures,
Habiter un Eden aux éternels étés!

Cet Eden, tu l'as vu, quand ton âme bénie,
O Poëte sacré, chantre à la lyre d'or,
Obéissant heureuse au vol de ton génie
Traversait l'horizon fière et d'un seul essor!

Pour percer l'Infini de ton regard avide
Tantôt tu gravissais le dur flanc des ravins,
Et voyant le vautour qui plane sur le vide,
La lyre frémissante échappait à tes mains!

Tantôt, près du berger perdu dans la campagne,
Tu t'oubliais, tranquille, en face du couchant,
Tandis qu'à pas légers descendant la montagne
Quelque fille aux yeux bleus chantait son vague chant!

Alors ton coeur gonflé de tendresse et d'extase,
Convoitant tour à tour et la terre et le ciel,
Sous un élan vainqueur débordait comme un vase
Où la vierge a mêlé la myrrhe avec le miel!

O Poëte enchanteur, doux comme la Nature,
Harmonieux roseau qui chantais à tout vent,
Quoi! tu ne viendrais plus boire à la source pure,
Où la blanche Etelka t'attendait en rêvant!

Quoi! tu ne verrais plus voler les hirondelles
Réveillant dans les bois les songes printaniers;
Quoi! tu n'entendrais plus gémir les tourterelles
Qui se pâment d'amour aux appels des ramiers!

Mais non! Si le tombeau garde ton corps livide,
Si tes yeux obscurcis ne veulent plus s'ouvrir
. . . .
. . . .

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Oui, ton souffle est vivant dans celui de tes frères,
La Hongrie en entier te parle avec ta voix;
Tes refrains sont bercés sur les lèvres des mères,
Et le pâtre grossier les chante au fond des bois

Laisse donc mon salut frémir à ton oreille
O Héros qui n'as vu qu'un glorieux printemps;
Avant que d'une lyre, à la tienne pareille
Le Monde retentisse, il attendra longtemps!

Paris, 15. Juillet, 1855.

Anhang.

Zur Abtheilung I: „Volkslieder."

Die Lieder Nr. 3, 9, 10, 19, 20, 22 und 38 sind mit Benutzung der schon gedruckten Uebersetzung von Adolf Dux, und Lied Nr. 37 und 38 wurden aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung II: „Volksromanzen."

Romanze Nr. 1 und 4 mit Benutzung der Dux'schen Uebersetzung und Romanze Nr. 5, 6 und 7 aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung III: „Schenkenbuch."

Gedicht Nr. 2, 3, 6, 7, 9, 16 mit Benutzung der Dux'schen Uebersetzung, Gedicht Nr. 15 nach der Uebersetzung von Moritz Hartmann und Friedrich Szarvady, sowie Gedicht Nr. 1, 5, 8, 11, 12, 13, 14, 18 aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung IV: „Gestalten."

Die Gedichte Nr. 7, 9, 10, 11, 12 und 13 aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung VI: „Liebesperlen."

Die Gedichte Nr. 5 und 10 mit Benutzung aller früher erschienenen Uebersetzungen von Adolf Dux, Demeter Dudumi und Moritz Hartmann übersetzt. Thalès Bernard hat das Gedicht Nr. 10 folgendermaßen im Französischen wiedergegeben:

LA DESTINEE.

Ah! si Dieu me disait en un jour de clémence,
«Mon enfant, choisis l'heure où tu dois expirer»
Je répondrais : Seigneur, que l'automne commence
A dorer les grands bois où l'âme vient pleurer ;

Que sous la feuille sombre où le couchant rayonne
Chante un doux rossignol par Juillet oublié,
Mariant sa cadence à la cloche qui sonne
Sur le coteau lointain dans la brume noyé;

Et comme avec l'hiver la pâle mort s'avance
En secret flétrissant la verdure et les bois,
Qu'ainsi près de l'asile où riait l'espérance,
Je sente sa main froide et j'entende sa voix!

Alors, sans m'effrayer, sous le jaune uillage
Je veux comme l'oiseau dire mon dernier chant,
Si beau, qu'il montera jusqu'au divin rivage,
Si doux, qu'il percera le cœur le plus méchant!

Et quand j'aurai chanté mon hymne d'agonie,
Au poëte expirant, qui ne répondra pas.
Donne un dernier baiser, ô maîtresse bénie,
Toi le plus radieux des enfants d'ici-bas!

Mais si Dieu refusait d'accomplir ma prière,
Alors vienne un printemps, un beau printemps guerrier,
Où le cavalier voie, en mordant la poussière,
Son sang comme une fleur rougir son baudrier!

Que le clairon bruyant, rossignol de la guerre,
Jette son fier appel à l'étendard flottant,
Et que mon cœur blessé soit un rouge parterre
Où fleurisse une rose au calice éclatant!

Et me voyant couché sur l'humide prairie,
Viens fermer pour toujours mes lèvres et mes yeux
Sous ton dernier baiser, ô Liberté chérie.
Toi la plus douce sœur des purs enfants des cieux!

(«Mélodies pastorales», Paris 1854.)

Zur Abtheilung VIII: „Naturbilder."

Gedicht Nr. 2 und 4 mit Benutzung der Uebersetzung von Hartmann und Szarvady. Gedicht Nr. 9 und 10 übersetzt von Dux. Gedicht Nr. 3, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17 und 18 aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung IX: „Dritter Liebe Blüten."

Lied Nr. 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 und 11 aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung X: „Tage des Eheglücks."

Sämmtliche 21 Lieder aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung XI: „Rhapsodien."

Die Gedichte Nr. 1, 3, 4, 5, 7 und 8 sind im Original reimlos; die Gedichte Nr. 1, 2, 5 und 7 aus dem Originalmanuscript übersetzt.

Zur Abtheilung XII: „Wolken."

Gedicht Nr. 4 nach Szarvady's, Gedicht Nr. 8 und 28 nach Adolf Dux' Uebersetzung, und Gedicht Nr. 17, 18, 26, 27, 29, 30—37 aus dem Originalmanuscript übersetzt. Gedicht Nr. 14 völlig von Adolf Dux übersetzt.

Zur Abtheilung XIII: „Dem Vaterlande."

Gedicht Nr. 4 völlig von Adolf Dux übersetzt.

Zum Nachworte: „Alexander Petöfi."

Um die auf Seite 574 gemachte Behauptung zu erhärten, daß nämlich auch die erste Uebersetzung, welche überhaupt je von den Liedern Petöfi's erschien, durch meine Anregung zu Stande kam, diene folgender Brief:

„Herrn Karl Maria Benkert (Kertbeny) in Pest.

Euer Wohlgeboren!

Ihr Schreiben dato 20./11. hat mich ebenso sehr überrascht, als gefreut, weil ich erfahren, daß Petöfi selbst meine Uebersetzung gewürdigt. Ihren Antrag nehme ich unter den gestellten Bedingungen an und würde demselben auch sogleich mit der Ausführung entgegenkommen, wenn mir die Bücher zu Gebote stünden; vielleicht vermögen Sie

unsern liebenswürdigen Dichter, mir seine Werke zu schicken; oder können Sie es wol selbst thun? Wenn mir übrigens Petöfi, wie Sie versprechen, selbst schreiben wird, so werde ich mich zehnfach angeregt fühlen, ihn der deutschen Welt vorzuführen.

Mit Achtung Ihr ergebener

Adolf Dux.

Preßburg, 26. November 1845."

Berichtigungen.

S. 2, Z. 3 v. o., statt: Chikós, lies: Csikós
» 174, » 5 v. o., st.: drück, l.: drückt
» 291, » 12 v. o., st.: Wo mir, l.: Wo nie
» 345, » 7 v. u., st.: kurz nur der, l.: nur jener
» 355, » 2 v. o., st.: Gefallne, l.: Gefallnen

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte in eleganten Ausgaben.

Bauernfeld, Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Doerr (A.), **Album aus Italien.** 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Enslin (K.), **Fromm und frei.** Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer (J.), **Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Siebente Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

——, **Zu allen guten Stunden.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

——, **Fester Grund.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hessemer (F. M.), **Lieder der unbekannten Gemeinde.** Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Horn (M.), **Die Pilgerfahrt der Rose.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

——, **Die Lilie vom See.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

——, **Magdala.** Dichtung. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marggraff (H.), **Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Müller (W.), **Gedichte.** Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

Oswalt (Curt), **Harald Sängerkönig.** Das ist das Lied von der Liebe Macht. Dichtung. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Schulze (E.), **Sämmtliche poetische Werke.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.

——, **Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Sechste Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb. 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb. 3 Thlr.

——, **Cäcilie.** Romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

——, **Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sturm (J.), **Gedichte.** Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

——, **Neue Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

——, **Fromme Lieder.** Dritte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

——, **Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe.** Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

R. 1760